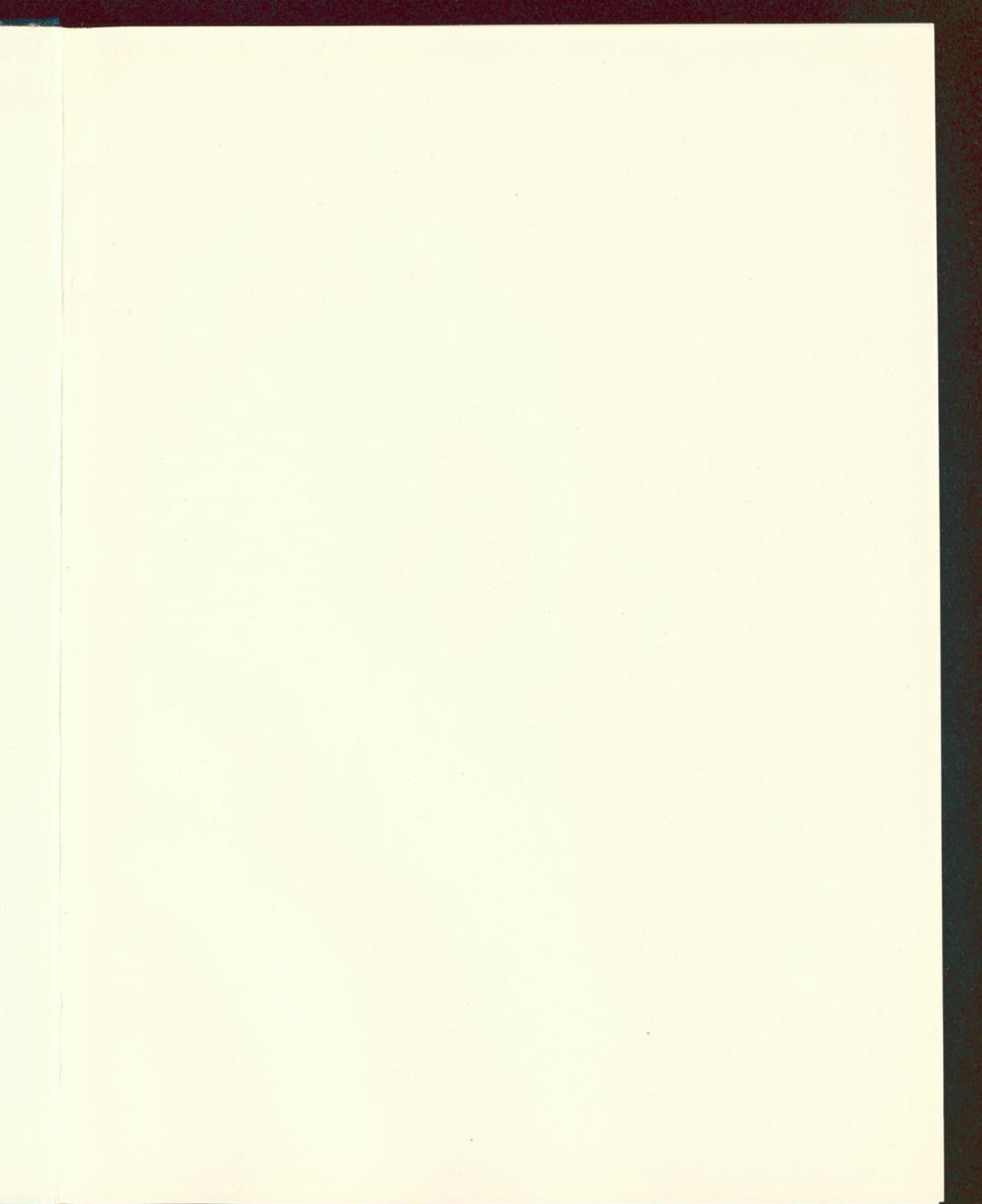
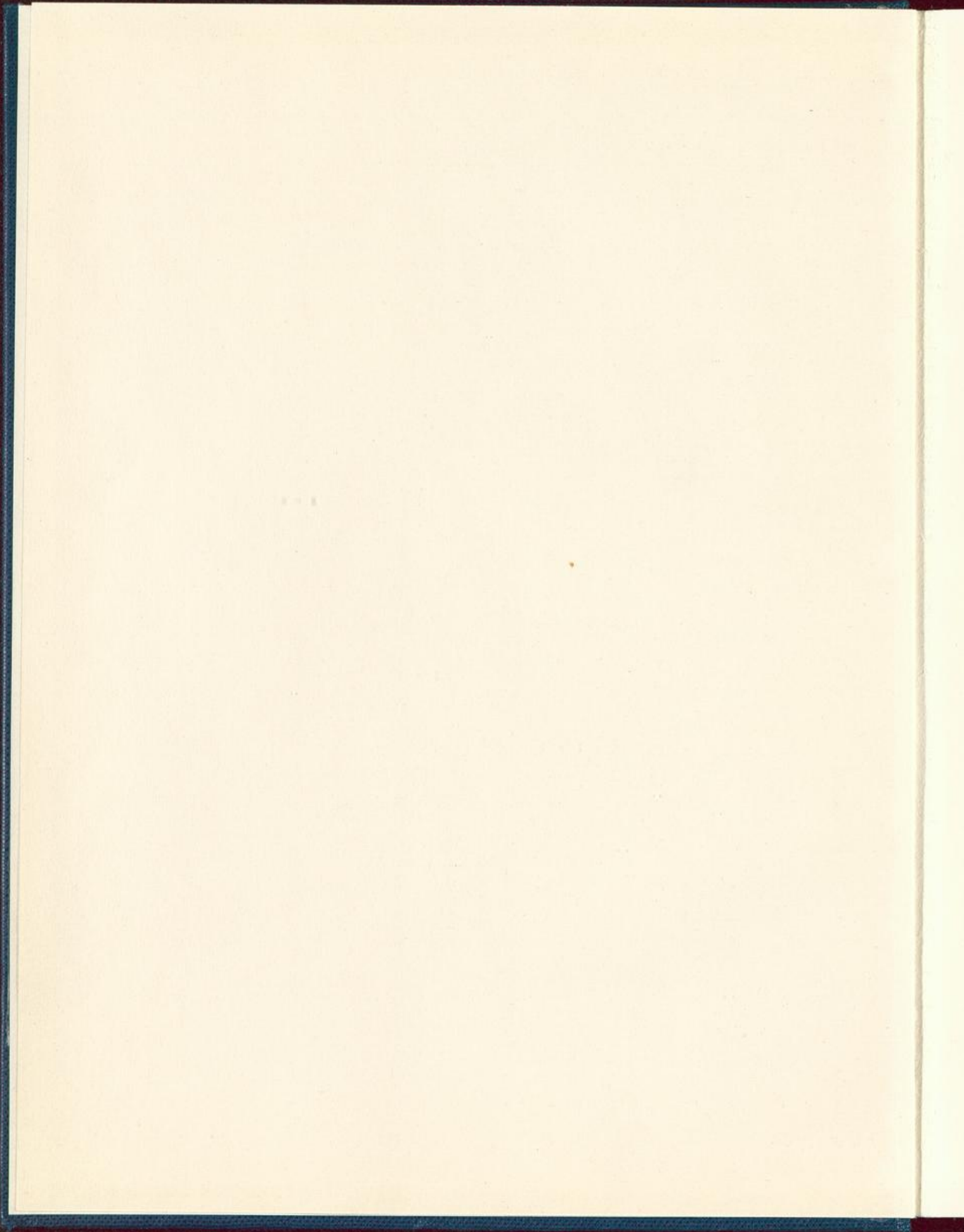


*GEISTIGES BREMEN*







GEISTIGES BREMEN

GEISTIGES BREMEN

HERAUSGEBEN VON STANISLAUS SAUK

CARL ZOHREN'S VERLAG BREMEN

CHRISTOPHER BROWN

INHALT

Verzeichnis der Aufsätze

# GEISTIGES BREMEN

HERAUSGEGEBEN VON ALFRED FAUST



CARL SCHÜNEMANN VERLAG BREMEN

DIE SPARKASSE IN BREMEN ERMÖGLICHTE DIE HERAUSGABE DIESES WERKES

# GEISTIGES BREMEN

HERAUSGEBEN VON ALEXID FURST

01.A.4600



WI 6921

Alle Rechte beim Carl Schünemann Verlag Bremen Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages  
Satz und Druck Carl Schünemann Bremen · Buchbindearbeiten Klemme & Bleimund, Bielefeld · Printed in Germany 1960

## INHALT

<i>Wilhelm Kaisen</i>	Vorwort	7
<i>Franz Rosenberg</i>	Die Stadtentwicklung und das Bauen seit 150 Jahren	9
<i>Hermann Friedrich</i>	Die Naturwissenschaften in Bremen während der letzten 150 Jahre	19
<i>Herbert Abel</i>	Geographie und Völkerkunde in Bremen	29
<i>Alfred Jacobs</i>	Wirtschaftswissenschaftliches Denken in Bremen	43
<i>Günter Schulz</i>	Volksbildung und Arbeiterbildung in Bremen	52
<i>Hans Wegener</i>	Die Bremer Bibliotheken	73
<i>Hinrich Wulff</i>	Bremen – eine « pädagogische Station »	83
<i>Karl H. Schwebel</i>	Kirche und Kultur in Bremen	99
<i>Eberhard Lutze</i>	Die Bremer Museen als Besitz und Aufgabe	126
<i>Horst Keller</i>	Kleine Bremer Malergeschichte seit 1800	136
<i>Alfred Faust</i>	Sammler und Mäzene	148
<i>Conrad Heinemann</i>	Bremen und sein Theater	158
<i>Klaus Blum</i>	Musikleben in Bremen	177
<i>Kurt Roselius</i>	Bremer Dichter in der deutschen Literatur	207
<i>Rudolf Frenzel</i>	Die Volkskunde	225
<i>Hans Jessen</i>	Presse und Rundfunk	237
<i>Rolf Engelsing</i>	Bremens Buchgewerbe	248
<i>Friedrich Prüser</i>	Der Sinn für Bremens Geschichte	264
	Personenregister	287
	Bildnachweis	296

# INHALT

7	Vorwort	Wilhelm Kaim
9	Die Stadtwirtschaft und das Brauen im 19. Jahre	Franz Kuntze
19	Die Naturwissenschaften in Bremen während der Jahre 1870-1879	Hermann Friedrich
29	Geographie und Völkerverkehr in Bremen	Herbert Hübner
41	Wirtschaftswissenschaftliches Denken in Bremen	Alfred Jacob
51	Volkshilf und Arbeiterbildung in Bremen	Günther Zehle
57	Die Bremer Bibliothek	Franz Wegner
67	Bremen - eine - geographische Skizze	Hans Wolf
79	Kirche und Kultur in Bremen	Karl W. Schenck
116	Die Bremer Museen als Bausteine und Aufgabe	Theodor Lutz
120	Kleine Bremer Maler-Galerie seit 1870	Franz Keller
144	Sinnlichkeit und Natur	Alfred Faust
155	Bremen und sein Theater	Günther Hübner
177	Mittelalter in Bremen	Klaus Blum
207	Bremens Handel in der deutschen Hanse	Kurt Hübner
221	Die Volkshilfe	Rudolf Frensch
237	Fremdenverkehr	Hans Jansen
244	Bremens Bergbau	Rolf Engberg
267	Die Ziele für Bremens Geschichte	Friedrich Frensch
287	Fremdenverkehr	

## Vorwort

Viele Bürger unserer Stadt haben sich immer schon eine fesselnd geschriebene Übersicht über die Geschichte des kulturellen und geistigen Lebens Bremens in den letzten eineinhalb Jahrhunderten gewünscht. In diesem Buch wird dieses Thema durch eine Reihe von Beiträgen von hervorragenden Sachkennern behandelt und versucht, sie zu einer Art Gesamtdarstellung des bremischen Geisteslebens zu vereinigen.

Wir lernen Bremen von einer Seite kennen, die sich würdig seiner wirtschaftlichen und handelspolitischen Bedeutung anpaßt. Die Leistungen der vergangenen Generationen auf diesen beiden Gebieten sind vielfach behandelt worden, ebenso die Leistungen auf den Gebieten der staatlichen und politischen Gestaltung Bremens. Es fehlte immer schon eine Darstellung der Entwicklung der geistigen und kulturellen Strömungen, und zwar so dargestellt, daß sie unserer heranwachsenden Generation das geistige Geschehen unserer Tage klarzumachen und in ihrer Bedeutung nahezubringen vermag.

Es sind zwei äußere Geschehnisse, die zu diesem Buch den Anlaß gegeben haben. Der erste liegt in unseren Zeitverhältnissen. Immer schneller und wirksamer verwandelt sich Bremen. Sein ganzes Wesen ist von dem Neuen, das vielfach von der rapiden Entwicklung der Technik ausgeht, einem großen Wandlungsprozeß unterworfen. Die Folge ist, daß sich Bremen heute in schnellerem Tempo verändert als früher. Mit ihm ändern sich auch die Wünsche und Vorstellungen der Menschen schneller, als es sonst üblich war. Wir können diesem Wandel keinen Einhalt gebieten; wir sollten aber eines nicht unterlassen: immer wieder darauf hinzuweisen, daß eine gute Zukunft nur möglich sein wird unter Beachtung der Überlieferungen und Werte der Vergangenheit.

Den zweiten Anstoß zu diesem Buch gab der hundertfünfunddreißigjährige Gründungstag der Sparkasse in Bremen. Der Vorschlag, statt der fälligen Jubiläumsschrift die Herausgabe eines Werkes ermöglichen zu helfen, das sich mit der wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklung in den vergangenen Jahrzehnten befaßt, fand die einhellige Zustimmung des Verwaltungsrates und des Vorstandes unserer Sparkasse. Durch Befürwortung von Herrn Generaldirektor Richter wurden die erforderlichen Mittel bereitgestellt, wofür ich hiermit ihm und der Sparkasse danke.

Nun noch ein Wort an den Leser. Was in diesen achtzehn Beiträgen insgesamt zum Ausdruck gelangt, ist der Hinweis darauf, daß es trotz aller technischen

Umwälzungen immer wieder darauf ankommt, die geistigen Vorgänge unseres Lebens in ihrem Werden und in ihrer Wandlung zu begreifen als Ausdruck eines universalen Bildungsprozesses. Wer sich bemüht, diesen Prozeß zu erkennen, wird auch bald den Entschluß fassen, um die Neugestaltung des geistigen und kulturellen Lebens bemüht zu sein. Das allein bringt im Grunde genommen Nutzen und Gewinn, nicht nur für den Beteiligten selbst, sondern auch für alle. Ich hätte noch sehr gern einen Beitrag gesehen über die Veränderungen im geistespolitischen Ideenbild des letzten Jahrhunderts. Die Politik und die Parteien unterliegen bekanntlich der ideologischen Anziehungskraft der vier großen Ideenströme, die dem christlichen, liberalen, nationalen und sozialistischen Gedankengut entspringen. Auch Bremen war gegen diese Ideen nicht immun, sondern es wurden oft bittere Fehden über die Richtigkeit dieser und jener als Dogmen erstarrten Ideen ausgetragen. Angesichts der unbedingten Notwendigkeit, im Interesse der Funktion der Demokratie allen ideologischen Tendenzen im totalitären Machtstaat Widerstand zu leisten, wäre eine ins einzelne gehende Darstellung des Verlaufs dieser geistespolitischen Strömungen wünschenswert. Es ist im letzten Jahrhundert auch in den politischen Zirkeln und Vereinen in Bremen oft davon gesprochen worden, die aus früherer Zeit überkommene religiöse Weltorientierung durch eine wissenschaftliche zu ersetzen. Es entstand damit aber anstelle des religiösen kein neues einheitliches wissenschaftliches Weltbild, weil das die Vielfalt von Einzelwissenschaften nicht zuließ. Das machten sich die totalitären Systeme zunutze, um nun ihrerseits ein geschlossenes Bild des Gesamtzusammenhangs der Welt zum Glaubensdogma zu erheben, während umgekehrt der demokratische Staat bewußt die Selbstregelung des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens garantiert. Ein jeder muß wissen, daß das keine Schwäche der demokratischen Ideenwelt ist, sondern daß sich aus den Erfahrungen und den Lehren, die uns besonders die Geschichte des letzten Jahrhunderts erteilte, diese Einstellung ergab. Die Fülle und Mannigfaltigkeit geistiger Standorte und Werte sind zwar für jedes totalitäre System eine Gefahr; aber für das demokratische System und für den Fortschritt auf allen Gebieten der Wirtschaft und der Gesellschaft ist diese Fülle geradezu eine Lebensnotwendigkeit. Eine bremische Geschichte der bedeutsamsten Geistesströmungen im neunzehnten Jahrhundert müßte also noch geschrieben werden.

Trotz dieses Wunsches ist das, was dieses Sammelwerk darbietet, sehr zu begrüßen. Es dient der Erkenntnis und vermittelt neues Wissen. Der Leser sieht sich belohnt und durch ihn auch der Autor. Ich hoffe, daß dieses Werk zur inneren Sammlung und Besinnung auf die wesentlichsten Güter des geistigen Lebens beiträgt. Nennen muß ich noch Alfred Faust, der mit gewohnter Meisterschaft die Aufgabe übernahm, die Schaffung und Herausgabe dieses Buches zu verwirklichen.

Wilhelm Kaisen

Bürgermeister

Präsident des Senats

der Freien Hansestadt Bremen

*Die Stadtentwicklung und das Bauen seit 150 Jahren*

Bekannt ist, daß *Johann Smidt* ein großer Staatsmann und erfolgreicher Diplomat war. Daß er außerdem ein erfolgreicher Städtegründer war, ist ebenfalls bekannt. Daß Smidt aber mit seinem Entschluß, aus der Buchtstraße aus-zuziehen und ein Wohnhaus an der Contrescarpe und Häuser für seine Söhne an der Kohlhöckerstraße zu bauen, eine für die Entwicklung der Gestalt Bremens ungemein wichtige und folgenschwere Tat vollbracht hat, ist wenig oder gar nicht bekannt. Bei seinem Entschluß, auf einem unwirtlichen Stück Land an der Unterweser die neue Stadt Bremerhaven zu gründen, ist er sich sicher der Tragweite seiner Handlung bewußt gewesen. Das macht ja Größe und Bedeutung dieses Entschlusses aus. Seinen Entschluß, aus der Enge der Altstadt in das «Grün der Vorstadt» zu ziehen, hat er aber zweifellos als seine persönliche Angelegenheit angesehen. Dies ändert wiederum nichts an den objektiven Folgen für die Stadtentwicklung.

Der Bau seines Landhauses an der Contrescarpe löste nämlich den Bau weiterer Landhäuser aus. Die von ihm gewählte Gegend wurde sozusagen Mode; die Standortvorteile waren, um in der Fachsprache des Städtebauers zu reden, hier aber auch überzeugend, denn der Altstadt auf Fußgängerentfernung nahe zu wohnen und dabei trotzdem alle Vorzüge des Wohnens im Grünen zu genießen – das war schon ein annehmbares Leitbild. Dem folgten dann auch viele. Und weil es viele taten, wurde es bald wieder eng in dem ursprünglich so freien und weiten Quartier. Pagentorn, Schwachhausen und Oberneuland wurden die neuen, bevorzugten Standorte für Wohn- und Landhäuser. Manches für die Stadtentwicklung Wichtige, der Standort des Hauptbahnhofs, der Ausbau des Bürgerparks u. a. entstand als Folge oder in Wechselwirkung zu dieser von Smidt ausgelösten Bewegung.

Wie wäre aber alles verlaufen, wenn Smidt z. B. in einem der Gärten der Neustadt sein Landhaus gebaut hätte? Bei den «Kohlhöckers» war es 1843, in dem Jahr, in dem Smidt sein Haus an der Contrescarpe bezog, sicher nicht viel feiner als zur gleichen Zeit Am Deich. Welche Folgen für die Stadtgestalt und welche Folgen für die Sozialschichtung der Bevölkerung wären eingetreten, wenn Smidt sich für die Neustadt entschieden hätte!

Oder wenn Smidt auf die hohe Geest zwischen Lesum und Vegesack gezogen wäre anstatt an die Contrescarpe? Die Altstadt, heute eine Einheit aus histo-

rischem Stadtkern und City, wäre zwar auf die Dauer für diese Funktion verloren gewesen, aber die Wohnstadt hätte im wahrsten Sinne des Wortes hoch und trocken gelegen, und im Osten hätten sich die Arbeitsstätten ungehindert ausbreiten können. Manche, ja fast alle Sorgen der Beschaffung von Flächen für die Hafenerweiterung, für die Industrieansiedlung und für den Wohnungsbau hätten wir heute nicht.

Doch was sollen solche städtebaulichen Träumereien? Hypothesen, die zu Ende gedacht werden, sind zwar alles andere als unnützlich; hier aber wird schon mit ihrer Andeutung das Thema dieses Beitrages abgesteckt:

Vor 135 Jahren hatte Bremen 50000 Einwohner und einen durchschnittlichen jährlichen Wanderungsgewinn von 230 Personen. Das Weichbild der Stadt erstreckte sich längs der Weser etwa vom Dobben/Sielwall bis zur Stephankirchweide. Heute ist die Zahl der Einwohner auf über eine halbe Million gestiegen und steigt jährlich durch Wanderungsgewinn weiter um rd. 10000 Personen. Die Länge des Stadtgebietes auf dem rechten Weserufer von Mahndorf bis Farge beträgt über 40 km, die Ausdehnung der Stadtlandschaft greift erheblich über diese Strecke hinaus. Aus einer Hafen- und Handelsstadt, die durch die Versandung der Weser tödlich bedroht war, ist eines der Ballungsgebiete der Bundesrepublik geworden mit einem Wirtschaftsraum von etwa einer Million Menschen.

Es wäre vermessen, in dem hier zur Verfügung stehenden Raum eine, wenn auch nur skizzenhafte Beschreibung dieser Entwicklung vorzunehmen. Es soll aber versucht werden, den Wandel zu beschreiben, der in dieser Zeit eingetreten ist, und zwar an Hand von Schilderungen charakteristischer Wendungen und an Hand einzelner Bauten, die gewissermaßen stellvertretend für viele betrachtet werden sollen.

Die Baukunst ist bekanntlich diejenige der Künste, für die der l'art-pour-l'art-Standpunkt am wenigsten gilt. Ihre Werke werden im Gegenteil geschaffen, damit die Menschen sie benutzen für alle die Zwecke, die das bunte Leben im Alltag und an Feiertagen mit sich bringt. Hierin sind hohes Ziel und Gefahr gleichzeitig enthalten. Hieraus ergeben sich aber auch eine enge Verbindung und starke Abhängigkeit vom Wandel der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Art, in der man um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Bremen baute, stand noch unter dem mittelbaren Einfluß der Ereignisse, die in der vorangegangenen Zeit nicht nur Bremen und Deutschland, sondern ganz Europa erschüttert hatten. Die napoleonischen Kriege, die Kontinentalsperre, der Aufstieg und der Niedergang des Französischen Kaiserreichs und die anschließende Zeit der allmählichen Konsolidierung. In dem Buch «Bremen und seine Bauten 1900», das Mitglieder des Architekten- und Ingenieurvereins verfaßt haben – ich gestehe, daß ich mehr als einmal mit Interesse und Vergnügen darin gelesen habe und daß ich es als ein Werk von schon historischem Wert ansehe –, steht hierzu zu lesen:

*Für die bremische Baukunst ist diese lange Periode des wirtschaftlichen Nieder-*

gangs verhängnisvoll geworden. Die solide Wohlhabigkeit, die aus den Fassaden der vorbergehenden Jahrhunderte spricht, kennzeichnet kein Bürgerhaus der folgenden Zeit mehr. Der Sinn für das Monumentale in der Architektur, der auch in dem bescheideneren Ziegelhaussteinbau noch zum Ausdruck kommt, ist verlorengegangen und das Verständnis für den künstlerischen Wert des Sandsteins mehr und mehr abhanden gekommen. Diese veränderte Sinnesweise in der Wertschätzung des Materials als eines künstlerischen Faktors, verbunden mit einem während des Zeitalters der Revolution künstlich großgezogenen Hang zur bürgerlichen Einfachheit, die in einer noch dazu mißverstandenen Antike ihr Heil erblickt, kommt in den phantasielosen geputzten Fassaden mit ihren schlicht geschwungenen oder einfach dreieckigen Giebeln und dem dekorativen Beiwerk streng gezeichneter Vasen, Pinienzapfen, Büsten oder dergleichen zum Ausdruck. Mehr und mehr kommt auch die gerade geschlossene Fassade in Aufnahme. Der vom Empire besonders bevorzugte dorische Stil, der auch bei den in dieser Zeit entstehenden Thor- und Wachtgebäuden eine Rolle spielt, zeigt sich bei den Wohnhausfassaden in den mit Tropfenanlagen gezierten Hauptgesimsen sowie an den Gesimsverdachungen zahlreicher Portale. Diese erhalten meist einfache Faschenumrahmung, seitliche schmale Lisenen und elegant gezeichnete, das Gesims tragende Konsolen. Auch die Fenster sind von einfachen Faschen umrahmt, ab und zu durch ein fein profiliertes Gesims oder eine streng gezeichnete Verdachung bekrönt. Ornamentales, wo es aber auftritt, meist nur in Putz angetragenes Beiwerk, ist selten.

Die ganze Wohnhausarchitektur der Empirezeit macht in ihrem überwiegenden Putzcharakter mehr den Eindruck von Eleganz und bürgerlich schlichter Vornehmheit als den eines wirklich gediegenen und soliden Wohlstandes.

Es lohnt sich, diese Sätze zweimal zu lesen und dazu die Abbildungen der Häuser an der Brautstraße und des Smidtschen Hauses an der Contrescarpe zu betrachten. Ich bin dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß der Mann, der im Jahre 1900 rückblickend diese Häuser beschrieben hat, sehr treffend charakterisierte. Ziegelrohbauten und Werksteinbauten schätzen wir auch heute sehr, aber Fenster mit einfachen Faschen, fein profilierte Gesimse oder eine streng gezeichnete Verdachung an Putzbauten empfinden wir heute keineswegs als phantasielos. Wir wünschen uns, daß heute viel mehr Bauten von Eleganz und bürgerlich schlichter Vornehmheit in unserer Stadt stünden an Stelle der Bauten, die die Baumeister der Jahrhundertwende gebaut haben und denen sie den Ausdruck des gediegenen und soliden Wohlstandes zu verleihen sich bemüht haben. Doch ich greife vor.

Es stimmt nachdenklich, wenn man liest, wie bei Betrachtung des gleichen Objektes eine vor sechzig Jahren ausgesprochene Kritik heute als ihr genaues Gegenteil empfunden wird. Im Jahre 1900 schrieb der Verfasser den zitierten Text ohne Zweifel mit der gleichen Sicherheit nieder, wie ich heute, im Jahre 1960, meinen Text schreibe. Und in weiteren sechzig Jahren, im Jahre 2020?! Soviel steht fest, daß mein Enkel bestimmt anders urteilen wird als ich.

Es reizt, das bauliche Gesicht Bremens in der Zeit, als das eben zitierte Urteil

über die Bauten der vorangegangenen Episode gefällt wurde, zu betrachten und die noch folgenden vierzehn Jahre bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges in die Betrachtung mit einzubeziehen, weil sie diesen zeitlichen Abschnitt abrunden. Die äußeren Ereignisse der Zeitgeschichte sind, stichwortartig zusammengefaßt, folgende: die Weserkorrektion des genialen Ingenieurs *Ludwig Franzius*, der Bau der Freihäfen, die Entwicklung bedeutender Industrien, Norddeutscher Lloyd, Petroleum, Baumwolle, Tabak, der Strom der Auswanderer lassen Bremen als Hafen- und Handelsstadt eine ungeahnte Blüte erleben. Der dadurch erreichte «wirklich gediegene und solide Wohlstand» wirkt durch zahlreiche Bauten auf die Erscheinung des Stadtbildes.

*Heinrich Müller* [1819–1890] darf als charakteristischer Vertreter dieser Zeit gelten. 1852 erbaut er das von Kapffsche Wohnhaus und Weinrestaurant am Altstadtbrückenkopf der Großen Weserbrücke. Der Bau galt als eine besondere Leistung Müllers in seiner romantisch-mittelalterlichen Periode. Dieser für die Weserfront der damaligen Zeit charakteristische Bau ist im zweiten Weltkrieg zerstört worden. In einer zweiten Stilperiode bedient sich Müller unter dem Einfluß Schinkels und Chateaufs antiker Formen und baut in dieser Zeit eine große Anzahl stattlicher Wohnbauten für anspruchsvolle Bauherren, von denen es damals sehr viele in Bremen gegeben hat. Das von ihm für Konsul Lürmann an der Contrescarpe umgebaute Haus, das erhalten geblieben ist, kann als schönes Beispiel für diese Schaffensperiode Müllers gelten. Aus seiner sogenannten Renaissance-Periode stammt das Wohnhaus Schütte an der Kohlhöckerstraße, das 1881 erbaut worden ist.

Alle drei Bauten lassen die sichere Hand eines Baumeisters von hohem Formgefühl spüren. Zugleich spürt man aber auch den kapitalkräftigen Bauherrn, von dem der Architekt bei Planung und Bauausführung wußte, daß er nicht mit dem Pfennig knausern würde. Merkwürdig berührt uns die Unbedenklichkeit, mit der der Architekt in seinen einzelnen Stilperioden sich der Bauformen bedient, die in der Vergangenheit entwickelt worden sind. Als Renaissanceformen zum zweiten Male wiederentdeckt wurden [um das härtere Wort «Mode wurden» zu vermeiden], soll Müller begeistert ausgerufen haben, nun habe man endlich einen Stil. Er meinte damit, daß er sich nun endlich solcher Stilformen bedienen könne, die dem repräsentativen Streben seiner Zeit besonders gut entgegenkamen. So fremd uns heute dieser Eklektizismus erscheint, so sehr muß man anerkennen, daß nicht nur die drei gezeigten, sondern auch zahlreiche andere Bauten Müllers architektonischen Wert haben, und daß sie alle echter Ausdruck ihrer Zeit sind. Das muß der um 1865 errichteten Börse auch zugestanden werden. Wenn man die Bilder der Ostseite des Marktplatzes vor und nach dem Börsenneubau betrachtet, so bedauert man heute die Beseitigung der Bauten, die ursprünglich dort gestanden haben, nicht nur aus denkmalpflegerischen und kulturhistorischen Gründen, sondern auch aus Gründen des Maßstabes und der Raumbildung.

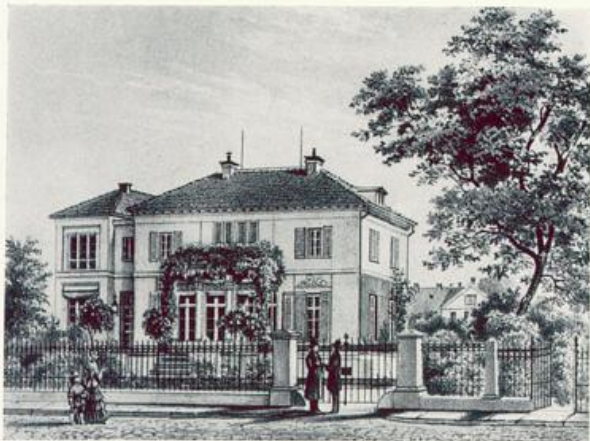
Etwas muß hier aber mit einer besonderen Anerkennung für Müller hervorgehoben werden, nämlich die Schaffung und Gestaltung des Börsendurchganges.

Die Häuser Martinistraße 17 und 18 sind charakteristische Beispiele bürgerlicher Baukunst der nachnapoleonischen Zeit.

Wohn- und Geschäftshäuser an der Brautstraße, die etwa um 1850 gebaut worden sind. Die Werbetafeln stammen aus späterer Zeit. Die Häuser wurden im zweiten Weltkrieg vollständig zerstört.



TAFEL I



*Das Wohnhaus von Bürgermeister Johann Smidt an der Contrescarpe.*



*Ursprüngliche Form eines Landhauses an der Contrescarpe (Architekt Polzin).*



*Zustand nach einem Um- und Erweiterungsbau aus Heinrich Müllers klassizistischer Schaffensperiode, wie er heute noch besteht.*



*Das von Heinrich Müller in gotischen  
Formen erbaute v. Kapffsche Haus.*



*Das Haus Schütte in der Kohlböckerstraße  
von Heinrich Müller in Renaissanceform.*



*Das Neue Rathaus  
(Architekt Gabriel v. Seidl),  
Baujahr 1909 bis 1912.*



*Das sogenannte Haus des  
Reichs (Architekten BDA  
Eberhard und Hermann  
Gildemeister), erbaut 1929  
bis 1931.*

Wir kennen ihn seit Jahren in einer wenig schönen und etwas verkommenen Form. Wenn das «Haus der Bürgerschaft» aber steht, wird auch hier wieder neues Leben entstehen. Dann wird erst recht deutlich das Herauskommen, was ich als besondere Leistung des Architekten empfinde, nämlich die Form der Treppe, die nicht nur schlechthin eine Höhendifferenz überwindet, sondern bei deren Gestaltung er aus der Ungunst einer Gegebenheit eine Attraktion macht und dabei die Domtürme in ihrer Wirkung steigert. Die Entfernung des Obergeschosses über dem Durchgang wird diese Wirkung noch verstärken. Die Ausbildung des Börsendurchganges als Fußgängerstraße ist seinerzeit sicher überwiegend aus formalen Gründen erfolgt. Daß wir es heute aus funktionellen Gründen gern aufgreifen und in unser System der Fußgängerwege eingliedern, sei hier nur am Rande vermerkt.

Neben Müller haben in der Zeit bis 1914 auch andere Architekten gewirkt und zahlreiche Bauten errichtet. Daß der Zeitgeist, aus dem heraus die Architekten damals geschaffen haben, uns fremd ist, habe ich eben schon vermerkt. Trotzdem muß aber objektiv an vielen Bauten architektonische Qualität festgestellt werden. Ich bedauere, hier weitere Einzelheiten über Bauwerke und ihre Baumeister nicht erörtern zu können. Eine Ausnahme, und zwar eine kritische, muß ich aber doch machen: sie betrifft den Architekten *Poppe*. Er war auch eine kraftvolle Persönlichkeit, und Zurückhaltung soll nicht seine Stärke gewesen sein. Man braucht Näheres über ihn und sein Schaffen nicht auszuführen; es genügt, auf das Lloydgebäude und die Baumwollbörse zu verweisen. Das Lloydgebäude, zu dessen wenig glücklichen Benutzern seit Jahren ausgerechnet die Bauverwaltung zählt, hat seinen Turm verloren, seine Masse ist von der Nachbarbebauung, die durchweg höher als vorher wiedererrichtet worden ist, gewissermaßen eingeholt, so daß die ursprünglich wohl nicht sehr glückliche architektonische Wirkung dieses Komplexes neutralisiert worden ist. Der Koloss der Baumwollbörse ist aber städtebaulich und architektonisch so gewalttätig geformt, daß er Marktplatz und Stadtsilhouette nach wie vor schwer beeinträchtigt. Unsere Generation wird nichts mehr ausrichten können, hier werden unsere Nachfolger zeigen müssen, was sie vermögen. Belassen kann man den Zustand auf die Dauer nicht.

Leider ist Poppe nicht der einzige Baumeister dieser Periode gewesen, der in dieser Form für unser Empfinden maßstablos, protzig und schwer geschaffen hat. Da in der Art und Weise, in der damals Aufträge erteilt, Planungen aufgestellt und Bauten ausgeführt wurden, uns manches nicht liegt, neige ich zu dem Urteil, daß der Wohlstand dieser Jahrzehnte und seine baulichen Folgen dem Gesicht der Stadt nicht zuträglich gewesen sind. Wenn ich dieses Urteil aber trotzdem nicht fälle, so hindert mich daran nur ein Bauwerk, dessen Entstehung auch in diese Zeit fällt: das Neue Rathaus, das *Gabriel v. Seidl* in den Jahren 1909 bis 1913 gebaut hat.

Auch Seidl wählte Renaissanceformen und gestaltete aus der Zeit heraus, die ich eben beschrieben habe. Doch alles das wird uninteressant, wenn man vor dem Bauwerk steht, wenn man es umschreitet, wenn man die Beziehungen zur

Liebfrauenkirche fühlt. Ob man von der Bischofsnadel herkommt und zugleich auf die Domtürme und das Bismarckdenkmal blickt, oder ob man von der Domscheide auf die Baugruppe sieht, oder im Liebfrauenkirchhof steht, immer empfindet man fast ein körperliches Wohlbehagen, wenn man dieses Kunstwerk betrachtet. Im Innern ist es zudem, auch wenn man alle Einzelheiten kennt, doch immer wieder beeindruckend zu spüren, wie selbstverständlich Altes und Neues Rathaus ineinander übergehen. Es ist Zeit, das Bauwerk unter Denkmalschutz zu stellen. Nicht, daß die Gefahr der Vernachlässigung oder Verschandelung bestünde, davor schützt die Tatsache, daß es ein öffentliches Gebäude im Eigentum der Stadt ist. Ich halte eine Verleihung des Denkmalschutzes vielmehr deshalb für notwendig, um dem zeitlosen Rang dieses Kunstwerkes öffentlich und für die Dauer die schuldige Reverenz zu erweisen.

Im Jahre 1919 hatte Bremen 255 000 Einwohner, im Jahre 1938 343 000 Einwohner. Die Periode zwischen dem Ende des ersten Weltkrieges und dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges umfaßt zwanzig Jahre, innerhalb derer sich in Bremen und Deutschland große Wandlungen vollzogen. Formelhaft zusammengefaßt könnte man für den politischen Sektor sagen: Weimarer Republik und Drittes Reich, wenn man die Kriegsjahre 1939 bis 1945 in diesem Zusammenhang einmal außer Betracht läßt. Es mutet auf den ersten Blick merkwürdig an, daß das atemberaubende Geschehen dieser Jahre sich baulich in Bremen nicht so nachhaltig ausgewirkt hat, wie das in anderen deutschen Städten der Fall gewesen ist.

Auf dem Gebiete des Kleinwohnungsbaues ist sowohl städtebaulich als auch architektonisch manches Saubere und Ordentliche geschaffen worden. Der Name der Siedlung Grolland mag hier stellvertretend für manches andere stehen. Das sogenannte Haus des Reichs, das als Verwaltungsgebäude der Nordwolle 1931/32 erbaut worden ist, stellt nicht nur ein charaktervolles Bauwerk dar, sondern muß förmlich als der bauliche Ausdruck des Beginns einer Strukturveränderung an der Contrescarpe zu beiden Seiten des Herdentors gewertet werden.

Schließlich muß die Böttcherstraße genannt werden, deren Bauherr *Ludwig Roselius* und deren Architekt *Hoetger* gewesen ist. Skurril und abwegig im einzelnen gestaltet, war sie für die avantgardistischen zeitgenössischen Architekten ein Greuel, für fremde, aber auch für einheimische Besucher ist sie heute inzwischen eine Attraktion geworden. Die städtebauliche Neugestaltung der Umgebung sichert dieser Anlage die gute Verkehrslage, die mit dazu beiträgt, daß die Böttcherstraße ständig voller Leben ist.

Haus des Reichs und Böttcherstraße sind als Bauwerke grundverschieden. Gemeinsam ist ihnen doch, daß sie echter Ausdruck des Bauschaffens in der Zeit zwischen 1919 und 1933 sind. Sie sollten nach meiner Meinung ebenfalls unter Denkmalschutz gestellt werden, damit sie in ihrer charakteristischen Form als Zeugnis ihrer Zeit erhalten bleiben.

Der wirtschaftliche Niedergang in Bremen nach 1931 und das kühle Verhältnis zum Nationalsozialismus haben bewirkt, daß das Zwischenspiel deutschen

Bauschaffens, das in anderen Städten schlimme Folgen gehabt hat, Bremen verschonte. Zwar hat es auch hier an großen Planungen nicht gefehlt, von denen manches Blatt unzerstört geblieben ist und besonders Interessierten zur Bestätigung dienen mag. Außer den unbequemen Treppen am Domshof ist aber nichts ausgeführt worden.

So hat die Zeit zwischen den Weltkriegen das bauliche Gesicht Bremens zwar hier und dort verändert, vergleicht man aber den Wandel, der durch die beiden Weltkriege zwischen 1914 und 1939 eingetreten ist, so erscheint die Umgestaltung Bremens in den Jahren zwischen den Weltkriegen unbedeutend.

Um so grausamer waren die Schläge, die Bremen während der letzten Jahre des zweiten Weltkrieges erhielt. Zahlen und Daten sind oft genug gebracht worden und bekannt. Der Blick auf die zerstörte Altstadt zeigt wie in einem Brennspiegel nicht nur das Ausmaß der Zerstörung der Stadt, sondern läßt auch den Akkord aus Schmerz, Klage und Hoffnungslosigkeit wiederertönen, den jeder in dem heißen Sommer 1945 gehört hat, wenn er durch zerstörte Straßen ging und über Trümmer kletterte. Ein Akkord, in den sich aber für jeden, der nicht völlig apathisch geworden war, deutlich auch helle Töne mischten, Töne von neuen Ideen und von neuen Wegen, die begangen werden sollten, um das Zerstörte wiederherzustellen, in einem *Wiederaufbau* dessen, was vorher gut und notwendig war, und in einer *Neugestaltung* für das Kommende, von dem wir damals schon ahnten und wußten, daß es anders sein würde, ganz anders als das Vergangene.

Seitdem sind fünfzehn Jahre vergangen. 1946 betrug die Einwohnerzahl 378 000 Personen, 1949 war sie auf 425 000 Personen angewachsen, 1959 betrug sie 550 000 Personen. Die Zuwanderung betrug in den letzten Jahren etwa 10 000 Personen jährlich.

Der Abstand von dem Geschehen dieser Zeit ist noch zu gering, als daß ich sie so betrachten und werten könnte wie die Zeit vor 1939, ganz abgesehen davon, daß ich für meine Person viel zu sehr beteiligt bin und bei der Beurteilung mancher Bauten nicht den Richter in eigener Sache spielen möchte. Einer Schilderung bedarf dieses unerhörte Geschehen des Wiederaufbaus und der Neugestaltung aber trotzdem; das soll auf zwei Wegen geschehen.

Eine Reihe von Bildern soll zeigen, wie jeweils eine Bauaufgabe in den verschiedenen Perioden gelöst worden ist. Abgesehen davon, daß nicht sämtliche Bauaufgaben erfaßt werden konnten, mußte ich mich bei den Lösungen aus der Zeit nach 1945 jeweils auf ein oder zwei Beispiele beschränken. Architekten und Bauherren von Bauten, die nicht aufgeführt worden sind, mögen dieses mit dem knappen Raum, der zur Verfügung stand, entschuldigen und nicht als Wertung auffassen. Die näher interessierten Fachleute und Laien mögen die knappe Auswahl als Anreiz dazu nehmen, selber die Reihe, betrachtend und wertend, fortzusetzen. Wenn so die Einzelbetrachtung entfällt, so muß doch zu den großen Zügen der Entwicklung des Wiederaufbaus und der Neugestaltung einiges gesagt werden.

Die vielen Menschen, die ihre Wohnungen und ihre Habe verloren hatten,

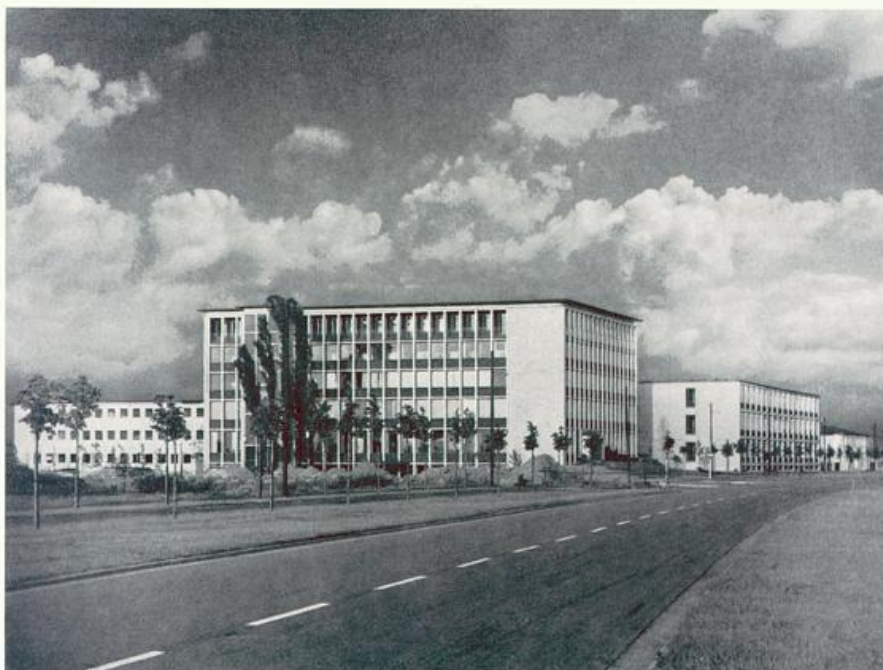
griffen nach Beendigung der Kriegshandlungen zur Selbsthilfe, indem sie in ihren Parzellen sich Unterkünfte bauten. Teils wurden Sommerlauben ausgebaut, teils Neubauten errichtet. Teils waren es die Bremer selber, die sich so halfen, weil der Staat es nicht vermochte; teils begingen die von auswärts Hereinkommenden diesen Weg des geringsten Widerstandes. Als die Frage, ob diese Art des Wohnens unter Ausbau der städtischen Versorgung beibehalten werden sollte oder nicht, ein kommunalpolitisches Problem zu werden begann, wohnten 25 000 Menschen, das sind rund fünf Prozent der Gesamtbevölkerung, auf diese Weise. Wenn auch heute eine gewisse Entspannung und eine klare Trennung zwischen Dauerkleingarten und wildem Wohngebiet festzustellen und inzwischen viele Tausende von Wohnungen gebaut worden sind, so ist doch eine vollständige Lösung dieser Frage noch nicht erreicht.

Die vielen Menschen, die in der Altstadt ihre Läden, Kontore und Lager verloren hatten und ihre Wohnungen häufig dazu, griffen ebenfalls zur Selbsthilfe. Sie gingen wieder an die alte Stelle, in die wenigen, unzerstört gebliebenen Bauten und in die Ruinen, bauten sie aus oder errichteten Behelfsbauten. Bevor eine Stadtplanung wirksam tätig werden konnte, war eine städtebaulich wichtige Entscheidung vollzogen worden, ohne daß man sich damals dessen bewußt geworden war. Die Altstadt war nämlich wiederum Stadtmitte und schickte sich an, *City*, d. h. überwiegend gewerblich genutztes Kerngebiet der Stadt, zu werden.

Es reizt, auch hier, wie bei der Betrachtung des Auszuges von Smidt aus der Altstadt, städtebaulich zu träumen. Wie wäre alles verlaufen, wenn die Dinge in Bremen sich ähnlich entwickelt hätten wie etwa in Kiel oder Kassel, wo der Wiederaufbau und die Neugestaltung – die Gründe seien hier einmal ununtersucht – erst nach fünf oder sechs Jahren begonnen hatte? Wäre etwa eine *City* zwischen Hauptbahnhof und Herdentor, Dobben und Doventor gekommen? Mit Tangentenstraßen im Norden, jenseits der Bahn über die Graf-Moltke-Straße und Hollerallee, im Süden unter Benutzung des Walles? Die Altstadt als Wohngebiet in der Art des jetzigen Stephaniviertels? Es reizt, auch einmal so zu träumen. Aber es ist anders gekommen, und die ohne Zweifel planerisch schwierigere Aufgabe lautet: Umbau der historischen Altstadt zur *City*. Die inzwischen verbindlich festgelegten Mittel des Umbaus sind: das Tangentenviereck leistungsfähiger Verkehrsstraßen mit Abmessungen von  $2 \times 2,5$  km zur Absaugung des Verkehrs, der kein Ziel in der *City* und in der Neustadt hat, und die Umgehung des Marktes und damit die Vorbereitung eines autofreien Bezirkes im Kern der Altstadt. Am Rande dieses Kernes Hochgaragen und Parkplätze, zwischen Hauptbahnhof und den Weserbrücken die Straßenbahn unter Pflaster geführt. Die städtebaulichen Mittel der Umwandlung und ihre Kosten sind der Preis, der für die großartige Konzentration von Bauten der Wirtschaft, der Verwaltung und der Kultur in der Altstadt gezahlt werden muß und letzten Endes auch für das Unwägbar, das darin besteht, daß der seit Jahrhunderten bestehende Stadtmittelpunkt zwischen Dom, Rathaus und Schütting beibehalten werden kann für die Zukunft.



*Das Verwaltungsgebäude der Allgemeinen Ortskrankenkasse (Baujahr 1958 – Architekt BDA Zill) und das Verwaltungsgebäude der Überlandzentrale Nord-Hannover (Baujahr 1951 – Architekt BDA Müller-Menckens) sind Beispiele für Verwaltungsbauten aus jüngster Zeit.*



TAFEL 5



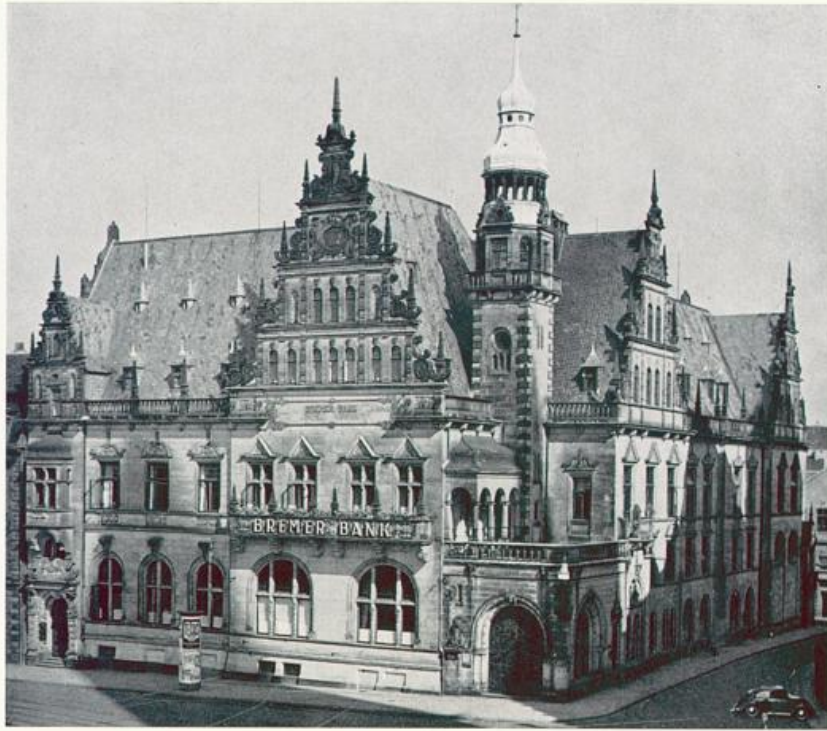
*Das Postamt 1 an der Domsbeide (Baujahr 1878, Architekt Schwatlo).*



*Das Postamt 5 am Bahnhofsvorplatz (Baujahr 1923 bis 1926, Architekt Jacobs).*



*Das Fernmeldeamt, Neuenstraße (Baujahr 1958 bis 1960, Architekt Postbaurat Wilking).  
Alle drei Bauten der Post haben als Bauwerke Qualität und sind charakteristische Beispiele aus drei verschiedenen Epochen.*



*Die Bremer Bank am Domshof, in traditionsgebundener Form gestaltet (Baujahr 1904/5, Architekten Behrens & Neumark), und die Erweiterung der Landesbank (Baujahr 1958, Architekten BDA Müller-Menckens und Rehberg), ein fortschrittlicher Bau im guten Sinne.*



TAFEL 7



Das Geschäftshaus Harms, Am Wall, das 1911 von Architekt Jansen gebaut worden ist. Es ist ein nobler Bau, der eine neue Zeit anzeigt.



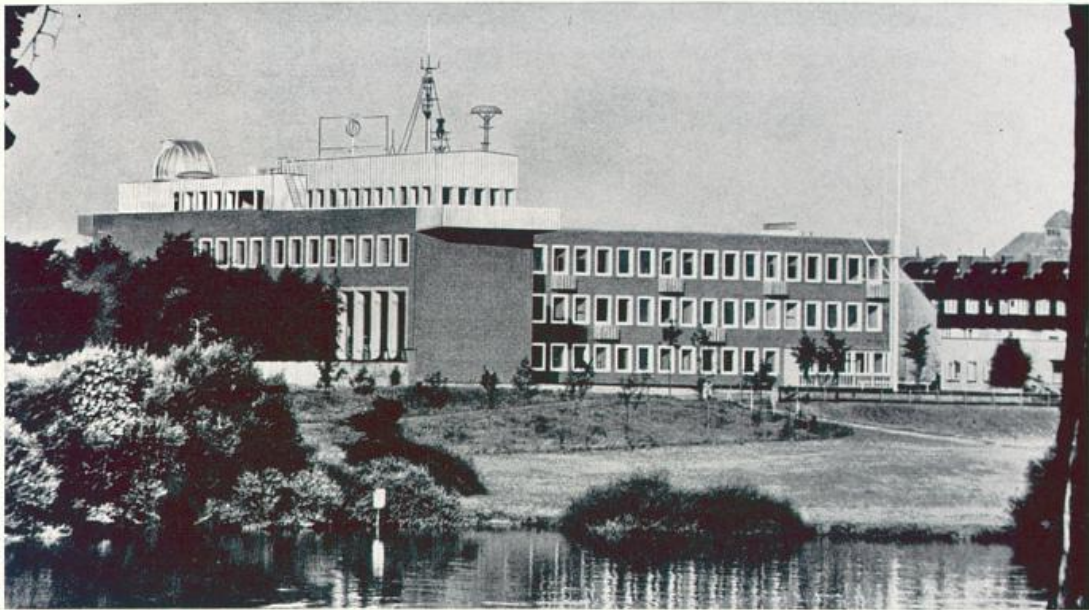
Die Weserfront des Hauses Gollücke und Rothfos (Baujahr 1949 – Architekt BDA Botbe). Auch hier erzielt der Architekt eine noble Lösung.

Das Haus Lattemann (Baujahr 1950 – Architekt BDA Haering). Der Architekt hat bei der Gestaltung dieses Hauses die Tradition betont.



Mit gleichfalls eleganten Details und frischer Gesamtkonzeption präsentieren sich die Neubauten Jacobs und Büsing (Baujahr 1959, Architekt BDA Rebbberg).



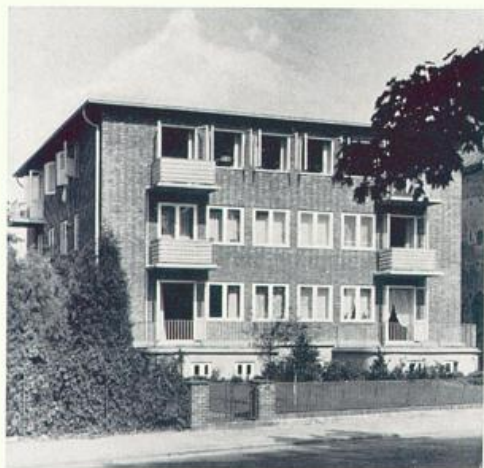


*Die von Architekt BDA Wessel erbaute Seefahrtschule zeigt, daß neuzeitliche Baugestaltung absolut nicht nivellierend sein muß. Der Architekt hat in überzeugender Weise die Eigenart des Bauwerks herausgearbeitet, ohne sich im Nur-Funktionellen zu verlieren.*

*Speicher I ist von den Architekten Säume und Hafemann † gestaltet worden. Die Architekten wollten nur eine klare, funktionelle Lösung, schufen mit diesem rhythmisch gegliederten Bau aber darüber hinaus ein für den Hafetrieb charakteristisches Bauwerk.*



TAFEL 9



1948 erbaute Architekt BDA Schöning am Osterdeich ein Wohnhaus (Bild oben), das damals einiges Aufsehen erregte. Architekt BDA Behérycz hat mit seinen Bauten an der Senator-Caesar-Straße dem bremischen Wohnungs-



bau einen wertvollen Impuls gegeben (Bild Mitte). Architekt BDA Zill bewies in seinen zweigeschossigen Wohnbauten an der Poggenburg, daß auch im sozialen Wohnungsbau architektonische Leistungen vollbracht werden können (Bild unten).





*Die Architekten BDA Säume und  
Hafemann † haben die neuartige  
Aufgabe des Wohnhochhauses  
(Neue Vahr, erste Nachbarschaft)  
überzeugend und ansprechend  
gelöst.*



*Der Sparkassenneubau Am Markt, Ecke Langenstraße, ist unter Verwendung der sogenannten Pflügerschen Fassade, die vor der Zerstörung an der Schlachte gestanden hat, errichtet worden und ist ein originelles Beispiel denkmalpflegerischer Arbeit. Der Vorwurf, hier sei „Baudenkmalpflege auf Rädern“ betrieben worden, verstummt hier vor dem überzeugenden Ergebnis der Arbeit des Architekten BDA Eberhard Gildemeister und des Baudenkmalpflegers Dr. Stein.*

Außerhalb der Altstadt und außerhalb der Parzellegebiete zeigten die Menschen denselben ungebrochenen Lebenswillen beim Wiederaufbau. Zuerst wurde geflickt, dann wurde repariert und ausgebaut, schließlich wurden Neubauten errichtet. Anfangs arbeitete man auch hier kaum mit staatlicher Unterstützung, dann kam diese Hilfe, aber auch die Planung, die nicht ohne weiteres jeden Wiederaufbau, jede Wiederherstellung des Alten zulassen konnte. Damals wurde das zuständige Amt noch «Bauverhinderungsamt» genannt. Bald wuchs zwar nicht die Liebe zur Stadtplanung, aber die Einsicht und damit der Respekt vor dieser Arbeit.

So groß die Privatinitiative war, so wirksam die planerischen Maßnahmen, so bemerkenswert die Resultate, die man gemeinsam erzielte, sie reichten im Wiederaufbau, auf den sich naturgemäß in erster Linie die Kräfte konzentrierten, doch nicht aus, um das Zerstörte so schnell wiederherzustellen, wie das notwendig war. Doch das änderte sich. Der Wendepunkt in der Entwicklung läßt sich sogar genau fixieren. Die Beschließung der leidenschaftlich diskutierten Bebauungspläne für die Westliche Vorstadt, die auf Grund eines Wettbewerbes erarbeitet worden waren, durch Senat und Bürgerschaft im Februar 1951 brachten diese Wende noch nicht, sondern vorerst lediglich die verbindliche Festlegung der Richtung, in der die Neugestaltung erfolgen sollte. Den Wendepunkt brachte vielmehr die Sitzung der Bürgerschaft am 4. Februar 1953, in der zuerst ein Angebot eines Kommunaldarlehens über 10 Millionen DM, dann zwei weitere von 10 Millionen DM und 7 Millionen DM gemacht wurden, so daß mit einem Schlage 27 Millionen DM nachrangige Mittel für den Aufbau der Westlichen Vorstadt zur Verfügung standen.

Rückblickend erkennen wir heute, daß diese Beschlüsse nicht nur eine großzügige Ausführung der Planungen für die Westliche Vorstadt auslösten, sondern daß sie sich mittelbar auch auf die Art des baulichen Gestaltens in der gesamten Stadt auswirkten, wobei die im kommunalen Sektor bis dahin geleistete Pionierarbeit für ein fortschrittliches Bauen zu diesem Wandel das Seine beitrug. Wem hier Zweifel an der Stichhaltigkeit dieser Behauptung kommen sollten, der blättere das 1952 herausgegebene Werk «Bremen und seine Bauten 1900–1951» durch. Was bis dahin an bemerkenswerten Bauten seit 1945 dort gezeigt wird, ist sicher vollständig. Es ist beeindruckend zu sehen, wie wenig sich die Generallinie der Gestaltung der hier gezeigten, nach 1945 errichteten Wohnbauten von denen aus der Zeit vor 1939 unterscheidet. Damit ist keine Wertung ausgesprochen, denn es mangelt hier durchaus nicht an Qualität. Aber es ist ebenso beeindruckend, wie sehr sich die seit 1953 errichteten Bauten von den vorher geschaffenen unterscheiden. Auch diese Feststellung stellt nicht eine Wertung schlechthin dar, denn es gibt aus dieser Zeit durchaus auch schwache Leistungen. Aber unverkennbar ist ein frischer Zug, der sich nicht im liebevollen Fortführen der Tradition erschöpft, sondern auch neue Wege wagt. Die Bilderreihen sprechen hierzu eine beredte Sprache.

Im Wohnungsbau erreichte 1956 der Umfang an Neubauten den der zerstörten Wohnungen. Der Wiederaufbau und die Neugestaltung des Zerstörten gingen

in den folgenden Jahren unversehens über in die Stadterweiterung. Auch hier bildet der politische Impuls den Ausgangspunkt durch den Erlaß des Bremischen Gesetzes zur Behebung der Wohnungsnot, der im März 1956 erfolgte; für vier Jahre legte das Gesetz für Bremen den Bau von jährlich 8000 Wohnungen fest. In Huchting, in der Südvorstadt, in Bremen-Nord Auf dem Halm und am Neuenkirchener Weg, in Neu-Schwachhausen und in der Vahr entstehen seit dieser Zeit die Wohnbauten straßen- und quartierweise. Dazu kommen viele Gruppen- und Einzelbauten. Bremen hält durch diese Leistung im Wohnungsbau die Spitze unter den deutschen Städten.

Der Schwung wirkt aber noch weiter. Nicht nur zieht der Wohnungsbau unmittelbar den Bau von Schulen, Kirchen, Kindertagesstätten und Jugendheimen sowie von Läden und Werkstätten nach sich; bis in die Innenstadt hinein gibt er vielmehr mittelbar auch Impulse zum Bauen von weiteren Läden, Kontoren und Warenhäusern. Das sind sozusagen die positiven Folgen. Die negativen Folgen bestehen darin, daß die Schwächen des Straßennetzes noch spürbarer werden und noch dringender nach einer Abhilfe verlangen, daß der Ausbau des Kanalnetzes und der Kläranlagen sich nicht länger hinausschieben läßt und daß selbst in der Müllbeseitigung neue Wege begangen werden müssen.

Trotz der verkehrlichen Randlage, die Bremen im Bundesgebiet einnimmt, trotz des scharfen Konkurrenzkampfes mit anderen Nordseehäfen, ist Bremen nach wie vor eine Stadt voller pulsierenden Lebens. Schon sind in Huchting und Bremen-Nord mit der Bebauung die Stadtgrenzen, die zugleich Landesgrenzen sind, erreicht. Im Osten wird der gleiche Zustand bald da sein. Der jetzige städtebauliche Standard, eine große, aber in organische Einheiten gegliederte Stadt mit weiten Freiflächen innerhalb des Stadtgebietes, muß jedoch gehalten werden. So steht nach Wiederaufbau und Stadterweiterung innerhalb der Grenzen die Planung und Gestaltung des Raumes Bremen wesenabwärts bis Bremerhaven, weseraufwärts bis Achim/Verden, als neue Aufgabe schon vor unserer Generation.

Hermann Friedrich

*Die Naturwissenschaften in Bremen während der  
letzten 150 Jahre*

Intuitive Erfindungen und empirisches Experimentieren haben den Menschen durch Jahrtausende hindurch zu einer langsam fortschreitenden technischen Beherrschung ihrer Umwelt verholfen. Ein Zeitalter der Technik konnte sich jedoch erst entwickeln, als sich aus den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen die Möglichkeit zur Vorausberechnung der Ergebnisse von Maßnahmen ergab. Sicher hat die moderne Technik ihren eigenen geistigen Gehalt und vielfältig verflochtene Zusammenhänge mit dem allgemeinen Geistesleben der Menschheit. Ihr Nährboden sind jedoch die Naturwissenschaften, deren Entfaltung mit der Zeit der Aufklärung beginnt und dann im Laufe der letztvergangenen anderthalb Jahrhunderte zu ihrer gegenwärtig dominierenden Stellung führte. An zwei Beispielen sei der Wandel der Naturwissenschaften in diesem Zeitraum skizziert. 1797 legte der bremische Arzt *Wilhelm Olbers* der Göttinger Akademie der Wissenschaften seine Abhandlung zur Berechnung der Kometenbahnen vor; er gewann in den folgenden Jahrzehnten neben seiner ärztlichen Tätigkeit große Anerkennung für seine Arbeiten über die Struktur des Sonnensystems und seinen Vorstoß zu einer kosmologischen Betrachtung. – In der Mitte des 20. Jahrhunderts liefern Arbeiten mit feinsten Meßinstrumenten Aufschlüsse über den physikalischen und chemischen Aufbau der Materie in den Gestirnen, sind die ersten direkten Vorstöße in den Weltenraum gemacht. Der Dichter und Staatsminister *Goethe* veröffentlichte 1790 erstmals seinen «Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären», den *v. Weizsäcker* [1955, p. 537] als «Präludium der Abstammungslehre» bezeichnete. – Ihm steht heute der festgefügte Bau der Deszendenztheorie gegenüber, der zwar nicht abgeschlossen, in seinem Bestand aber durchaus gesichert ist.

Inhalt und Umfang im Wissensstande kennzeichnen den Wandel. Zwischen 1802 und 1820 konnte der bremische Arzt *G. R. Treviranus*, Bruder des später in Bonn wirkenden Botanikers *L. Chr. Treviranus*, eine sechsbändige «Biologie oder Philosophie der lebenden Natur»\* verfassen und *Alexander von Humboldt* nach seinen eigenen Worten den «tollen Einfall» haben, eine allgemeine

\* Ihm wird auch die Schöpfung des Wortes «Biologie» zugeschrieben; da *Nordenskiöld* in seiner «Geschichte der Biologie» *Lamarck*, dessen «Philosophie zoologique» 1809 erschien, als den Wortbildner anführt, scheinen zur Entscheidung dieser Frage eingehendere historische Studien notwendig, als der Berichterstatter sie hier durchführen konnte.

Kosmologie zu schreiben. Solche Pläne wären heute Utopien weltfremder Eigenbrötler.

Wie der Dichturfürst in Weimar und der Arzt in Bremen, konnten vor hundertfünfzig Jahren vielfach begabte Menschen zu bedeutungsvollen methodischen Einsichten und grundlegenden Einzelergebnissen kommen. Heute sind ausgedehnte vorbereitende Spezialstudien und wohlausgerüstete Laboratorien unabwendbare Voraussetzungen dazu. In ständig steigendem Maße trat mit weitergehender Spezialisierung eine immer stärkere Konzentration der Arbeit an Hochschulen, Universitäten, Akademien, Anstalten und Gesellschaften ein. Der wissenschaftliche Apparat vergrößerte sich, und ständig stiegen die finanziellen Anforderungen.

Konnte sich bei dieser allgemeinen Entwicklung in Bremen, wo eine besondere Pflegestätte für die Naturwissenschaften fehlte, wo mit der Schließung der «Gesellschaft Museum»\* durch die Franzosen im Jahre 1813 die in dem Kreis um Olbers gehegten Pläne für eine Universität zu Grabe getragen waren, überhaupt eine naturwissenschaftliche Arbeit entfalten?

Zwar wirkten Olbers und Treviranus nach, und der Arzt *Ph. C. Heineken* veröffentlichte das umfangreiche Werk «Die Freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet in topographischer, medizinischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht» 1836. So war im allgemeinen geistigen Interesse der Boden vorhanden für die Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Bremen 1844, der von vielen Seiten bremischer Bürger große Teilnahme entgegengebracht wurde, war doch auch Bürgermeister *Smidt* ihr erster Geschäftsführer. Die zunehmende Anwendung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in der Entwicklung der Technik hielt das allgemeine Interesse so lebendig, daß sich dann seit seiner Gründung 1864 der Naturwissenschaftliche Verein zu Bremen allgemein der Pflege und Vermittlung der Ergebnisse der Naturwissenschaften widmen konnte. Die Anteilnahme an der Entwicklung der Naturwissenschaften und ihrer praktischen Anwendung hat stets einen bedeutenden Platz im Geistesleben der Stadt eingenommen. Die Vortragsprogramme der verschiedenen Gesellschaften sprechen dazu eine lebendige Sprache.

Pflege der Wissenschaft in einem Gemeinwesen schließt jedoch nicht nur Kenntnisnahme und geistige Verarbeitung anderwärts gewonnener Ergebnisse ein. Sie bleibt steril, wenn sie nicht selbst aktiv wird, wenn nicht aus eigenem Bemühen um Probleme und ihre methodische Lösung der unmittelbare Zusammenhang lebendig ist, wenn nicht in einzelnen Gliedern des Gemeinwesens der Trieb zum Vordringen in noch Unbekanntes Verwirklichung findet und daraus Gemeinschaften erwachsen.

Stets haben sich nun solche Menschen in Bremen gefunden. Hier steht aber der Berichtende vor einer Gewissensnot. Daß er Namen Verstorbener nennt, erscheint als selbstverständliche Pflicht und ist erleichtert durch die aus zeitlichem Abstand geläuterte Einstellung zu ihrer Arbeit. Gilt diese Selbstverständlich-

\* Hervorgegangen aus der von dem Arzt *A. Wienholt* 1776 gegründeten «Physikalischen Gesellschaft».

keit aber auch Lebenden gegenüber? Auch denen, die ex officio mit den Dingen befaßt sind? Zumindest begrenzt sei diese Frage bejaht, da Leistung in der Wissenschaft auch in einem dafür bestellten Amt abhängig bleibt von persönlicher Aktivität, Liebe und Begeisterung, die nicht nach Dienststunden fragt, sowie von der Fähigkeit, Probleme zu sehen und ihre Lösung anzustreben. Doch möge es vergeben werden, wenn ein sichtender Leser sich nicht selbst findet. Der Berichtende bekennt gerne seine Unvollkommenheit.

Mit Olbers wirkten gleichzeitig als Astronomen der Oberamtmann *J. H. Schröter* in Lilienthal und der 1809 vierundzwanzigjährig als Professor nach Königsberg berufene Kaufmannsgehilfe *Fr. W. Bessel*. Das Interesse an der Astronomie mußte stets lebendig bleiben in einer Stadt, deren Leben und Gedeihen aufs engste mit der astronomischen Navigation ihrer Handelsflotte verbunden war. Einzelne wuchsen über die interessierte Anteilnahme hinaus, so *Fr. Nölke* und *O. S. Reuter*. *Fr. Nölke* kam durch kritische Sichtung der vorliegenden Hypothesen zu besonderen Vorstellungen über den Entwicklungsgang des Planetensystems, die ihn weiterführten zu Arbeiten über kosmische Nebel, aus denen sich die Deutung der Eiszeit als Durchgangsphase durch solche Nebel ergab. Folgerichtig schloß sich der Kreis der wissenschaftlichen Fragestellung Nölkes mit einer kritischen Sichtung der geotektonischen Hypothesen.

*O. S. Reuter* befaßte sich mit dem überlieferten astronomischen Wissen der Nordeuropäer, das die Grundlage war für ihre bewundernswerten Meerfahrten. In seiner «Germanischen Himmelskunde» fanden diese Studien ihren Niederschlag.

Sinnfälligen Ausdruck erhielt diese Verbundenheit zur Astronomie in der Gründung der Olbers-Gesellschaft 1920, deren Tätigkeit aus Neigung und beruflicher Verpflichtung eng an die Seefahrtsschule gebunden war und blieb. Ihrem zielbewußten Streben und vielen spendenden Händen ist es zu danken, daß trotz der schweren Kriegsverluste am 200. Geburtstag von Olbers 1958 eine neue Sternwarte eingeweiht werden konnte. In Verbindung mit dem Planetarium der Seefahrtsschule hält diese nicht nur in breiter Volksbildungsarbeit die Beziehung zum Erscheinungsbild des gestirnten Himmels lebendig, sie gibt auch die Möglichkeiten zu eigenen Beobachtungen und wissenschaftlichen Beiträgen. Im Olbers-Planetarium führten Ornithologen der Freiburger Universität aufschlußreiche Untersuchungen über die Orientierung von Zugvögeln durch.

Bereits zu Anfang des Jahrhunderts waren Pflanzen und Tiere in der Umgebung Bremens gesammelt worden, die einen Bestandteil der Sammlungen der Gesellschaft Museum bildeten. Doch erst die nächstfolgende Generation kam zu intensiver Arbeit. *W. O. Focke*, ein Urenkel von Olbers, und *F. Buchenau* führten, mit anderen zusammen den Spuren des Arztes *A. W. Roth* in Vegesack folgend, umfangreiche Erhebungen über Bestand und Verteilung der Blütenpflanzen durch; Untersuchungen über Algen und Pilze von *H. Klebahn*, *E. Lemmermann* und *C. E. Klugkist* wurden später bis in die Gegenwart hinein einerseits von *F. Hustedt* und *K. Behre*, andererseits von *G. A. F. Schatteburg* und *W. Höhnk* fortgesetzt. Auch verschiedenen Tiergruppen wurde bevorzugte

Aufmerksamkeit gewidmet. So bearbeiteten *S. A. Poppe* Kleinkrebse und Landmilben, bevorzugt Parasiten, *F. Koenike*, *K. Viets* und *C. Willmann* die Land- und Wassermilben, *K. E. Pfankuch* und *J. D. Alfsen* unter den Insekten die Hautflügler, *C. Börner* die Ur-Insekten, *C. Fr. Roewer* die Spinnen, bevorzugt die Weberknechte, *E. Jäckh* Kleinschmetterlinge und Netzflügler; *O. Finsch*, *G. C. Kindt*, *C. J. G. Hartlaub*, *H. Dunker* und *H. O. Wagner* wirkten als Ornithologen, deren Ruf über die Grenzen ihrer Heimatstadt weit hinausging. Der so stark aufgeblühten Aquaristik leistet *H. Meinken* durch seine Veröffentlichungen über Lebensweise und Systematik tropischer Zierfische wertvolle Dienste. *H. Pfeiffer* hat sich durch eine Reihe von Arbeiten zur Entwicklungsphysiologie und Systematik bei Pflanzen und über Eigenschaften des Protoplasmas einen Namen gemacht. An der Unterweser waren tätig *Fr. Plettke* als Botaniker, *Chr. Brockmann* in der Erforschung der Kieselalgen, *W. Klie* [später in Bad Pyrmont] in der Bearbeitung von Kleinkrebsen.

Fürwahr, ein Kaleidoskop von Namen und Arbeitsgebieten unterschiedlicher Richtung und unterschiedlichen Gewichts. Ihre Bedeutung tritt unter verschiedenen Gesichtspunkten hervor. Sie stellen größtenteils zunächst wesentliche Beiträge dar zur Kenntnis der Natur des nordwestdeutschen Raumes; wir können die geleistete Arbeit gar nicht hoch genug einschätzen, denn es muß bekannt werden, daß wir hier in vieler Beziehung noch völlig im dunkeln tappen, dort nämlich, wo sich keine ansässigen Bearbeiter für Tier- oder Pflanzengruppen gefunden haben. So beruhte unsere Kenntnis über die Weichtierfauna der Weser z. B. bis in die letzten Jahre hinein fast ausschließlich auf den Aufzeichnungen, die *Fr. Borcherding* und *R. Kuhlmann*, beide in Vegesack, machten. Die von Buchenau aufgenommene «Flora von Bremen» wird jetzt von *Schütt* und Mitarbeitern neu herausgegeben.

Keineswegs aber blieben diese Arbeiten in der bloßen Registrierung dessen, was vorhanden ist, stecken, und die Männer, die sie betrieben, blieben größtenteils nicht nur beobachtende Amateure, sondern wuchsen zu kritisch sichtenden und wertenden Fachleuten heran. Aus vergleichenden Beobachtungen ergaben sich Erkenntnisse der Veränderungen, die durch zunehmende Eingriffe des Menschen in den Haushalt der Natur entstehen. So wurde sehr früh die Aufmerksamkeit auf die Heiden und Moore gelenkt; es war daher kein Zufall, daß 1876 die landwirtschaftliche Versuchsstation für Moor, Sumpf und Heide nach Bremen kam, deren rechtliche Vertretung und Geschäftsführung in einem Verträge mit der Zentral-Moorkommission in Berlin dem Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen übertragen wurde. Stets hat Bremen sowohl wirtschaftlich als wissenschaftlich an dieser Forschungsstelle lebhaften Anteil genommen, deren Bedeutung weit über die Grenzen Deutschlands hinausgewachsen ist. Von *C. A. Weber*, dem langjährigen Mitarbeiter der Station, dessen besonderes Interesse der Moorbotanik galt, sagt *Baden* 1958, *seine Definitionen, Begriffsbestimmungen und Systematik haben bleibende Bedeutung. Seine Moorstratigraphie ist kürzlich auf Veranlassung der Emsland G. m. b. H. besonders großräumig und durch Übernahme in mehrere Din-Vorschriften auch bei Einzelplanungen verbreitet*

zum Tragen gekommen. Aus diesen Arbeiten dürften auch dem aus Vegesack gebürtigen, heute in Kiel wirkenden Fr. Overbeck in seinen jungen Jahren die ersten Anregungen zu seinen botanischen Moorforschungen gekommen sein. Die Aufnahme intensiver erfolgreicher Forschungsarbeit zur Chemie der Moorböden ist ein Ausdruck für die Erkenntnis der weitverzweigten Zusammenhänge im Naturgeschehen.

Für die gegenwärtig so brennend gewordenen Fragen der Verschmutzung unserer heimischen Gewässer liefern die bei oberflächlicher Betrachtung dem Spezialistentum verhafteten Arbeiten wichtige Beiträge; so ergeben sich aus dem Pflanzenverzeichnis der Unterweser von Focke und Jülf, Navigationslehrer in Elsfleth, 1888–89, Hinweise auf die brennende Frage des Einflusses der Weserregulierung auf die Ufervegetation durch Veränderungen im Salzgehalt. Wir können heute nur bedauern, daß nicht wesentlich mehr solcher Arbeiten vorliegen, denn Sicherheit und Verbindlichkeit von Schlußfolgerungen in den komplexen Erscheinungen sind von der Breite der Basis abhängig.

Als echte Naturforscher suchten und fanden viele dieser forschend Tätigen die Verbindung zu anderen wissenschaftlichen Problemen. So befaßte sich W. O. Focke in ausgedehnten Studien mit Bastardbildungen bei Pflanzen\*; Lemmermann, wie später auch Hustedt und Viets, stand in enger Verbindung mit der sich entwickelnden hydrobiologischen Station in Plön; die Verarbeitung ökologischer Gesichtspunkte verlieh in der Neuzeit z. B. den Arbeiten von Brockmann, Hustedt und Viets besonderes Gewicht. Von außen her fanden viele dieser Arbeiten Anerkennung durch Verleihung von Ehrendokortiteln deutscher Universitäten und durch die Betrauung mit der Bearbeitung ausländischen Materials. Ihrer Wirkung nach innen, das heißt ihrer Stellung im Geistesleben des Gemeinwesens, nachzugehen, wäre eine interessante, dem Berichtenden aber kaum lösbar erscheinende Aufgabe, denn wer wollte die Feinheit der Integration im geistigen Bereich wirklich freilegen. Daß bewußt eine solche Wirkung angestrebt wurde, ergibt sich aus den Worten von *Schauinsland* bei der Eröffnung des Museums 1896: *Durch den jeweiligen Stand der Naturerkenntnisse wird die gesamte Weltanschauung des Zeitalters beherrscht.* Und in einer Adresse des Naturwissenschaftlichen Vereins an W. O. Focke anlässlich seines 80. Geburtstages am 5. April 1914 heißt es: *Ihr Wunsch, die wissenschaftliche Arbeit in der Biologie nicht in einseitiges Spezialistentum, sondern vielmehr in eine umfassendere, von philosophischen Grundsätzen getragene Weltanschauung münden zu sehen, führte Sie frühzeitig zur Anerkennung der Lehren Darwins.*

Damit aber ist gleichzeitig eine Gefahr ausgesprochen: Die Anerkennung einer

\* Die breite Basis, von der Focke ausging, zeigt sich deutlich in einer Anmerkung von H. Dunker zu seinem Vortrag über «Das Wesen der Erbfaktoren» [gehalten in der Wissenschaftlichen Gesellschaft 1927]: «Dadurch, daß Focke in diesem Buch [Die Pflanzenmischlinge, 1881] Mendels Arbeiten besprach und diese Bemerkungen in L. H. Baileys «Plant Breeding», veröffentlicht 1895, wiedergegeben wurden, wo sie De Vries fand, wurde Focke die indirekte Ursache zur Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln durch De Vries im Jahre 1900.» [Abh. Naturw. Verein Bremen, 26, p. 653, 1928].

wissenschaftlichen Theorie um ihres tatsächlichen oder vermeintlichen philosophischen Gehaltes und weniger um der begründenden Sachverhalte willen. Diese Gefahr ist selbstverständlich dort viel größer, wo unmittelbare vielseitige fachliche Auseinandersetzung, wie sie an Hochschulen, Universitäten und Akademien möglich ist, fehlt. Sie wird hier gerade gegenwärtig verstärkt in Erscheinung treten, weil in Ausnutzung der gebotenen Volksbildungsmittel der rezeptiv tätige Mensch nicht immer zu entscheiden vermag, wo die Grenze zwischen gesichertem wissenschaftlichen Befund und persönlicher, über die Aussagemöglichkeit der Befunde hinausgehender Deutungsversuche liegt, wo die Grenze der rationalen Erkenntnis von emotional bestimmten Wünschen und Wollen überschritten wird.

Wer waren nun die Männer, die so schafften, und wie führten sie ihr Schaffen durch ohne den Rückhalt einer allgemeinen Forschungsstätte? Teilweise standen sie mitten im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben der Stadt, teilweise lebten sie zurückgezogen, ihren Arbeiten verhaftet, fern der allgemeinen Kenntnis und Anerkennung. Roth, Olbers, Treviranus, Heineken, Focke, Klugkist und Hartlaub waren Ärzte, Kindt Apotheker. Poppe lebte, wohl hauptsächlich durch Krankheit bedingt, als Privatgelehrter. Buchenau wirkte Jahrzehnte als Lehrer und Direktor an bremischen Schulen. Klebahn war als Seminarlehrer tätig, ehe er an die Universität Hamburg ging; wohl seiner unmittelbaren Anregung verdanken wir die Tätigkeit von Lemmermann, Hustedt und Behre in der Algenforschung, von Höhnk in der Bearbeitung der Pilze. Auch Alfken und Pfankuch waren wahrscheinlich durch ihren Seminarlehrer zu selbständiger Arbeit angeregt. Koenike übertrug sein Interesse an den Milben auf Viets und Willmann.

Wie *Münchhausens* «Goldener Ball»\* wurden Begeisterung und Kenntnis weitergereicht; möge auch in die Zukunft hinein diese noch so kurze Kette nicht abreißen. Mit wieviel persönlichen Opfern ist vielfach die Arbeit dieser Generation verbunden! Würde sie doch größtenteils ausschließlich neben der Erfüllung der vollen Berufsarbeit geleistet; die Beschaffung des Instrumentars, der Literatur, die Durchführung der Reisen zu Kongressen und zum Sammeln, der Aufwand an Licht und Heizung waren oft genug in Widerstreit mit den Bedürfnissen der Familien, denn nur in geringem Maße wurde von offiziellen Stellen materielle Förderung gewährt. Bevor die Inflation das Vermögen zerschlug, das dem Naturwissenschaftlichen Verein aus großzügigen Spenden bremischer Bürger zugeflossen war, konnte von hier aus eine wesentliche Unterstützung eintreten, die sogar die Besoldung eines botanischen Assistenten am Museum umfaßte. Auch die Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft hat vielfach helfend eingreifen können und so die Mittel verwandt, die ihr von Personen, Verbänden, gemeinnützigen Instituten wie der Sparkasse und von staatlicher Seite zukamen.

In neuester Zeit hat der Senator für das Bildungswesen durch Aussetzung eines

\* Börries von Münchhausen, Gedichte.

in zweijährigem Zyklus auszuteilenden Preises für wertvolle naturwissenschaftliche Arbeiten über den heimischen Raum eine Möglichkeit zur Förderung und Anerkennung geschaffen, und der Fördererkreis Bremer Forschung hat zur Durchführung verschiedener Arbeiten in aller Stille helfend eingreifen können. Trotzdem lag auch die finanzielle Last zur Hauptsache bei den Arbeitenden selber, und da ein größerer gemeinsamer Rahmen fehlte, der zur vollen Entfaltung des Arbeitstriebs führen konnte, verließ z. B. *G. Bitter*, der langjährige Leiter des Botanischen Gartens am Osterdeich, Bremen, um in Göttingen eine neue Wirkungsstätte zu finden. *O. Stocker*, der als Studienrat in Bremerhaven durch seine Arbeiten über die Salzresistenz der Pflanzen Weltruf erlangte und als einer der Väter der physiologischen Ökologie gilt, folgte einem Ruf an die T. H. Darmstadt.

Neben ihren botanischen Arbeiten führten Focke und Buchenau auch geologische Untersuchungen durch, sind doch die Pflanzen in ihrem Standort abhängig von dessen geologischer Natur. Mitteilungen von *L. Häpke* und *A. Jordan* gesellten sich hinzu. In den Arbeiten der Moorversuchsstation spielten, besonders wieder angeregt durch den Botaniker *C. A. Weber*, geologische Fragestellungen stets eine bedeutende Rolle. Zu allgemeinem geologischen Interesse fehlte aber wohl der Anreiz, der sich anderwärts aus den tektonischen Erscheinungen und den fossilführenden Schichten ergibt, und da außerdem die im nordwestdeutschen Raum gegebene Glazial-Geologie besondere Schwierigkeiten bereitet, fanden sich nur wenig forschend Tätige. *O. Wilckens*, nach seinen eigenen Worten « der erste Bremer, der die Geologie als Beruf erwählte », veröffentlichte, teils nach eigenen Untersuchungen, eine « Geologische Heimatkunde von Bremen » [1922], und *F. Dewers* widmete sich einer Anzahl von besonderen Fragen der Diluvial- und Alluvial-Geologie. Demgegenüber war die allgemeine Anteilnahme an den Ergebnissen der Marschen- und Küstenforschung, wie sie, zunächst von *Schütte* in Oldenburg, bis heute von der Landesstelle für Marschen- und Wurtenforschung in Wilhelmshaven betrieben und vorgetragen wurden, groß. Hier mag der Grund einerseits in dem engen Zusammenhang dieser Forschungen mit der Frage der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Gesamtgebietes zu suchen sein, andererseits besteht ein sehr konkretes Bedürfnis nach exakter Kenntnis, begründet in den Notwendigkeiten eines wirksamen Küstenschutzes, umfangreicher Entwässerungen und wasserbaulicher Maßnahmen zur Sicherung des Fahrwassers.

Physik und Chemie haben, abgesehen von den hier nicht zu berücksichtigenden Forschungsarbeiten in Wirtschaftsunternehmen und den erwähnten Arbeiten der Moorversuchsstation, unter pädagogischen Gesichtspunkten vielerlei Beachtung gefunden, doch hat sich eine eigentliche Forschungstätigkeit nicht entfaltet. Ein entscheidender Grund hierfür ist zweifellos im Fehlen einer zentralen Forschungsinstitution zu suchen, denn der für Forschungsarbeiten auf diesen Gebieten erforderliche materielle Aufwand ist größer, als er bei aller Opferwilligkeit beflissener Einzelpersonen aufgebracht werden könnte. So mußte im eigenständigen geistigen Leben Bremens eine Lücke bleiben.

Die von der «Gesellschaft Museum» angelegten naturkundlichen und ethnographischen Sammlungen wurden 1875 durch Schenkung als städtische Sammlungen übernommen. Großherzige Gaben von Bürgern und gemeinnützigen Institutionen ermöglichten die Erweiterung durch die Sammlungen der Gewerbe- und Handelsausstellung 1891 und die Errichtung des Museumsgebäudes am Bahnhof für das «Museum für Natur-, Völker- und Länderkunde». Dessen Direktor Schauinsland sagte bei der Eröffnung 1896 von den vorhandenen Naturobjekten, sie seien *ja nur das Handwerkszeug, mit dessen Hilfe in stiller, mühsamer, von Jüngern anderer Disziplinen nicht selten spöttisch belächelter Arbeit die Bausteine geschaffen werden zur Weiterführung des Tempels der Erkenntnis*, und er versicherte, *daß unsere Pflicht Arbeit ist, unsere Hoffnung Erkenntnis, unsere Genugtuung Finden eines Körnchens Wahrheit* [Abhandlungen Naturwissenschaftlicher Verein Bremen 15, p. 221–223, 1900]. Obwohl Schauinsland selber klassisch gewordene Untersuchungen über die Embryonalentwicklung der Säugetiere vorlegte, blieben Umfang und Ertrag dieser Arbeit in schöpferisch-wissenschaftlicher Hinsicht an dieser Einrichtung im allgemeinen klein. Diese Tatsache bleibt, aus welchen psychologischen und materiellen Ursachen heraus sie auch immer erklärt werden mag, zu bedauern, denn zweifellos wären einerseits in den überseeischen Beziehungen der Hansestadt günstige Voraussetzungen gewesen für die Entwicklung bedeutender Forschungsarbeiten, andererseits hätten der Standort in Nordwestdeutschland und die persönlicher Initiative entsprungenen Ansätze die Möglichkeit zu umfassender Raumforschung gegeben. Erst nach dem zweiten Weltkriege entstand mit dem musealen Wiederaufbau wissenschaftliche Arbeit, die ihre Wurzeln in den Sammlungen des Museums hat, deren Früchte sich auch in dem Bilde widerspiegeln werden, das die Öffentlichkeit in den Schausammlungen sieht.

Erstaunlich bleibt eine Tatsache: Obwohl Bremens ganze Geschichte weitgehend durch die Schifffahrt bestimmt ist, haben Wetter und See nur in geringem Umfange zu wissenschaftlichen Arbeiten angeregt. Von *Heineken, Olbers, Focke, Bergholz* u. a. liegen zwar klimatische Beobachtungen vor, und der Naturwissenschaftliche Verein errichtete eine Wettersäule, doch kam eine Forschungsarbeit nicht zustande. Die Verdienste des amerikanischen Marineleutnants *M. F. Maury* um die Begründung der Meereskunde wurden 1855 mit hohen Worten unter Verleihung der Goldmedaille des Senates anerkannt. Der bremische, in Chile wirkende Ingenieur *C. Ochsenius* veröffentlichte einzelne meereskundliche Mitteilungen von dort, und 1875 wurde, besonders auf Betreiben des Naturwissenschaftlichen Vereins, eine maritime Beobachtungsstation auf Feuerschiff «Weser» eingerichtet. Die Sammelergebnisse der Nordpolfahrten sowie der Reise von Schauinsland in den Pazifik fanden ihre Bearbeiter teils auch unter den bremischen Wissenschaftlern, so die Planktonalgen durch *Lemmermann* 1899–1908. In Bremerhaven widmete sich *Klie* den Krebsen, *Brockmann* sehr eingehend den Kieselalgen brackischer Gewässer; *Hustedt* bearbeitete u. a. ebenfalls marine Kieselalgen. Im Zusammenhang mit den Weserregulierungen wurden, vor allem durch die Wasser- und Schifffahrtsämter

und viele Jahre von *L. Plate* getragen, zahlreiche Beobachtungen, Messungen und Berechnungen über die hydrologischen Verhältnisse durchgeführt. Eine konzentrierte, systematisch angelegte Arbeit auf meereskundlichem Gebiet konnte sich aber beim Fehlen einer eigenen Forschungsstätte nicht entwickeln. Erst als das Land Bremen 1947 das durch den Zusammenbruch verwaiste « Institut für Seefischerei » in Bremerhaven übernahm und ihm mit der Namensänderung in « Institut für Meeresforschung » eine allgemeinere Forschungsaufgabe zuwies, fand dieses Wissensgebiet eine Pflegestätte.

Das aus einer Gründung der Stadtverwaltung Geestemünde im Jahre 1919 hervorgegangene Institut hatte « auf wissenschaftlicher Grundlage und nach wissenschaftlichen Methoden die Fragen der Praxis zu prüfen ». Allerdings mußten diese Grundlagen und Methoden überhaupt erst erarbeitet werden, da es sich um völliges Neuland handelte. Diese Fragestellungen sind auch gegenwärtig noch nicht abgeschlossen, ergeben sich doch aus der Entwicklung der Praxis einerseits, den wissenschaftlichen Erkenntnissen aller Fachgebiete andererseits, stets neue, in ihrer Komplexheit äußerst schwierige Probleme, die bis zur Frage der Eiweißstrukturen reichen. Erst mit Hintanstellung laufender Betriebsüberwachungen und ähnlicher Aufgaben, die mehr einem Handelslaboratorium als einer Forschungsstelle zukommen, konnten die genannten Arbeiten intensiver betrieben werden. Darüber hinaus führten Untersuchungen über Sinkstoffbildung und -verteilung sowie über Sedimentwanderungen auf den Watten zu erweiterten Kenntnissen der dynamischen Gegebenheiten im Raum der Außenweser. Besonders die vor einigen Jahren aufgenommenen Untersuchungen über die Kleinpilze im Meere haben zu überraschenden Erfolgen geführt und dem Institut den Anschluß an die internationale Meeresforschung gewinnen helfen. Daneben werden gleichzeitig die brennenden Probleme der Wasserforschung im heimischen Raum berücksichtigt.

So bleibt zu registrieren, daß eine offizielle, d. h. in obrigkeitlichem Auftrag durchgeführte naturwissenschaftliche Forschungsarbeit in Bremen erst in jüngster Zeit eingesetzt hat. Daß gleichzeitig die Phase der von Einzelpersonen getragenen Arbeit zu Ende zu gehen scheint, ist schmerzlich. Beides wird jedoch verständlich aus den sozialen Umschichtungen, aus der Vervielfältigung der Aufgaben in den Berufen und nicht zuletzt auch aus dem Anwachsen des vorauszusetzenden Standes an Fachwissen und der notwendig gewordenen Komplikation des wissenschaftlichen Apparates. Hier kann nur der Staat als materieller Träger der Arbeit eintreten. Glücklicherweise führen auch manche Wirtschaftsunternehmen betriebseigene Forschungen zur Erarbeitung ihres wissenschaftlichen Fundamentes durch. Hier sei besonders der physikalischen Forschungsarbeiten der Atlas-Werke gedacht. Eins jedoch bleibt zu bemerken: Mit der Einrichtung, Etatisierung und Stellenbesetzung durch den Staat ist es nicht getan. Auch bei der behördlich getragenen Forschung bleiben Fragestellungen und ihre Lösungen abhängig von der Persönlichkeit der Beauftragten, und leisten diese qualifizierte Arbeit, so trägt sie ihr eigenes Entwicklungsgesetz nach Verbreiterung und Vertiefung in sich, aus dem sich notwen-

digerweise Wünsche und Forderungen personeller, instrumenteller und räumlicher Natur ergeben. Bei dem selbstverständlichen Widerstreit der allseitigen Ansprüche an den staatlichen Haushalt bleibt daher für die fördernde Hand wissenschaftsfreundlicher Bürger und Institutionen nicht nur Raum, sondern Notwendigkeit.

Rückblickend spiegelt die Entwicklung der Naturwissenschaften in Bremen ein Stück allgemeiner Wissenschaftsgeschichte. Aus dem Zeitalter der Aufklärung erwuchs die Zeit der Enzyklopädisten zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit den politischen Wirren und mit einsetzenden technischen Anwendungen erlahmte für einige Zeit bodenständige Forschungsarbeit, wuchs jedoch wieder das Bedürfnis nach allgemeiner Information. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entwickelte sich eine von persönlicher Initiative getragene Forschungsarbeit, insbesondere auf dem Gebiet der Biologie; vielfach an den bremischen Raum gebunden, wuchs sie doch teilweise weit darüber hinaus zu internationaler Anerkennung. Mit der Vertiefung der Forschung und der sich zwangsweise ergebenden Spezialisierung und Erweiterung des notwendigen Instrumentars verlagerte sich die Trägerschaft weitgehend in die Laboratorien der Industrie und auf die öffentliche Hand. Im Vergleich zu anderen Städten und Ländern erfolgte diese Verlagerung zögernd und läßt auch heute noch eine gewisse Zurückhaltung spüren. Es wurde zur weltweiten Einsicht, daß die Zukunft der Menschheit wie des einzelnen abhängt einerseits von Maß und Art ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis, vor allem in den Naturwissenschaften, andererseits aber von dem Gebrauch, der davon gemacht wird. Diese Einsicht verlangt gebieterisch aktive Mitarbeit in der Forschung, sei es auch nur in einem begrenzten Fachgebiet, und ihre materielle wie ideelle Förderung durch alle Einsichtigen. Den darüber hinaus notwendigen interfakultativen Kontakt vermittelt in Bremen das «Kolloquium» der Wissenschaftler, die im Rahmen der Behörde «Kunst und Wissenschaft» des Senators für das Bildungswesen tätig sind. So tritt neben die von der Sache her notwendige Spezialisierung das Bemühen um die Wahrung eines allgemeinen geistigen Zusammenhanges. Die zukünftige Entwicklung der Naturwissenschaften in Bremen wird davon abhängen, ob und in welchem Umfange wissenschaftlich-schöpferischen Kräften das notwendige Fundament und geistige Resonanz zuteil werden.

*Geographie und Völkerkunde in Bremen*

Der um die Geschichte der Geographie und Kartographie sehr verdiente *Wilhelm Wolkenhauer* [1845–1922] beginnt in seiner anlässlich des 11. Deutschen Geographentages 1895 veröffentlichten «Zeittafel zur Geschichte der Pflege und Förderung der Geographie in Bremen» mit Adam von Bremen, den er als «ersten deutschen Geographen» bezeichnet. Das geht wohl etwas zu weit, mag Adam auch die Berichte über die erste Entdeckung Nordamerikas durch die Normannen überliefert und überdies zu seiner Zeit in einem ganz beträchtlichen Ausmaß zu einer erweiterten Kenntnis der nordischen Länder beigetragen haben, so daß er nicht nur von den Historikern, sondern auch von den Geographen in Anspruch genommen wird. Wir wollen bei unserer Betrachtung sehr viel später als Wolkenhauer einsetzen, nämlich mit dem 19. Jahrhundert, also mit dem Zeitalter der letzten großen Entdeckungsreisen, in dem die Geographie und Völkerkunde als wissenschaftliche Disziplinen, so wie wir sie heute auffassen, überhaupt erst entstanden sind.

Bremen wird in der Geographie und Völkerkunde des 19. Jahrhunderts sehr häufig erwähnt, mehr als die meisten anderen Städte Deutschlands. Überragende Forscher sind damals aus den Mauern der Hafenstadt an der Unterweser in die Ferne gezogen. Als erster mag der weitgereiste *Johann Georg Kohl* [1808–1878] genannt werden, der als ältester Sohn eines Bremer Weinkaufmannes geboren wurde, nach vorübergehender Tätigkeit als Hauslehrer in Kurland große Teile des Russischen Reiches sowie fast sämtliche Länder Europas kennenlernte und sich dann viele Jahre in Nordamerika aufhielt, wo er im Auftrage der U. S. Coast Survey die Entdeckungsgeschichte der Küsten des Kontinents erforschte. Zu seiner Zeit war er wohl der meistgelesene deutsche Reiseschriftsteller. Aber auch als Gelehrter hatte und hat er noch heute einen Ruf. Mit seiner Schrift: «Der Verkehr und die Ansiedlungen des Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche» [1841] legte Kohl, der 1863 – einige Jahre nach der endgültigen Rückkehr in die Vaterstadt – vom Senat zum ersten Stadtbibliothekar ernannt wurde, einen wichtigen Grundstein für die neuzeitliche Siedlungs- und Verkehrsgeographie. Weiter sind die bremischen Afrikareisenden zu erwähnen. Da ist zunächst *Eduard Mohr* [1828 bis 1876], der als Sohn eines Kaufmannes den Beruf des Vaters lernte und sich nach einem wechselvollen Wanderleben, das ihn bis nach Polynesien, zum

Beringmeer in den arktischen Norden, nach Hinterindien und Java führte, im Alter von fünfunddreißig Jahren entschloß, Forschungsreisender zu werden. Auf der Bremer Steuermannschule erwarb er die dafür erforderlichen geographischen, astronomischen und naturkundlichen Vorkenntnisse. 1866/67 führte er auf eigene Kosten seine erste Reise in Südostafrika durch, wobei er Natal und das Zululand besuchte. Auf seiner zweiten, ebenfalls von ihm selbst ausgerüsteten Expedition nach dem südlichen Afrika während der Jahre 1868/70 gelang es nach Überwindung großer Schwierigkeiten, auf einem neuen Wege von Durban aus bis zu den von Livingstone 1853 entdeckten Viktoriafällen des Sambesi vorzudringen. Das wichtigste Ergebnis dieser Fahrt war eine große Zahl astronomischer Ortsbestimmungen in der damaligen Burenrepublik Transvaal und den angrenzenden Gebieten. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen, vor allem die recht beachtenswerte vogelkundliche Ausbeute, kamen nach Bremen, wo sie im Überseemuseum aufbewahrt werden. Im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft trat Mohr dann 1876 seine dritte Afrikareise an, die von der Küste Angolas aus nach Zentralafrika gehen sollte. Von dieser Fahrt kehrte er nicht zurück. Bald nach der Ankunft in Angola nahm er während der letzten Tage des Jahres in Malange bei einem schweren Fieberanfall übermäßig viel Morphium. Nach einem Zustand völliger Betäubung setzte er seinem Leben selbst ein Ende.

Tragisch endete auch der hoffnungsvolle *Christian Rutenberg* [1851–1878]. Er war der einzige Sohn eines wohlhabenden Bremer Baumeisters. Schon in der Jugend zeigte sich eine Neigung zur Naturkunde und zur Geographie; damit verband sich ein ausgesprochener Hang zum Reisen. Nachdem Rutenberg 1875 den medizinischen Doktorgrad erworben hatte, wollte er als Marinearzt eine Weltreise machen. Doch scheiterte dieser Plan. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt bot sich dem jungen Gelehrten dann 1877 die Möglichkeit, nach Südafrika zu fahren. Von Kapstadt reiste er zu Lande durch das West-Griqualand und über Bloemfontein nach Natal und dann mit dem Schiff von Durban aus über Mauritius nach Madagaskar. Im Innern dieser Insel wurde er, erst siebenundzwanzig Jahre alt, von Angehörigen des räuberischen Stammes der Sakkalaven heimtückisch ermordet. Die zusammengebrachten Sammlungen kamen später nach Bremen, und zwar durch Vermittlung des Botanikers Hildebrand, der 1879 im Auftrage von Rutenbergs Vater den Platz der Mordtat aufsuchte.

Als bremischer Afrikareisender darf ferner der aus Vegesack stammende *Gerhard Rohlfs* [1831–1896] gelten, einer der Altmeister der deutschen Afrikaforschung, der zu den Reisenden der alten Schule gehörte, die aus Reiselust und Forschungsdrang in die Welt zogen und weite Gebiete durchstreiften, die noch nie ein Europäer betreten hatte und auf den Karten als weiße Flecken dargestellt waren. Zwischen 1862 und 1884 unternahm Rohlfs neun große Reisen, die ihn nach Nordafrika, in die Sahara und den Sudan sowie nach Abessinien und zu den Gestaden Ostafrikas führten. Als erster Europäer überschritt er 1864 den großen Atlas. Zu den Kosten für seine ersten Unterneh-

mungen steuerten der Senat sowie private bremische Kreise erheblich bei. Nach dem Tode des Forschers wurde seine Asche – wie er es bestimmt hatte – in dem Vaterstädtchen beigesetzt. Diesem vermachte er auch seine Bibliothek, den ausgebreiteten Schriftwechsel mit berühmten Zeitgenossen sowie einen großen Teil der Reisetrophäen; der gesamte Nachlaß wird im Heimatmuseum Bremen-Vegesack aufbewahrt.

*F. A. E. Lüderitz*, der 1883 mit seinen Erwerbungen in Südwestafrika die Gründung des deutschen Kolonialreiches einleitete, war zwar kein Forscher, muß an dieser Stelle aber doch hervorgehoben werden, weil er die «Städtischen Sammlungen für Naturgeschichte und Ethnographie», aus denen das Überseemuseum hervorgegangen ist, mehrfach bedacht hat. Bei seiner letzten Fahrt in Südwest [1886] begleitete ihn der im Auftrage der Städtischen Sammlungen mitreisende Steuermann *J. Steingröver*, der zusammen mit Lüderitz verschollen ist. Wahrscheinlich haben beide bei einer Bootsfahrt in der schweren Brandung vor der Oranjemündung den Tod gefunden.

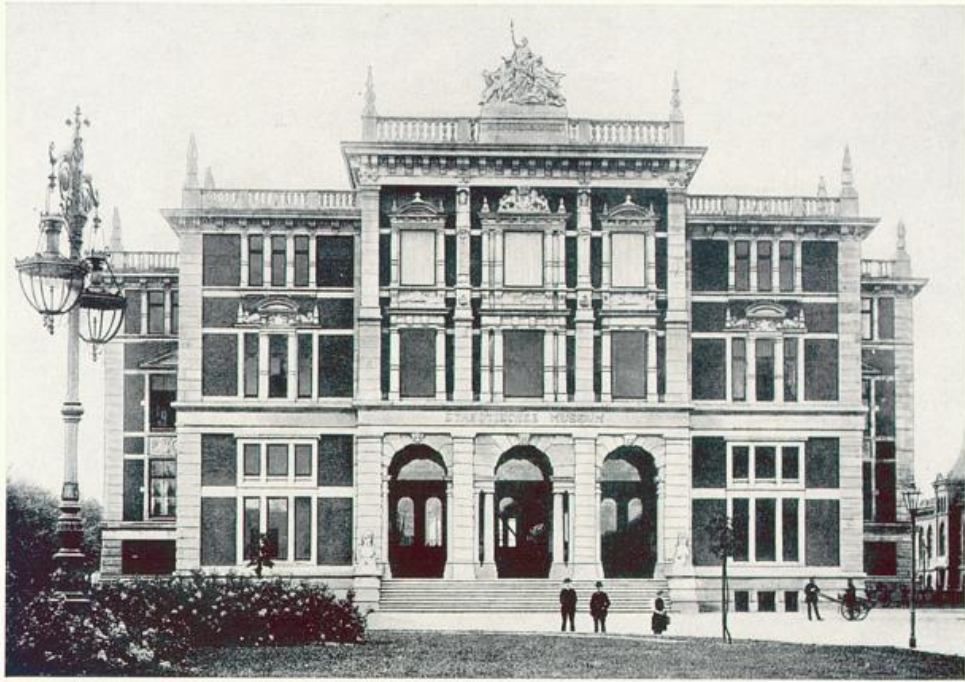
Was die Völkerkunde angeht, so gebührt *Adolf Bastian* die erste Stelle. Er wurde 1826 als Sohn eines angesehenen Kaufmannes in Bremen geboren und trat von hier aus 1851 nach Abschluß des medizinischen Studiums als Schiffsarzt eine achtjährige Weltreise an, bei der er seine Lebensaufgabe klar erkannte. Bastians Bedeutung liegt auf drei Gebieten: einmal in seinen neun großen Sammel- und Forschungsreisen, zweitens in der Gründung sowie im Ausbau des Berliner Museums für Völkerkunde, und zum dritten war er einer der Schöpfer der modernen Ethnologie, für die er eine Fülle von Material zusammengetragen und die er durch seine Gedanken ungemein reich befruchtet hat. Bei der Gedächtnisfeier nach seinem Tode [1905] fielen die Worte: «Kein deutscher Gelehrter hat mehr gereist, keiner mehr gelesen, keiner mehr geschrieben.» Für die letzte Periode seines Schaffens, die durch einen Stil gekennzeichnet ist, der erst enträtselt werden muß, wäre eigentlich noch hinzuzufügen: «Keiner ist weniger gelesen worden.»

Es ist seinerzeit ein Verdienst des Gymnasialdirektors *Thomas Achelis* [1850 bis 1909] gewesen, das Gedankengut seines Landsmannes Bastian an eine breitere Öffentlichkeit herangebracht zu haben. Im übrigen sind die völkerkundlichen und soziologischen Arbeiten von Achelis, der 1897 das «Archiv für Religionswissenschaft» begründete, ziemlich in Vergessenheit geraten. Viel mehr erwähnt als er wird in den völkerkundlichen Lehrbüchern auch heute noch der aus einer altbremischen Juristenfamilie stammende *Albert Hermann Post* [1839–1895], der 1874 zum Richter gewählt wurde. Schon vorher betätigte sich der junge Rechtsanwalt schriftstellerisch, wobei er in erster Linie die bremische Rechtspflege behandelte. Seit dem Anfang der siebziger Jahre wandte Post sich dann immer mehr und bald ausschließlich der vergleichenden Rechtswissenschaft und ethnologischen Jurisprudenz zu. Er zeigte als erster, daß es gewisse allgemeine Rechtsanschauungen und Rechtsinstitutionen gibt, die über alle ethnographischen Grenzen hinweggreifen und ein Allgemeingut der Menschheit sind. In dem kurz vor seinem Tode erschienenen zweibändigen

Werk: « Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz » faßte er seine Lebensarbeit zusammen und entwarf ein Bild des Universalrechts der Menschheit, das auch jetzt noch beachtenswert ist.

Das ist alles in allem eine Fülle von Forscherpersönlichkeiten auf dem Gebiete der Geographie und Völkerkunde, wie sie wohl kaum aus einer anderen Stadt während einer doch nur verhältnismäßig kurzen Zeitspanne hervorgegangen ist. Sicher hat dabei der Umstand mitgewirkt, daß das 19. Jahrhundert das Zeitalter der letzten großen Forschungsreisen war, die das Bild der Erde bis auf verhältnismäßig kleine Gebiete – vor allem in Zentralasien und der Antarktis – endgültig entschleierten. Zweifellos hat aber auch die besondere Atmosphäre Bremens als Stadt des überseeischen Handels und Verkehrs einen großen Einfluß ausgeübt. Man wird gewiß sagen können, daß die Eigenart der Stadt den Drang in die Ferne begünstigte, wenn etwa *E. Mohr* nach der Lehre zunächst ein unruhvolles Wanderleben begann und dann als Fünfunddreißigjähriger sich auf der Steuermannschule der Vaterstadt das wissenschaftliche Rüstzeug des Forschungsreisenden erarbeitete, oder wenn der Mediziner *Bastian* Schiffsarzt wurde und als solcher zum Ethnologen heranreifte. Aber das Beispiel Bastian zeigt deutlich, daß in der Folge die Bindungen zu Bremen, insbesondere zum geistigen Leben der Stadt, recht gering waren. Auf die weitere Entwicklung Bastians hatte dieses keinen Einfluß mehr, und umgekehrt war das auch nicht der Fall, trotz mancher freund- und verwandtschaftlichen Bande, die den Gelehrten mit der Heimat verknüpften. Bastians erstes Werk erschien 1859 noch in der Vaterstadt, dann ging er nach Berlin, und dieser Stadt, ihrer Universität und ihrem Völkerkundemuseum gehörte er fortan. Bremen war damals schon kein Platz mehr für einen überragenden Gelehrten wie noch einige Jahrzehnte vorher, als *Olbers* und *Treviranus* hier wirkten. Jetzt ist bereits die Zeit gekommen, wo sich die selbständige schöpferische Forschung immer mehr an die Hochschulen und ihre Institute verlagert. Nach 1860 hat die Wissenschaft für die Formung der städtischen Kultur keine große Bedeutung mehr gehabt. *Theodor Menke* [1819–1892], der zunächst in seiner Vaterstadt, später in Vegesack als Advokat lebte und nebenberuflich die historische Geographie pflegte, siedelte 1864 endgültig als Mitarbeiter der Geographischen Anstalt von Justus Perthes nach Gotha über, mit der er bereits seit 1857 in enger Verbindung gestanden hatte, u. a. als Bearbeiter des Atlas « *Orbis antiqui descriptio* ». *G. Rohlf*s erwies Vegesack zwar zeit seines Lebens eine große Anhänglichkeit, aber bezeichnenderweise ließ er sich nach Abschluß seiner ersten großen Reisen 1869 nicht in Bremen, sondern an dem kulturell bedeutsamen Fürstenhof in Weimar nieder.

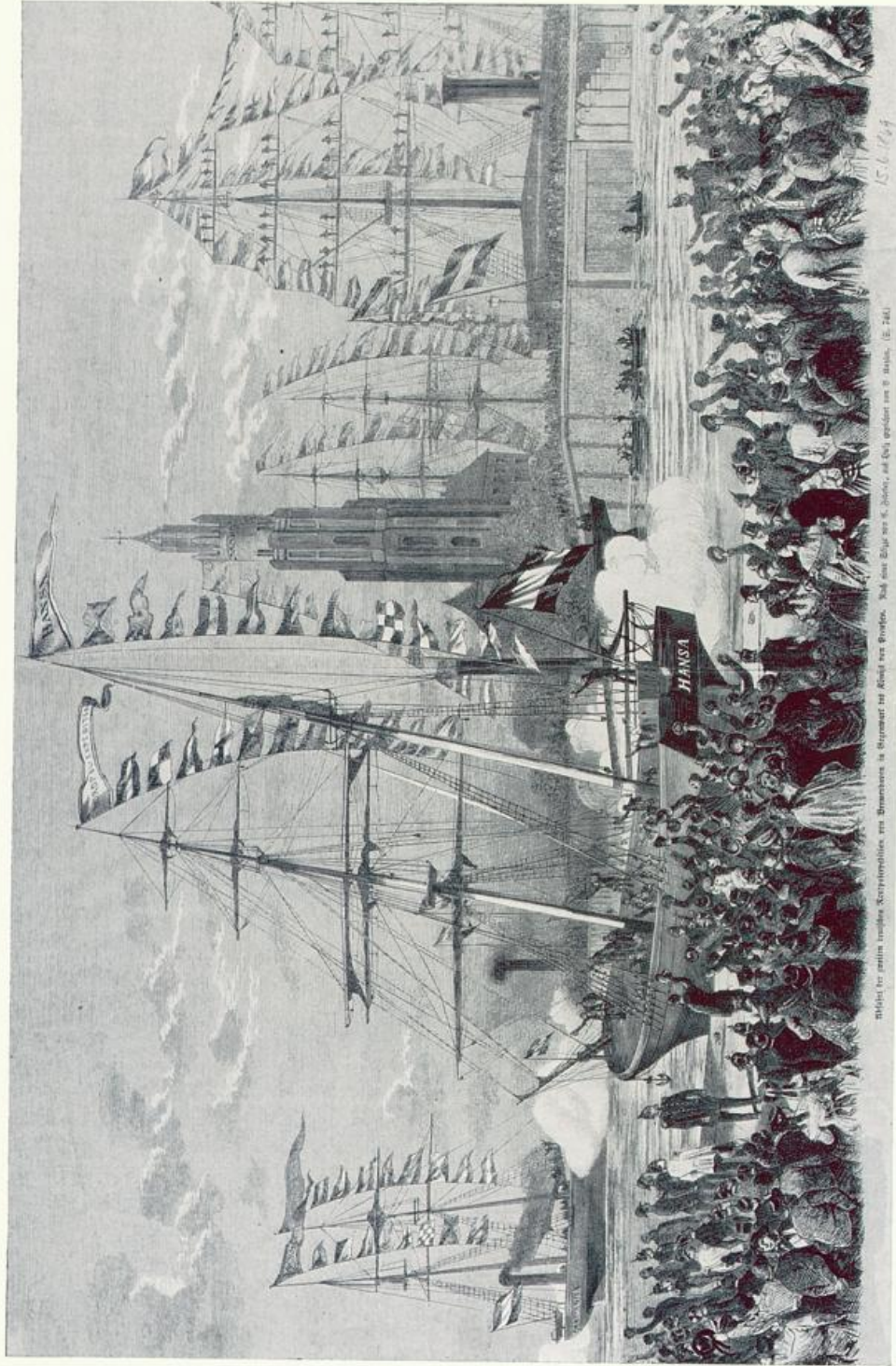
Wenn man von *Kohl* absieht, so haben die Forschungsreisenden damals im geistigen Leben Bremens keine Rolle gespielt. Eine gewisse Ausnahme bildet nur noch der Konservator und spätere erste Direktor der Städtischen Sammlungen, *Otto Finsch* [1839–1917], der vor allem durch seine beiden großen Südseereisen 1879/82 und 1884/85 bekanntgeworden ist und sowohl als Völkerkundler als auch als Zoologe einen Ruf hat. Er erwarb sich bei der Vor-



*Überseemuseum um die Jahrhundertwende*

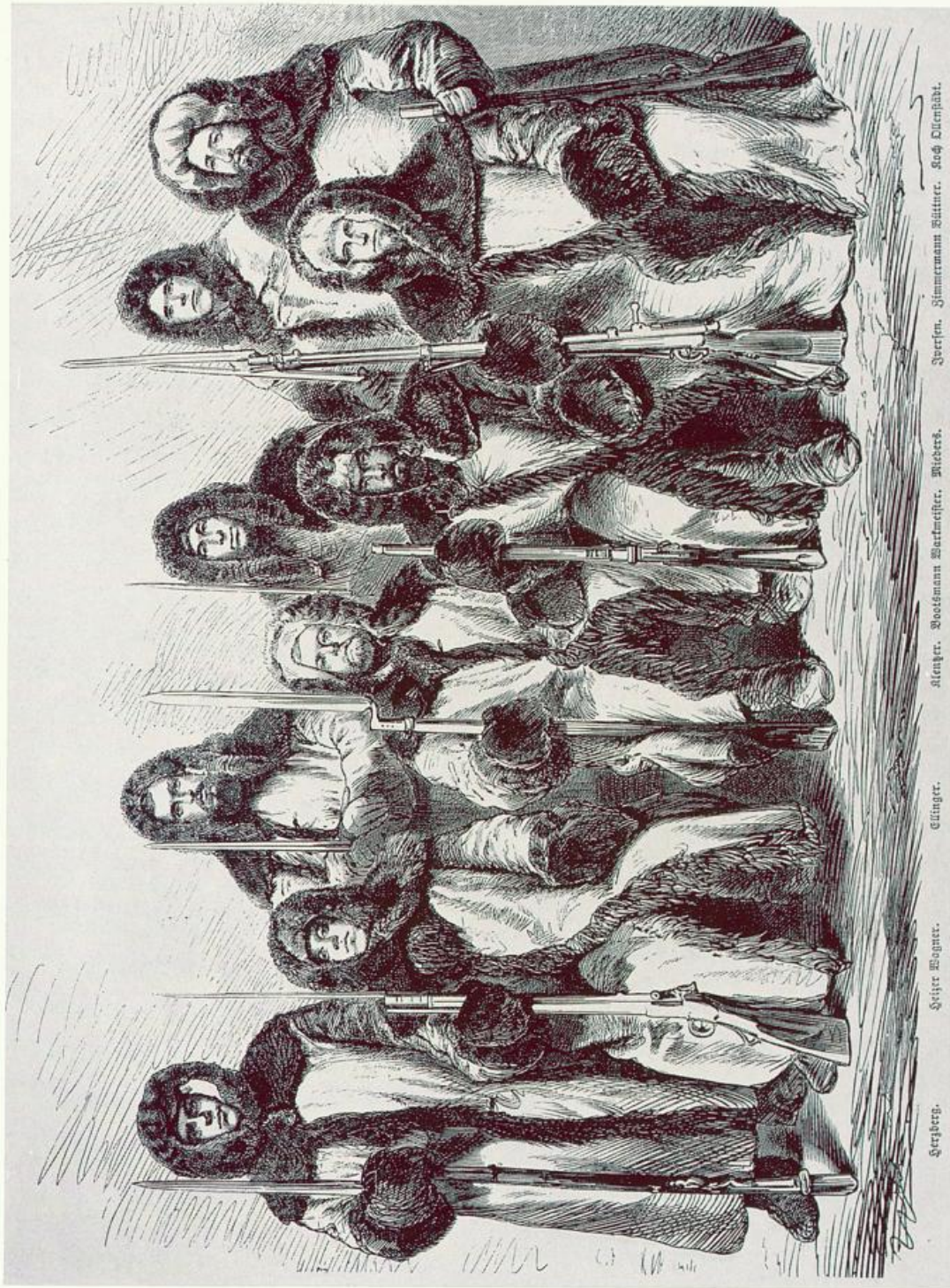


TAFEL 13

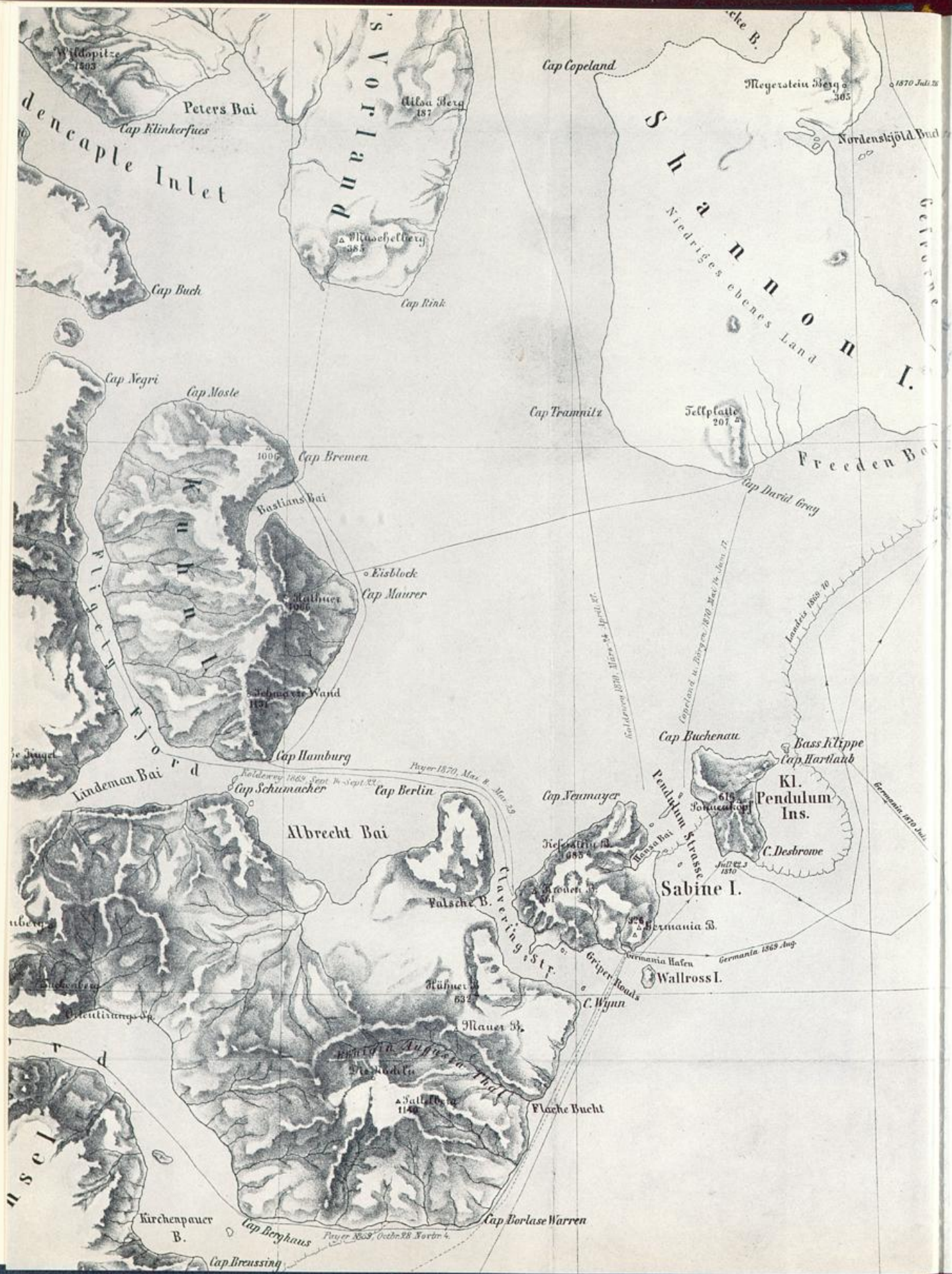


TAFEL 14

Abfahrt der „Germania“ und „Hansa“ am 15. Juni 1869 von Bremerhaven.  
 Der Präsident des Bremischen Comités für die 2. Deutsche Nordpolarfahrt, A. G. Mosle, bringt ein Hoch auf König Wilhelm von Preußen aus,  
 der mit Bismarck, Moltke und Roon erschienen ist.



Die Mannschaft der „Germania“.  
 Das kriegerische Bild entsprach der Stimmung der Zeit. Es sollte im Binnenland für die Idee der 2. Nordpolarfahrt werben und war einem Aufsatz  
 beigelegt, in dem Lindeman zur Spende von Beiträgen aufrief.



1870 Juli 26  
Humboldt  
I.  
n B  
1870 Juli

bereitung und Auswertung der bremischen Arktisunternehmen zwischen 1869 und 1876 große Verdienste, weilte 1876 selbst in Nordwest-Sibirien und kehrte mit einer reichen Sammlungsausbeute zurück, gab dann aber bei Antritt der ersten, mit Mitteln der Berliner Humboldtstiftung finanzierten Südseereise 1879 seine Direktorenstelle auf, weil der Senat den dafür erforderlichen Urlaub nicht bewilligte. Nach der Rückkehr von der zweiten, im Auftrage der Neuguinea-Compagnie durchgeführten Südseereise, die zur deutschen Besitzergreifung des Kaiser-Wilhelm-Landes in Neuguinea führte, wurde Finsch zwar 1886 noch kurz wieder als Privatgelehrter in Bremen ansässig, zog dann aber angesichts seiner wirtschaftlichen Schwierigkeiten nach Delmenhorst, siedelte 1897 als Abteilungsvorsteher an das Niederländische Reichsmuseum in Leiden über und ging 1904 in gleicher Eigenschaft an das Städtische Museum in Braunschweig, wo er bis zu seinem Tode die ethnographische Sammlung verwaltete.

Trotz Rohlf's und Mohr, trotz der Erwerbungen von Lüderitz ist Bremen nicht zu einem Vorort der deutschen Afrikaforschung geworden. Dasselbe gilt für die Südsee. Finsch bemühte sich nach 1886, die Mittel für eine dritte große Pazifikreise zu erhalten, aber er kam vor verschlossene Türen, wobei persönliche Differenzen mit dem damaligen Senatssyndikus *J. Focke* sehr ausschlaggebend waren. Diese hatten bereits zu der Versagung des Urlaubs für die erste Südseereise geführt. Man muß das sehr bedauern, denn letztlich ist dies mit ein Grund dafür, daß der Name Bremen trotz der engen Handels- und Verkehrsbeziehungen – es sei hier nur auf die Postdampferlinien des Norddeutschen Lloyd nach Ostasien und die Anschlußverbindungen nach dem deutschen Schutzgebiet in der Südsee hingewiesen – in der Pazifikforschung nach 1885 nicht genannt wird, während Hamburg durch die Tätigkeit der Godeffroys, die für die Wissenschaft beträchtliche Mittel ausgeworfen haben, sowie durch die Hamburgischen Expeditionen nach der Jahrhundertwende stets an erster Stelle bei der Erschließung der Inselwelt des Stillen Ozeans aufgeführt wird.

Auf *einem* Zweig der deutschen geographischen Forschung hat Bremen aber nun doch eine Zeitlang die Stellung eines Vorortes gehabt. Das war die Erforschung der Polargebiete, insbesondere der Arktis, die um die Zeit nach der Jahrhundertmitte nächst Afrika am meisten im Vordergrund stand. Es ist außerordentlich lehrreich, den Anteil Bremens an der Polarforschung zu betrachten, haben bei dieser doch gerade solche Faktoren mitgewirkt, die in der besonderen Eigenart der Stadt als Schiffsfahrtsplatz begründet liegen. Die wenigen bremischen Gelehrten spielten dabei durchaus nicht die erste Geige, traten vielmehr erst stärker heraus, als es um die Auswertung des Hauptunternehmens ging, also der zweiten deutschen Nordpolarfahrt 1869/70, die in organisatorischer Hinsicht in erster Linie ein von bremischen Kaufleuten, Reedern und Kapitänen auf die Beine gestelltes Vorhaben gewesen ist. Auf dieses Kapitel der bremischen Wissenschaftsgeschichte soll an dieser Stelle etwas

ZUR ABBILDUNG

*Teil der Karte von Nordgrönland, die nach Aufnahmen während der 2. Deutschen Nordpolarfahrt [1869/70] gezeichnet wurde. Beachte die bremischen Namen!*

ausführlicher eingegangen werden, nicht so sehr auf die einzelnen Unternehmen, die in diesem Zusammenhang weniger von Belang sind, wohl aber auf die Hintergründe und auf die Männer, die an der Sache beteiligt waren. Wenn gerade die Polarfahrten, die in die Zeit nach 1865 fallen, weit mehr als die afrikanischen Expeditionen einen Widerhall in Bremen fanden – Afrika trat erst seit den Erwerbungen von Lüderitz und auch nur ganz allmählich in den Blickpunkt –, so deshalb, weil man bei den arktischen Reisen auch eine praktische Seite sah. In den Akten heißt es darüber sehr treffend: «Sie fördern Deutschlands Seegeltung und regen den maritimen Unternehmungsgeist an.» An sich liefen damals die Fäden der Polarforschung – genau wie bei den afrikanischen Expeditionen – zunächst bei *August Petermann* in Gotha zusammen. In den von ihm herausgegebenen Mitteilungen aus der Geographischen Anstalt von Justus Perthes berichtete er seit 1855 regelmäßig über die Fortschritte der Kenntnis der Erde, und sowohl hinsichtlich des dunklen Erdteils als auch der Polargebiete war er der unermüdliche Trommler, der immer wieder auf die Notwendigkeit einer *deutschen* Forschung in Übersee und in der Arktis hinwies. Er versuchte, die Mittel für ein großes Polarunternehmen in Österreich und Preußen aufzubringen, scheiterte aber sowohl in Wien als auch in Berlin, in erster Linie wegen der damaligen politischen Verhältnisse, fielen doch seine ersten Bemühungen in die Zeit vor 1866. Schon 1865 schrieb er: *Eine deutsche Expedition ins Arktische Meer und zum Nordpol könnte, wenn nicht durch allgemeine Betheiligung oder durch Regierungen recht gut durch die Vereinigung einiger der Millionäre und reichen Rheder in Hamburg und Bremen, die ihre Reichthümer dem Meere verdanken, ausgerüstet und ausgeschiedet werden.* Es war vor allem den Bemühungen des damaligen Direktors der Bremer Seefahrtsschule, des um die Nautik und die maritime Kartographie hochverdienten *Arthur Breusing*, zu verdanken, daß Petermann in Bremen offene Ohren fand, die Sache in Gang kam und 1868 die erste deutsche Nordpolarfahrt unter dem Kapitän *Koldewey* durchgeführt werden konnte, die nur eine Art Vor- und Erkundungsexpedition war und sich auf die Gewässer Spitzbergens beschränkte. In wissenschaftlicher Hinsicht hat sie keine nennenswerte Bedeutung gehabt, aber sie war der zündende Funke, was bei der im Haus Seefahrt veranstalteten Begrüßungsfeier für die Heimkehrer – unter denen übrigens gar kein Gelehrter war – so recht zum Ausdruck kam. Zu den erlauchten Gästen gehörte der damals in Bremen allmächtige Gründer des Norddeutschen Lloyd, *H. H. Meier*, und er stellte sich jetzt hinter die Sache. Mag er in der Folge auch selbst nicht viel dafür getan haben, so genügte doch schon sein Name, um die Vorbereitungen für ein zweites und größeres Unternehmen voranzutreiben. *H. H. Meier* tat vor allem einen guten Griff, als er den Stenographen der Bürgerschaft – des Stadtparlamentes – und Mitarbeiter der *Weser-Zeitung*, *Moritz Lindeman*, den Verfasser eines auch heute noch lesenswerten Werkes über die Geschichte der arktischen Fischerei der deutschen Seestädte, zum Sekretär und *George Albrecht*, den Teilhaber und späteren Inhaber des Handelshauses *Joh. Lange Sohns Wwe. & Co.*, zum Rechnungsführer des Bremischen Comités für

die zweite deutsche Nordpolarfahrt machte. Dieses Comité setzte sich in erster Linie aus Kaufleuten zusammen, deren Namen – Mosle, Fritze, Nielsen, Noltenius und Wätjen – in Bremen einen guten Klang haben. Es waren alles Männer, die sich etwa zur gleichen Zeit als erste bemühten, von Bremerhaven aus eine deutsche Hochseefischerei in Gang zu bringen, damit allerdings noch keinen Erfolg hatten. Bezeichnenderweise gehörten die bremischen Gelehrten, also F. Buchenau, O. Finsch, W. O. Focke und G. Hartlaub, dem Comité zunächst gar nicht an; sie traten erst bei, als man sich mit der Auswertung der heimgekehrten Expedition befaßte. Juristischer Beirat war H. A. Schumacher, der Syndikus der Handelskammer. Mit G. Albrecht war für die deutsche Polarforschung und darüber hinaus für die Geographie ein Mann gewonnen, der als echter hanseatischer Mäzen immer wieder in die Bresche sprang, wenn finanzielle Schwierigkeiten auftraten. Er bezahlte z. B. später die gesamten Kosten einer Expedition der Geographischen Gesellschaft nach den Küstengebieten der Beringstraße und Nordwestamerikas [1881/82] in Höhe von 21 300 Mark bis auf den letzten Pfennig aus der eigenen Tasche und schenkte die Sammlungsausbeute dem Museum der Vaterstadt, wobei er Wert darauf legte, daß als Spender nicht er, sondern die Gesellschaft genannt wurde. Lindeman und Albrecht trugen am meisten dazu bei, daß die zweite deutsche Nordpolarfahrt 1869/70 mit den Schiffen «Germania» und «Hansa» zustande kam und später nach der Rückkehr ordnungsgemäß abgewickelt wurde, nicht zuletzt auch in finanzieller Hinsicht. Mit Recht wurden die beiden damals die «Dioskuren der Polarfahrt» genannt, mochten sie die Packeisgrenze auch Zeit ihres Lebens nicht einmal aus der Ferne gesehen haben.

An der zweiten Nordpolarfahrt – wieder unter der Führung des Kapitäns Koldewey – nahmen mehrere Wissenschaftler teil, ferner der österreichische Offizier und Bergsteiger *J. Payer*, der dann einige Jahre später mit *Weyprecht* das Franz-Josephs-Land entdeckte. Bremische Gelehrte waren nicht dabei. Es gab auch in Bremen keinen, der altersmäßig dafür in Frage gekommen wäre, denn man konnte ja nur junge Leute nehmen, die den Strapazen gewachsen waren, und geeigneten wissenschaftlichen Nachwuchs gab es in der Stadt nicht. Das Unternehmen hat sein Hauptziel, den Nordpol, nicht erreicht, in erster Linie deshalb, weil man bei der Planung die arktischen Verhältnisse nicht genügend kannte und von Voraussetzungen ausgegangen war, die – wie sich im Verlauf der Fahrt herausstellte – nicht zutrafen. So blieb es bei der Erforschung eines Teiles von Ostgrönland, des König-Wilhelm-Landes, wo Namen wie Albrechtbai, Bastianbucht, Kap Hartlaub, Kap Schumacher und Kap Bremen noch heute auf die Expedition hinweisen. Die Gelehrten leisteten hier eine sehr gründliche Arbeit, die dann später in dem zweibändigen Expeditionswerk veröffentlicht wurde, das vom Bremer Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt herausgegeben worden ist, dem Nachfahren des erwähnten Comité's. Das Hauptverdienst an der Auswertung gebührt Lindeman, der nicht nur die Hauptarbeit bei der Redaktion des Werkes leistete, sondern es darüber hinaus auch dank seiner journalistischen Begabung verstand, den Augenblickserfolg der

zweiten Polarfahrt in ein breites und anhaltendes Interesse der deutschen Öffentlichkeit für die polare Sache umzumünzen. Nicht mehr bei Petermann in Gotha, sondern bei Lindeman in Bremen liefen damals die Fäden der deutschen Polarforschung zusammen. Lindemans Wirken war auch in nationalpolitischer Hinsicht sehr bedeutungsvoll, trug er doch sehr wesentlich zur Verbreitung des Flottengedankens bei. Die Fahrten der «Germania» und die Eischollenfahrt der schiffbrüchigen Hansabesatzung längs der ostgrönländischen Küste gingen aus der von ihm besorgten Volksausgabe des Expeditionswerkes in alle deutschen Schul- und Jugendbücher über. Nebenbei gesagt: mit dem Erlös dieser Ausgabe konnten die letzten Schulden des Unternehmens bezahlt werden.

Und doch sind die Wogen der Begeisterung nicht lange hoch gegangen! Zwar tauchte in Bremen schon 1871 der Gedanke an eine dritte deutsche Nordpolarfahrt auf, also nur ein Jahr nach der Rückkehr der «Germania», und Lindeman arbeitete gemeinsam mit Finsch einen Plan aus, der die Erfahrungen des vorangegangenen Unternehmens berücksichtigte. Die Verwirklichung hätte aber rund eine Million Mark erfordert. Dieser Betrag ging bei weitem über die Leistungsfähigkeit des Polarvereins hinaus. Man entschloß sich deshalb, an den Bundesrat des neuen Deutschen Reiches heranzutreten. Es würde zu weit führen, im einzelnen auf die Geschichte des Planes einzugehen, der in die Mühlen der Berliner Bürokratie kam und hier mehrere Jahre gründlich durchgedreht worden ist. Schließlich wurde er 1875 abgelehnt, letzten Endes deshalb, weil man nach 1874 in Deutschland genauso wie in England, Skandinavien und den Vereinigten Staaten nichts mehr von den teuren Polarexpeditionen wissen wollte, die ausnahmslos ihr Ziel, den Nordpol, nicht erreicht hatten. Man stellte damals die Alternative: «Polarexpedition oder Polarforschung?» und glaubte, daß der Wissenschaft mit festen Beobachtungsstationen mehr gedient sei. So kam es zum Ersten Internationalen Polarjahr 1882/83 – einem Vorgänger des Internationalen Geophysikalischen Jahres 1957/58! –, für das vom Reich mehrere Stationen eingerichtet wurden. Wir wissen längst, daß es falsch war, die Polarexpeditionen gegen die Polarforschung auszuspielen, können doch auf festen Stationen nicht alle Aufgaben gelöst werden, die der Polarforschung gestellt sind. Den Beweis erbrachten der Deutsche *E. v. Drygalski* mit der Grönlandexpedition der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin [1892/93] und der Norweger *F. Nansen* mit der Framdrift [1893/96]. Das erstgenannte Unternehmen muß überdies auch deshalb erwähnt werden, weil es das erste deutsche Polarunternehmen war, das von der Reichshauptstadt ausging. Es leitete eine neue Ära der Polarforschung ein, die jetzt so beträchtliche Mittel erforderte, daß der kleine Bremer Polarverein, der niemals über zwanzig Mitglieder zählte, nicht mehr mitmachen konnte. Es ist im Grunde dasselbe, was bereits bei Bastian hervorgehoben wurde: die Forschung verlagert sich immer mehr an die Hochschulen, und soweit sie beträchtliche Mittel benötigt, geht sie in zunehmendem Maße von Berlin aus.

Einige Worte über das Schicksal des Polarvereins mögen die Behandlung dieser

Epoche der bremischen Wissenschaftsgeschichte abschließen. Lindeman und seine Freunde hatten zwar die Genugtuung, durch ihre Eingabe an den Bundesrat weitere Forschungen angeregt zu haben, insbesondere eine sehr beachtliche Beteiligung des Reiches am ersten Internationalen Polarjahr, aber sie waren sich auch darüber klar, daß die neuen Vorhaben Mittel erforderten, die ihr Verein nicht aufbringen konnte. Sie kapitulierten jedoch nicht, sondern wandten sich fortan kleineren Unternehmen zu, die sich auch auf die arktische Zone erstreckten, wobei man von vornherein besonders an Gebiete dachte, die eine gute Ausbeute für die «vaterstädtischen Sammlungen» versprachen. Dabei hielten die Bremer am Expeditionsgedanken durchaus fest. In Frage kam damals vor allem das arktische Asien, das 1875 durch die erfolgreiche Fahrt des schwedischen Polarforschers *A. E. Nordenskjöld* zur Jenisseimündung die Blicke der gelehrten Welt auf sich gezogen hatte; einige Jahre später entdeckte der gleiche Forscher dann ja die lange gesuchte nordöstliche Durchfahrt. Von Bremen aus schickte man Finsch im Jahre 1876 nach Nordwest-Sibirien; er reiste damals gemeinsam mit *Alfred Brehm*, dem Verfasser des «Tierlebens», und dem Grafen *von Waldburg-Zeil*, der auf eigene Kosten mitging. Zu nennen ist ferner die Beteiligung der Geographischen Gesellschaft, in die sich der Polarverein Ende 1876 umwandelte, an den «commerciellen Pionierfahrten» der deutsch-russischen Handelsgesellschaft zur Auffindung eines Schiffahrtsweges längs der nordwestsibirischen Küste [1877/84], die u. a. von dem aus Bremen stammenden *Baron Knoop*, dem Begründer der russischen Baumwollindustrie, finanziert wurden. Die Gesellschaft hatte in dieser Hinsicht gute Beziehungen, denn ihr Rechnungsführer *Albrecht*, der 1881 auch das Amt des Vorsitzers übernahm, war der Schwiegersohn des Baron Knoop. Einen Namen verschaffte sich bei diesen Fahrten der Blumenthaler Kapitän *Eduard Dallmann*, der dann 1884/85 mit Finsch im Auftrage der Neuguinea-Compagnie in der Südsee war. Erwähnt werden müssen weiter die von Albrecht ausgerüstete Expedition der *Gebrüder Krause* nach der Beringstraße und Nordwestamerika [1881/82] sowie eine zoologisch-geographische Forschungsreise des Zoologen *W. Kükenthal* nach Spitzbergen [1888/89], deren Kosten vorwiegend Albrecht, Herm. Melchers, Inhaber des Ostasienhauses *C. Melchers & Co.* und von 1898 bis 1918 Vorsitzter der Gesellschaft, sowie der Bauunternehmer *Rutenberg*, der Vater des 1876 auf Madagaskar ermordeten Afrikaforschers, bestritten. Alle diese Vorhaben gehen auf die Initiative des unermüdlchen Lindeman zurück. In den von ihm 1877 begründeten «Deutschen Geographischen Blättern» berichtete er bis zu seiner Übersiedlung in die Vaterstadt Dresden [1894] regelmäßig über die Fortschritte der internationalen Polarforschung. Kükenthals Spitzbergenfahrt war das letzte bremische Arktisunternehmen. Mit der Berliner Grönlandexpedition 1892/93 war die deutsche Polarforschung endgültig eine Sache der Reichshauptstadt geworden. Bremens Anteil blieb fortan recht bescheiden: es stiftete für die einzelnen Expeditionen jeweils eine Kiste Rheinwein aus dem Ratskeller und eine Kollektion Brasilzigarren. Die Wahl Albrechts zum stellvertretenden Vorsitzenden der 1895 auf dem Bremer Geographentag eingesetzten Kommission

für die deutsche Südpolarforschung, deren Sekretär Lindeman wurde, war nur noch eine Verbeugung vor der Vergangenheit, denn die erste deutsche Südpolar-Expedition von 1901/03, ebenfalls unter Drygalski, ist eine Sache des Reiches gewesen. Albrecht erlebte sie nicht mehr; er starb 1898. Mit ihm ging ein niemals nach äußeren Ehren strebender königlicher Kaufmann dahin, der sich fast dreißig Jahre lang uneigennützig für die deutsche Polarforschung eingesetzt hat. Das Kapitel «Polarforschung» der bremischen Wissenschaftsgeschichte wurde bewußt ausführlich dargestellt, weil es die besondere Lage der geographischen Wissenschaft in der Hansestadt an der Unterweser recht gut aufzeigt, mag es sich auch um eine einmalige Situation gehandelt haben, einmalig deshalb, weil die späteren deutschen Polarvorhaben eine Sache des Reiches oder der Berliner Gesellschaft für Erdkunde waren. Doch spielt sicher auch noch der Umstand mit, daß in der Folgezeit kein Mann mehr in Bremen auf den Plan trat, der wie Lindeman immer wieder den Funken anzündete und das Feuer der Begeisterung entfachte. An sich hätte es doch z. B. nahegelegen, nach der Gründung des Kolonialreiches, die schließlich von Bremen mit ausgegangen ist, auch etwas für die Erforschung der neuen Erwerbungen in Afrika und in der Südsee zu tun. Das war aber nicht der Fall. Im Gegensatz zu Hamburg ist Bremen niemals ein Platz der Kolonialwissenschaft gewesen, trotz der engen Handels- und Verkehrsbeziehungen, die besonders mit Togo und Kamerun sowie mit dem Schutzgebiet in der Südsee bestanden.

An Hand der Tatsachen mag dies kurz belegt werden. Zunächst die weitere Entwicklung der Geographischen Gesellschaft! Während diese bis 1889 eine ganze Anzahl Expeditionen ausschickte, hat sie in den folgenden Jahrzehnten keine Mittel mehr für die Feldforschung ausgegeben. Erst 1952 und 1957 sind wieder Gelder für ein Forschungsvorhaben in Übersee bewilligt worden. Im übrigen wurden vor 1914 lediglich mehrere Male Zuschüsse für Studienreisen zur Verfügung gestellt, in erster Linie an *Alwin Oppel* für zwei Reisen vor der Jahrhundertwende nach den Vereinigten Staaten, deren Kosten allerdings hauptsächlich vom Norddeutschen Lloyd und vom bremischen Baumwollhandel bestritten wurden und die u. a. das Material für das Buch Oppels über die Baumwolle brachten, das anläßlich der Eröffnung der Baumwollbörse 1902 herausgegeben wurde. Wenn man die Tätigkeit der Gesellschaft in jener Zeit kennzeichnen soll, so kommt man wohl kaum umhin, von einem Vortragsverein zu sprechen. Damit soll nichts gegen die sehr rührige Arbeit von Wilhelm Wolkenhauer gesagt werden, dessen in den «Deutschen Geographischen Blättern» erschienene «Tabellen zur Geschichte der Kartographie» bis heute noch nicht durch eine Geschichte der deutschen Kartographie ersetzt worden sind\*. Zu-

\* Ein vom Verfasser dieses Aufsatzes geschriebenes Lebensbild «Wilhelm und August Wolkenhauer» ist kürzlich in den von der Historischen Kommission für Niedersachsen herausgegebenen «Niedersächsischen Lebensbildern» erschienen. Zu einer Geschichte der Kartographie berufen war der 1915 im Argonnerwald gefallene einzige Sohn Wilhelm Wolkenhauers, der Privatdozent für Geographie an der Universität Göttingen *August W.*, der vom Vater die Vorliebe für die alten Karten geerbt und sich als Schüler *Hermann Wagners* das methodische Rüstzeug erarbeitet hatte.

sammen mit A. Oppel betreute er die Gesellschaft viele Jahrzehnte. Aber es ist eben doch bezeichnend, daß beide, von Beruf Oberlehrer – die alte Amtsbezeichnung der akademisch gebildeten Lehrer an den höheren Schulen –, Schreibtischgeographen gewesen sind. Mit Ausnahme zweier kurzer Reisen zu Internationalen Geographentagen in London und Paris ist Wolkenhauer sogar über die Grenzen Deutschlands und der Schweiz nicht hinausgekommen.

Was vor 1914 aus der weiten Welt in geographischer und völkerkundlicher Hinsicht in Bremen zusammenlief, konzentrierte sich in dem 1896 gegründeten und aus den alten Städtischen Sammlungen hervorgegangenen Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde, dem heutigen *Überseemuseum*. Die ersten Anläufe waren hier sogar sehr vielversprechend. Das gilt insbesondere für die erste große Pazifikreise des Direktors *Hugo Schauinsland* während der Jahre 1896/97, die von der Akademie der Wissenschaften in Berlin, vom Senat und vom Norddeutschen Lloyd finanziert wurde. Sie war sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht, besonders durch die zoologisch-entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten auf der Insel Laysan, die noch eine reiche Nachlese brachten, als auch sammlerisch ein großer Erfolg. Im Gegensatz dazu waren die späteren Reisen nach Ostasien und der Südsee reine Sammelreisen, wie ja Schauinsland [1857–1937] überhaupt nach der Jahrhundertwende mehr Museumsmann als Gelehrter gewesen ist. Einen sehr bedeutenden Namen in der Völkerkunde verschaffte sich in wenigen Jahren *Heinrich Schurtz*, der 1892 als Assistent für Ethnographie nach Bremen berufen wurde und durch seine Publikationen in wenigen Jahren zu einem der angesehensten deutschen Völkerkundler aufstieg, vor allem durch seine 1900 herausgekommene «Urgeschichte der Kultur». Unter seiner Anleitung arbeitete *Leo Frobenius* 1894 einige Monate in der völkerkundlichen Abteilung des Museums. Leider starb Schurtz bereits 1903, vierzig Jahre alt, an den Folgen einer Blinddarmentzündung. Sein früher Tod hat sich auf den wissenschaftlichen Ruf des Instituts ungünstig ausgewirkt.

*Friedrich Ratzel*, der große Leipziger Geograph und Lehrer von Schurtz, schrieb in dem Nachruf für seinen Lieblingsschüler: *Gerade die Bremer Zeit bedeutet vielmehr für ihn ein ununterbrochenes Fortschreiten zu höheren Leistungen, das durch den Kontakt mit den Museumsschätzen immer mehr angeregt ward. Da in Schurtz wenig Sammelgeist und Neigung zum Organisieren und Verwalten lebte, war er eigentlich nicht zum Museumsbeamten gemacht. Aber der weitblickende Direktor des Bremer Museums hatte glücklicherweise nicht bloß für seine ethnographische Abteilung, sondern für die Völkerkunde überhaupt so viel Teilnahme, daß er Schurtz alle Muße ließ, in der Weise zu arbeiten, wie es ihm gegeben war. Direktor Schauinsland unterstützte auch Schurtz' Studienreisen nach Spanien, Nordafrika und Kleinasien. Er hat durch sein Verhalten Schurtz gegenüber den Ruhm des Bremer Museums mehr gefördert, als wenn er von dem ethnologischen Denker einen bestimmten Betrag ethnographische Handarbeit verlangt hätte.* So großzügig Schauinsland nach diesen Worten erscheinen mag – er war nicht immer begeistert, wenn Schurtz die nun einmal doch auch notwendige Kleinarbeit des Museumsmannes ganz in den Hinter-

grund stellte, und als Nachfolger holte er sich deshalb 1904 einen jungen Doktor, *Johannes Weissenborn*, der eben gerade promoviert hatte und nun restlos in die « ethnographische Handarbeit » eingespannt wurde. Angesichts der nach 1905 in großer Fülle einkommenden Sammlungen ist Weissenborn dann ganz in der Kleinarbeit aufgegangen und zu eigenen Publikationen nicht gekommen. Sein Verdienst lag ausschließlich auf der musealen Seite seines Tätigkeitsbereiches. Was das Bremer Museum bis zum Tode Weissenborns [1937] war, verdankt es zu einem guten Teil dem unermüdlichen Schaffen dieses Mannes, der immer nur bescheiden im Hintergrund wirkte, ebenso wie der damalige Zoologe *Ludwig Cohn*, der zweimal in der Südsee war und jedesmal mit einer reichen Ausbeute heimkehrte, darunter auch zahlreichen völkerkundlichen Sammlungen. Doch hat er über diese Reisen – abgesehen von einer kurzen Notiz in « Petermanns Mitteilungen » – nichts veröffentlicht. So ist das Bremer Museum in wissenschaftlicher Hinsicht während des Jahrzehnts vor 1914 ziemlich bedeutungslos gewesen, trotz des durch die Sammelreisen von Schauinsland und Cohn zusammengebrachten und sehr beachtlichen, z. T. sogar überragenden Fundus. Aber die reichhaltigen Bestände sind damals nicht ausgewertet, ja angesichts des mehr als knappen Mitarbeiterstabes zu einem großen Teil nicht einmal katalogisiert worden. Bremen war also auch mit seinem Museum an den intensiven Spezialforschungen, die auf die Entdeckungen des 19. Jahrhunderts folgten, nicht nennenswert beteiligt. Es fehlte eben eine Institution, die die Forschung in den Vordergrund stellte. Nach Lage der Dinge wäre es vielleicht auch gar nicht möglich gewesen, eine solche in Bremen zu schaffen. Das Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde ist jedenfalls stets als ein Schaumuseum für die breite Öffentlichkeit betrachtet worden, und selbst wenn Schauinsland versucht hätte, die wissenschaftliche Arbeit mehr in den Vordergrund zu rücken – wozu er aber offensichtlich auch keine große Neigung verspürt hat! –, so wäre er damit wohl nicht durchgedrungen, bestimmt nicht mehr nach 1905. Ganz anders war das in der Schwesterstadt an der Elbe, die z. B. auf die Initiative von *Georg Thilenius*, dem Direktor des dortigen Völkerkundemuseums, die große Hamburger Südsee-Expedition [1908/11] ausschickte, deren Ergebnisse später in Standardwerken niedergelegt wurden, und wo seit 1907 in Zusammenfassung aller kolonialwissenschaftlichen Bestrebungen das Kolonialinstitut entstand, aus dem dann 1919 die Hamburgische Universität hervorging, die überdies auch an das schon 1900 gegründete Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten anknüpfen konnte.

Nach dem ersten Weltkrieg waren die Verhältnisse in Bremen im Grunde nicht anders als vor 1914, in vieler Hinsicht sogar noch wesentlich ungünstiger, denn die Inflation und später die Weltwirtschaftskrise nach 1929, die die Stadt durch den Zusammenbruch des Nordwollekonzerns besonders stark in Mitleidenschaft zog, verhinderten es, daß für die Wissenschaft viel getan werden konnte. Was die Geographie und Völkerkunde anbetrifft, so kam aus dem Museum keine Initiative, denn Schauinsland war zu alt. Zweifellos waren seine Verdienste um das Institut überragend, aber ob sie dazu berechtigten, ihn noch viele Jahre über

die gesetzliche Altersgrenze hinaus im Amt zu belassen, bleibe dahingestellt. Erst 1933 trat er im Alter von sechsundsiebzig Jahren in den Ruhestand. Manches hätte gewiß einen anderen Verlauf genommen, wenn der hochbegabte Bremer Asienforscher *Emil Trinkler* [geb. 1896] in den Dienst des Museums getreten wäre, was dieser im Grunde seines Herzens gehofft hat. Doch kam er 1931 bei einer Autofahrt nach Bremerhaven ums Leben. Mit ihm verlor die deutsche Geographie einen ihrer hoffnungsvollsten Jünger, der nach den Worten Sven Hedins *der richtige Mann war, die Erforschung der noch unbekanntem Gegenden von Hochasien fortzusetzen*. An sich hatte Trinkler seinen Weg von München aus als Schüler von Drygalski gemacht, doch pflegte er die Beziehungen zu seiner Vaterstadt, die auch sein großes Unternehmen, die Deutsche Zentralasien-Expedition 1927/28, mitfinanzierte. Enge Fühlung hatte er mit *Willy R. Rickmers*, der heute im hochbetagten Alter von sechsundachtzig Jahren in München lebt. Dieser hat die ersten von seinen neun großen Innerasien-Hochgebirgsreisen zwischen 1894 und 1928 vom heimatlichen Bremen aus angetreten. Er fand hier aber wenig Widerhall und überdies keinen zusagenden Wirkungskreis, so daß er München als Wohnsitz wählte, den Sitz des Alpenvereins, der sich nicht nur um die alpine Touristik, sondern auch um die Erforschung der Hochgebirge große Verdienste erworben hat.

Über die Jahre von 1934 bis 1939 ausführlicher zu sprechen, also über die Zeit des *Kolonialmuseums*, erübrigt sich, denn dies ist nur eine kurze Epoche gewesen. An sich war der Name «Kolonialmuseum» viel zu anspruchsvoll, denn die kolonialen Beziehungen Bremens sind – wie bereits erwähnt – in wissenschaftlicher Hinsicht recht dürftig gewesen, und das gilt in mancher Hinsicht auch für die Sammlungen, bei denen z. B. Deutsch-Ostafrika, mit dem die Stadt nur wenige Handels- und Verkehrsbeziehungen gehabt hat, kaum vertreten war; erst durch namhafte Ankäufe gelang es, die Lücken bis 1939 einigermaßen zu schließen. Von seiten des Museums wurde auch auf diesen Umstand hingewiesen, aber die Namengebung erfolgte ohne vorherige Rücksprache mit der Museumsleitung; diese konnte wenigstens noch durchsetzen, daß aus dem geplanten «Deutschen Kolonialmuseum» ein «Deutsches Kolonial- und Überseemuseum» wurde. Sie hat im übrigen damals nachdrücklich betont, daß in dem neuen Namen die Verpflichtung enthalten war, die Forschungsarbeit mehr als bisher in den Vordergrund zu stellen, doch schritten die Wirren der Zeit bald darauf über diese Forderung hinweg. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges verhinderte insbesondere ein geplantes Forschungsunternehmen im südlichen Ostafrika.

Wie ist nun die heutige Lage der Geographie und Völkerkunde in Bremen? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der ausschließlich auf sich gestellte Einzelforscher heute mehr denn je keine Möglichkeiten in Bremen hat, es sei denn, daß es sich um Arbeiten über Nordwestdeutschland handelt, die keine nennenswerten Reisemittel erfordern und nebenamtlich betrieben werden können, insbesondere von Studienräten. In dieser Hinsicht ist die Studie des kürzlich verstorbenen *Gustav Kappe* über «Die Unterweser und ihr Wirt-

schaftsraum» ein Vorbild, 1929 in den «Deutschen Geographischen Blättern» erschienen. Sie darf auch heute noch als beste Monographie eines Seehafens angesprochen werden. Von der durch die Inflation und die Währungsreform vermögenslos gewordenen Geographischen Gesellschaft kann nicht viel erwartet werden, denn Mäzene wie G. Albrecht und H. Melchers gibt es nicht mehr angesichts der gewaltigen sozialen Umschichtungen, die auch unsere Stadt betroffen haben. Was die Gesellschaft seit 1952 für Forschungsvorhaben zur Verfügung gestellt hat, sind im Grunde nur die regelmäßigen Zuschüsse gewesen, die sie der Sparkasse in Bremen verdankt. Wer von Bremen aus geographisch oder völkerkundlich in Übersee arbeiten will, bedarf des Rückhaltes eines staatlichen Instituts, und das kann beim gegenwärtigen Stand der Dinge nur das Überseemuseum sein. Dieses wird seinerseits durch eine solche Arbeit nur befruchtet werden und so nicht am Ende der Gefahr unterliegen, auf den Status der Schaubude abzusinken. Nur in der steten Verbindung mit der geographischen und völkerkundlichen Forschung – und selbstverständlich auch mit dem Fortschritt der im Museum vertretenen naturwissenschaftlichen Disziplinen, doch steht das hier nicht zur Debatte – wird die dem Überseemuseum ureigene zentrale Idee, nämlich die Veranschaulichung der fremden Länder und Völker, voll zur Auswirkung kommen können. Hinsichtlich der Völkerkunde werden wir in der Zukunft die in der neuzeitlichen Ethnologie immer mehr heraus tretenden Probleme der Akkulturation stärker herausstellen müssen, um so den Wandel zu erfassen, der durch den Einfluß der europäischen Zivilisation über die Naturvölker hereingebrochen ist und in der Entwurzelung aus den alten Stammesbindungen zum Ausdruck kommt. Wollte man sich ausschließlich auf das schon historische Bild der Naturvölker beschränken, so ergäbe sich eine Diskrepanz, und man würde überdies der Bedeutung der Völkerkunde und insonderheit ihrer Bildungsfunktion nicht gerecht. Wenn die völkerkundlichen Museen sich weiter darauf beschränken, lediglich das «voreuropäische» Sammlungsgut – besser: das ohne europäische Beeinflussung entstandene Kulturgut – zu bearbeiten, so droht ihnen die Gefahr der Erstarrung, denn solches Sammlungsgut kommt heute praktisch schon kaum noch ein. Was die Geographie anbetrifft, so darf auf die *Länderkunde* als deren ureigener Domäne verwiesen werden. Das Hauptproblem der Länderkunde, nämlich die Erfassung und Darstellung eines Raumes hinsichtlich der Wechselbeziehungen von Natur, Kultur und Wirtschaft, ist auch das Problem des Überseemuseums, das als einziges seiner Art die drei Disziplinen der Natur-, Völker- und Handelskunde unter einem Dach vereinigt. Als ein *einheitliches* Museum wird es auf die Dauer lediglich dann bestehen können, wenn es in Anlehnung an die von der Länderkunde entwickelten Gedankengänge weitergeführt wird. Das kann nur in enger und steter Verbindung mit der Forschung geschehen. Auf das Wirken des Museums in der breiten Öffentlichkeit wird sich diese Verbindung nur positiv auswirken, denn für die volksbildnerische Tätigkeit ist die wissenschaftliche Arbeit eine unumgängliche Voraussetzung.

*Wirtschaftswissenschaftliches Denken in Bremen*

Die wirtschaftliche Entwicklung und die wirtschaftspolitischen Entscheidungen der Hansestadt Bremen haben in zahlreichen Veröffentlichungen, von denen vor allem der 1941 erschienene Katalog «Das Schrifttum zur bremischen Geschichte» Kunde gibt, ihren Niederschlag gefunden. Diese Beiträge spiegeln auch die Wirtschaftsgesinnung der Bürger dieser Stadt wider. Immer war der Sinn der verantwortlichen Männer auf praktische Lösungen und zukunfts-trächtige Aufgaben gerichtet. Daneben wuchs in Europa im 19. Jahrhundert ein eigentliches wirtschaftswissenschaftliches Denken heran, mit dem die Praxis sich früher oder später auseinandersetzen mußte und umgekehrt. Die Berührungspunkte, die sich für Bremen bei diesem Prozeß ergaben, seien hier aufgezeigt: Seit je war das wirtschaftliche Leben in Bremen von einem gewissen Dualismus beherrscht, der sich aus dem Charakter Bremens als Handelsplatz ergab. Die Freie Stadt war im 18. Jahrhundert eine Stätte der durch Gewerbe- und Marktordnungen gebundenen inneren Wirtschaft wie jede andere Stadt auch. Ihre Aufgaben als Seehandelsplatz aber verliehen ihr einen weltweiten liberalen Charakter, schon lange bevor der wirtschaftliche Liberalismus wissenschaftlich begründet wurde. Umgekehrt wurde Bremen von den Vorläufern einer wissenschaftlichen Wirtschaftslehre, vom Merkantilismus und von den Anschauungen der Physiokraten kaum berührt. Die Kameralistik als Buchführung der Landesherren, die Förderung des Gewerbefleißes durch Fürsten konnten in Bremen ebensowenig Boden finden wie die These der Physiokraten, daß die Urerzeugung letzten Endes allein produktiv sei. Der Rat schützte und förderte den Gewerbefleiß im 17. und 18. Jahrhundert mehr oder weniger nach Grundsätzen, die aus dem Geiste der Zunftverfassung entsprangen und die bei deren Lockerung an den protektionistischen Merkantilismus erinnern.

Die Wellen freiheitlicher Wirtschaftsgesinnung schlugen bei dem Gesellenstreik von 1791 auch nach Bremen über. Der Rat, beeindruckt durch die neue Lehre vom Naturrecht, welche die freie Betätigung des Individuums auch im Wirtschaftsleben forderte, erörterte die Aufhebung des Zunftzwanges. Obgleich «diese Gedanken in der Handelsstadt eifrig aufgenommen wurden», kam es damals noch nicht zur Einführung der Gewerbefreiheit. Der Weg hierzu wurde aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem durch den fortschrittlich denkenden Rat geebnet.

*Beutin* schildert diesen Dualismus auf dem Gebiet der äußeren Wirtschaftsbeziehungen wie folgt: *Bei aller Wägelust jedoch wies man in Bremen die Spekulation, das «Handelsspiel», wie man um 1800 sinnvoll sagte, ab. Das Kreditwesen ist nur möglich gleichsam als der Gegenpol des bedächtig und vorsichtig auf dem Althergebrachten beharrenden Wirtschaftsdenkens.* Man erkennt hier schon deutlich ein sorgsames Abwägen zwischen den tragenden Kräften der Vergangenheit und den zur Entfaltung drängenden neuen Formen des Wirtschaftens. Die Überwindung der Handelskrise von 1799 durch eine solidarische Aktion von Staat und Wirtschaft, die Gründung einer Warenbank, ist der Ausdruck für das Bemühen, die Freiheit des kaufmännischen Verhaltens nicht zu einer Gefahr für die Gesamtwirtschaft werden zu lassen. Dieser Gemeinschaftsgeist hat sich im ganzen 19. Jahrhundert als ein Korrektiv gegen einen allzu schrankenlosen Individualismus bewährt, wie auch das Verhalten Bremens in der ersten weltweiten großen Krise von 1857 zeigte. Der Gedanke der Selbsthilfe wurde in diesen Zeiten in die Tat umgesetzt.

Das 19. Jahrhundert ist im Grunde von der Auseinandersetzung über Schutzzölle und Freihandel beherrscht. Bei aller Umgestaltung, die sich in Deutschland unter der Führung Preußens vollzog, war der Blick der Hansestädte überwiegend auf Handel und Schifffahrt mit anderen Ländern gerichtet. Die Ideen von *Adam Smith* und *Ricardo* als wissenschaftliche Systeme waren in den Hansestädten aus der Praxis heraus so selbstverständlich, daß man des theoretischen Hintergrundes nicht bedurfte. Der mit Entdeckerfreude gepaarte Kaufmannsgeist brauchte nicht danach zu fragen, ob kaufmännische Tätigkeit «volkswirtschaftlich richtig» sei, ob es richtiger sei, dem Prinzip des Tauschwertes oder dem Prinzip der nationalen Produktion zu folgen. Angebot und Nachfrage, Gewinn und Verlust waren für die Tätigkeit richtungweisend. So wurden auch die seit Ende des 18. Jahrhunderts zu beobachtenden konjunkturellen Schwankungen als Wechselschläge des Schicksals, als «Handelskrisen», hingenommen, ohne tiefer über gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge nachzudenken. «Kaufmannsgut ist wie Ebbe und Flut». – Auch im übrigen Deutschland gab es keinen *Jevons*, der sich schon Mitte des 19. Jahrhunderts Gedanken über die Ursachen der Krisen – bis zur Sonnenflecken­theorie – und über die gesamtwirtschaftlichen Preisbewegungen gemacht hätte.

Der erste Zusammenstoß mit der «Nationalökonomie» ergab sich aus den Zollvereinsbestrebungen von *Friedrich List*. Es ist selbstverständlich, daß die Kaufleute in ihrem weltweiten Denken hier eine gewisse Gefahr für ihr Geschäft witterten. Besonders ausgeprägt war dies in Hamburg, und diese Einstellung hat den Hansestädten manche herbe Kritik von *Friedrich List* eingetragen. Aber es zeugt von dem Geist Bremens, daß sich in *Arnold Duckwitz* ein Mann fand, der dem nationalen Ziel der Zollvereinsbestrebungen verständnisvoll gegenüberstand. *List* schreibt am 5. Juni 1842 an *Duckwitz*, daß unter allen Briefen, die er über sein Buch erhielt, der Brief von *Duckwitz* ihm die meiste Freude gemacht habe. In einem Brief vom 15. August 1842 bittet *List* den Senator *Duckwitz*, «ein Memorandumbüchelchen für mich zu halten

und darin kurz und einfach niederzuschreiben, was Ihnen hier und da über unsere Handels- und Schifffahrtsverhältnisse mit fremden Nationen einfällt». Er bittet ihn auch, «sämtliche Schriften, welche in Hamburg und Bremen während der letztverflossenen zwei oder drei Jahre über den deutschen Seehandel erschienen sind, gefälligst zu verzeichnen, damit ich sie mir durch den Buchhandel verschaffen kann». List ist geradezu begeistert, daß er an der Küste einen Mann gefunden hat, mit dem er sich wirtschaftswissenschaftlich und wirtschaftspolitisch unterhalten kann. Es zeugt von der Vielseitigkeit des Denkens von Friedrich List, daß er versucht, in Duckwitz einen Bundesgenossen dafür zu gewinnen, daß das Lama aus Peru wegen seiner Genügsamkeit und seiner Wollproduktion in Deutschland angesiedelt wird.

In dem Brief vom 21. November 1842 bedankt List sich für die Notizen und die vortreffliche Übersicht der bremischen Schifffahrtsbewegungen von 1839 bis 1841, die er in das Zollvereinsblatt aufnehmen will. Duckwitz schreibt am 29. Januar 1843 an List: «Ihre Aufsätze zur Verteidigung des nationalen Systems waren wirklich ganz superbe.» In dem gleichen Brief schlägt er die Bildung eines deutschen Handelsrates vor und betont, daß die Idee von Bremen ausgegangen sei. Er stellt in diesem Brief die Unterschiede zwischen Hamburg und Bremen deutlich heraus: «Bremen vertritt das Interesse der *deutschen* Schifffahrt und des nationalen Handels wie der nationalen Industrie.»

Dieser Briefwechsel zeigt, wie wenig Friedrich List eng kontinental und protektionistisch dachte. Duckwitz andererseits betont, daß die freie Beweglichkeit des Welthandels mit den Bedürfnissen der nationalen Volkswirtschaften verbunden werden müsse. Auf dieser Linie treffen sich beide. Hierzu möge man auch den Beitrag von *H. Apelt* «Friedrich List und die Hanseaten» in der Zeitschrift «Der Schlüssel» [August 1941] nachlesen.

Leider rissen diese fruchtbaren Verbindungen mit dem allzu frühen Tode von Friedrich List am 13. November 1846 ab. Es wundert daher nicht, daß die Nachrufe, die in Bremer Zeitungen auf Friedrich List erschienen, sein Wirken sehr würdigten, wenn auch der größte Teil der Kaufmannschaft keineswegs auf der Seite von Duckwitz gestanden hatte. Die deutsche Nation und die Wissenschaft seien ihm Dank schuldig, schreibt die *Weserzeitung*. Die Hansestädte hätten an List nicht einen Feind verloren, sondern einen Mitstreiter für nationale Bestrebungen und gegen die Bürokratie. Nicht minder positiv war der Nachruf, der in der *Bremer Zeitung* erschien. Er schließt mit den Worten: *Die Zeit wird kommen, wo Friedrich List seinen Ehrenplatz in einer deutschen Walhalla findet; im Herzen derer, die ihn kannten und die ihm näherstanden, hat er einen solchen Ehrenplatz immer gehabt.*

Diese Begegnung mit Friedrich List gereicht Bremen zur Ehre. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts übernimmt die sogenannte historische Schule in Deutschland die Führung. Sie hat, wie dies in der Natur der Sache liegt, wenig Kontakt zur Praxis gehabt. Mit *Adolf Soetbeer* gewann in dieser Zeit Hamburg eine stärkere Verbindung zur Wirtschaftswissenschaft. Es ist bezeichnend, daß Soetbeers Arbeitsweise weniger historisch beschreibend, als empirisch-analytisch

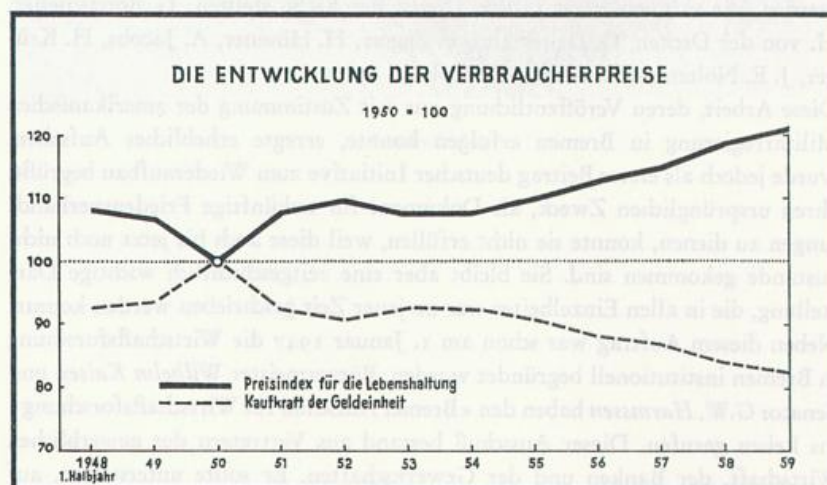
war. Seine Untersuchungen über Währung und Preise griffen Probleme der Weltwirtschaft auf, wie sie in Bremen nach dem zweiten Weltkrieg erneut wissenschaftlich und wirtschaftspolitisch behandelt wurden. Bis zum ersten Weltkrieg blieb wirtschaftswissenschaftliches Denken ohne größeren Einfluß auf die geschäftlichen Überlegungen in den Hansestädten, deren Wohlstand durch den Krieg stärker als anderswo litt. In diesen Stürmen nützte auch die Selbsthilfe der Kaufmannschaft nichts mehr, weil ihr der Boden, nämlich eine feste Währung, entzogen worden war.

Ein Zeichen für den Willen zur wirtschaftlichen Selbsthilfe war es aber, daß Bremen gegen Ende der Inflation, am 22. Oktober 1923, ein eigenes wertbeständiges Geld ausgab. Die Grundlage hierfür bildeten die Deviseneinnahmen der bremischen Exporteure, die diese in freiwilliger Zusammenarbeit an die Stadtverwaltung ablieferten. Als voll gedeckten Gegenwert erhielten sie verschieden gestückelte « Anteilscheine über Dollar an der Dollaranleihe des bremischen Staates », die von der Finanzdeputation ausgegeben wurden. Diese Maßnahme erfolgte, als der Dollar eine Milliarde Mark notierte; die Stabilisierung der deutschen Währung erfolgte Ende November 1923 bei einem Kurs von 4,2 Billionen Mark für einen Dollar. Bremen dokumentierte hiermit, daß die Volkswirtschaft ein wertbeständiges neues Geld gebieterisch verlangte; volkswirtschaftlich gesundes Denken hatte zu einer partiellen Herauslösung aus dem allgemeinen Währungsbankrott geführt. Die ganze Anlage der Aktion läßt fundiertes bank- und währungswirtschaftliches Wissen erkennen; sie ist m. W. die einzige dieser fundierten Art im damaligen Deutschen Reich gewesen.

Nach dem ersten Weltkrieg fand wirtschaftswissenschaftliches Denken eine viel breitere Grundlage als je vorher. Man war völlig unvorbereitet durch einen Wirtschaftskrieg gegangen und hatte an Inflation und Stabilisierung ein währungswirtschaftliches Exerzitium größten Ausmaßes erlebt. Einen sichtbaren Ausdruck fand die Auseinandersetzung zwischen Volkswirtschaftslehre und Praxis in dem 1929 erschienenen Beitrag des Bremer Kaufmanns *Walther Freudenberg* « Der Kaufmann und die Bedeutung des Handels ». Schon das Literaturverzeichnis zeigt, daß der Verfasser das wirtschaftswissenschaftliche Schrifttum genau kannte. Er gelangt immer wieder zu der Forderung, daß der Gelehrte mehr von der Praxis und der Kaufmann mehr von der Wirtschaftswissenschaft verstehen solle, als dies bislang der Fall wäre. Dieser Aufsatz ist heute noch sehr lesenswert. Freudenberg verweist u. a. auf *Richard Ehrenberg*, dessen Bemühen, aus der Geschichte und der Buchführung der Unternehmungen zu lernen, bei ihm Anklang findet. Der Verfasser dieser Zeilen darf bemerken, daß er der letzte Assistent und Doktorand dieses bedeutenden Gelehrten war, der ihm für die Verbindung von Praxis und Wissenschaft viel auf den Weg gegeben hat. Ehrenberg war Sekretär des Kgl. Kommerzkollegiums in Altona, bevor ihm um die Jahrhundertwende die Professur für Nationalökonomie an der Universität Rostock übertragen wurde. In diesem Manne fand sich die Verbindung von Praxis und Wissenschaft, wie Freudenberg sie sich vorstellte. Ehrenberg, der in der historischen Schule aufgewachsen war, wandte sich mehr

und mehr der monographisch-empirischen Methode zu, er kann geradezu als Vorläufer der modernen Wirtschaftsforschung bezeichnet werden. Er war es auch, der als erster mit dem Plan, Handelshochschulen zu gründen, hervortrat, von den Vertretern der alten Schule bis zur Diffamierung, daß er Geschäftsinteresse und Wissenschaft vermenge, befehdet. So schlug die Praxis in Bremen eine Brücke zur Wissenschaft, bevor beide durch die Weltwirtschaftskrise auf eine neue Probe gestellt wurden. Freudenberg schreibt: *Der Kaufmann erstrebt das, was man geordnete Verhältnisse nennt, und bedarf ihrer.* Freiheit und Ordnung zeigen sich auch hier als Linie bremischen Denkens.

Die Wirtschaftskrise brachte den Zusammenbruch der Ordnung und der Freiheit. Sie war das letzte große Versagen nicht genügend geordneter Freiheit. Nicht «Überproduktion» oder «Scheinblüte» waren ihre Ursachen, sondern die mangelnde Ordnung im Kreditwesen. Wie hätte sonst ein Börsenkrach das ganze Kredit- und Wirtschaftsgebäude der Welt zum Einsturz bringen können. Bremen wurde dieses Mal völlig überraschend getroffen, und auch die folgende Arbeitslosigkeit traf keine Großstadt stärker. Man hoffte auf die selbstheilenden Kräfte der Wirtschaft und versprach sich wenig von Autarkie und gelenkter Wirtschaft. An den Plänen zu einer Reform des Kreditwesens und der staatlichen Initiative zur Arbeitsbeschaffung ist es nicht direkt beteiligt gewesen. Es ist ein Zufall, daß eine andere Hansestadt, Lübeck, in der Person des Fabrikanten *Dräger* einen Vorkämpfer für eine neue Wirtschaftspolitik – neben Wagemann, Lautenbach, Grotkopp, Baade, Tarnow, Woytinski u. a. – fand. Aber viele Symptome deuten darauf hin, daß der Ordnungsgedanke im Sinne der sozialen Marktwirtschaft in Bremen leichter Fuß faßte als derjenige der welfare economics. Es mag angemerkt werden, daß die Übersetzung dieses gesamtwirtschaftlich orientierten Wirtschaftssystems als «Wohlfahrtsstaat» völlig irreführend ist. Über Beveridge und Keynes hat man sich aber wenig Gedanken gemacht; es gab nach 1945 auch Wichtigeres zu tun!



Nach dem zweiten Weltkrieg entsprang in Bremen echtes wirtschaftswissenschaftliches Denken aus der Notlage und den Forderungen der Alliierten nach Reparationen. Trotz einer ungeheuren Verwüstung durch den Krieg sollten nicht nur kriegswirtschaftliche Betriebe, die an sich auf Friedensfertigung hätten umgestellt werden können, im Zuge der Entmilitarisierung abgebaut, sondern auch aus anderen Betrieben Maschinen und Einrichtungen sowie die Reste der Handelsflotte abgeliefert werden. Die Vermögen Deutscher im Ausland waren beschlagnahmt und sollten enteignet werden.

In dieser Situation schlug Ende 1946 der Senator *G. W. Harmssen* vor, eine Bilanz der deutschen Wirtschaft aufzumachen. Es sollte geprüft werden, inwieweit die Reparationen die Lebensfähigkeit und den Aufbau der deutschen Wirtschaft beeinträchtigen würden.

Dieser Vorschlag wurde von den Ministerpräsidenten der Länder der Bi-Zone [britische und amerikanische Besatzungszone] gutgeheißen und dem Lande Bremen zur Ausführung übertragen. Das Ergebnis waren die beiden umfangreichen Untersuchungen «Reparationen, Sozialprodukt und Lebensstandard» sowie «Am Abend der Demontage». In diesen Arbeiten wurde im Sinne einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ein Überblick über den Bestand der deutschen Wirtschaft vor dem Kriege sowie über die Zerstörungen und Ablieferungen gegeben. Es wurde der Bestand der zerschlagenen Wirtschaft aufgezeigt und darzustellen versucht, welche weiteren Wirkungen durch die Demontage entstehen würden. Behandelt wurden auch die Demontagen in der sowjetischen Besatzungszone sowie in dem damals noch nicht geteilten Berlin. Auch der wirtschaftliche Verlust, der durch die Abtrennung der deutschen Ostgebiete und des Saarlandes entstanden war, wurde zu ermitteln versucht. Hierzu dienten wirtschaftsstatistische Schätzungsmethoden, wie sie in der Zeit zwischen den beiden Kriegen unter Wagemann von dem Institut für Konjunkturforschung und vom Statistischen Reichsamt entwickelt worden waren.

An dieser Stelle mögen erstmalig auch die Namen der Mitarbeiter genannt werden, die sich seinerzeit in den Dienst der Sache stellten: G. Borttscheller, H. von der Decken, G. Deissmann, F. Eggers, H. Hüsener, A. Jacobs, H. Krüger, J. E. Noltenius, K. Reiter, G. Ripken.

Diese Arbeit, deren Veröffentlichung nur mit Zustimmung der amerikanischen Militärregierung in Bremen erfolgen konnte, erregte erhebliches Aufsehen, wurde jedoch als erster Beitrag deutscher Initiative zum Wiederaufbau begrüßt. Ihren ursprünglichen Zweck, als Dokument für zukünftige Friedensverhandlungen zu dienen, konnte sie nicht erfüllen, weil diese auch bis jetzt noch nicht zustande gekommen sind. Sie bleibt aber eine zeitgeschichtlich wichtige Darstellung, die in allen Einzelheiten nur zu jener Zeit geschrieben werden konnte. Neben diesem Auftrag war schon am 1. Januar 1947 die Wirtschaftsforschung in Bremen institutionell begründet worden. Bürgermeister *Wilhelm Kaisen* und Senator *G. W. Harmssen* haben den «Bremer Ausschuß für Wirtschaftsforschung» ins Leben gerufen. Dieser Ausschuß bestand aus Vertretern der gewerblichen Wirtschaft, der Banken und der Gewerkschaften. Er sollte untersuchen, auf



*Friedrich List*



*Arnold Duckwitz*

welchen Gebieten und auf welche Weise der Wiederaufbau der zerstörten Wirtschaft Bremens gefördert werden konnte. Diese Einrichtung wurde in den folgenden Jahren zu einer staatlichen Dienststelle mit ständigen Mitarbeitern ausgebaut. Das Aufgabengebiet wurde erweitert. Neben der Untersuchung bremischer Wirtschaftsfragen wurden nunmehr auch solche überregionaler Art, insbesondere des Außenhandels und der Währung bearbeitet. Bezeichnend hierfür sind zwei Gutachten über die Kaufkraftparität der Deutschen Mark vom November 1948 und von Mitte 1949. In diesen Gutachten wurde untersucht, ob der damalige Wechselkurs der DM der Kaufkraftparität gegenüber den Wettbewerbsländern einigermaßen entsprach, und ob die deutsche Ausfuhr bei diesen Kursen den notwendigen Umfang erreichen konnte. Man kam damals zu dem Ergebnis, daß sowohl nach der Währungsreform von Mitte 1948 als auch nach der allgemeinen Abwertungswelle vom 21. September 1949 die Deutsche Mark etwa um zehn Prozent überbewertet war. Da der Wechselkurs festgehalten wurde, ergab sich die Notwendigkeit einer leichten Deflation mit der Nebenwirkung einer gewissen Arbeitslosigkeit, die dem Wiederaufbau der Wirtschaft nicht gerade förderlich war. Die Richtigkeit der Ergebnisse dieser Untersuchungen war damit erwiesen.

Im Interesse der bremischen Wirtschaft wurde dann die Beobachtung der wirtschaftlichen Entwicklung des Auslandes aufgenommen. Diese Tätigkeit wurde durch Mittel des Marshall-Planes unterstützt. Es entstand eine Anzahl von Länder-Monographien über Afrika, Japan und China. Die übrigen asiatischen Länder, Ozeanien sowie Süd- und Mittelamerika wurden von anderen Instituten in der Bundesrepublik bearbeitet. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Arbeitsgemeinschaft deutscher wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsinstitute, welcher der Bremer Ausschuß für Wirtschaftsforschung von Anfang an angehörte. Heute umfaßt diese Arbeitsgemeinschaft neunzehn Institute sowie das Statistische Bundesamt. In dieser Arbeitsgemeinschaft finden sich die Institute zu gemeinsamer Aussprache über ihre Arbeiten und zu gegenseitiger Unterstützung zusammen. Bremen hat in diesem Rahmen also einen festen Platz in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung der Bundesrepublik gewonnen. Zu den bisher dreiundzwanzig Mitgliederversammlungen der Arbeitsgemeinschaft sind von Bremen mehrfach Beiträge in der Form von Referaten und Diskussionsbeiträgen geliefert worden. Im Jahre 1951 tagte die Arbeitsgemeinschaft in Bremen. Die Ergebnisse dieser Tagungen werden seit 1958 in der Zeitschrift «Konjunkturpolitik» veröffentlicht.

Bei der Bearbeitung der *Auslandswirtschaft* wurde schon seit 1950 – seit Verkündung des Punkt-IV-Programmes des Präsidenten Truman – besonderer Wert darauf gelegt, die Wirtschaft der sogenannten Entwicklungsländer zu beobachten. In dem «Außenhandels-Archiv» wurde ständig über die Entwicklungspläne und -projekte berichtet. Gemeinsam mit der Bundesstelle für Außenhandelsinformationen wurden die «Mitteilungen für weltwirtschaftliche Zusammenarbeit» herausgegeben, in denen über die jeweils neuesten Projekte in den Entwicklungsländern berichtet wird. Im Zuge dieser Arbeiten über die

Auslandswirtschaft entstand ein vollständiges Archiv der Entwicklungspläne des Auslandes und das Kompendium «Die Wirtschaft des Auslandes».

Besondere Aufmerksamkeit wurde seit dem Zustandekommen der *Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft* den Handelsbeziehungen der Bundesrepublik zu diesem neuen Gebilde gewidmet. Im Zusammenhang hiermit wurde der Handel mit den Ländern der European Free Trade Association sowie mit den übrigen Mitgliedern der OEEC eingehend untersucht. Die wissenschaftliche Durchdringung dieser weittragenden Probleme ist insbesondere für die künftige Entwicklung Bremens und des gesamten nordwestdeutschen Küstengebietes von größter Bedeutung. Diese Fragen reichen auch in die Integration der europäischen Landwirtschaft hinein, deren Lösung im Rahmen der EWG besondere Schwierigkeiten bereitet. Auf diesem Gebiet ergab sich eine besonders enge und fruchtbare Zusammenarbeit mit der Handelskammer Bremen.

Als weitere Schwerpunkte der bremischen Wirtschaft wurden Fragen der Schifffahrt und der Seefischerei in Angriff genommen. Das aus dem Fachreferat Schifffahrt des Bremer Ausschusses für Wirtschaftsforschung hervorgegangene Institut für Schifffahrtforschung verfügt über ein umfangreiches Archiv der Weltschifffahrt. Die «*Forschungsstelle für Fischereiwirtschaft* im Bremer Ausschuss für Wirtschaftsforschung» ist die einzige Einrichtung in der Bundesrepublik, die neben dem Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten sich der wissenschaftlichen Durchdringung der wirtschaftlichen Probleme der Seefischerei laufend widmet. Zwei größere Veröffentlichungen über «Die Seefischerei Nordwesteuropas» und «Fischereipolitik im nordatlantischen Raum» sind u. a. aus den Arbeiten dieser Forschungsstelle hervorgegangen.

Nicht zuletzt gibt es eine Fülle von Problemen, die speziell die *bremische Wirtschaft* betreffen. Für diese Fragen steht die wissenschaftliche Einrichtung vor allem den Senatsressorts zur Verfügung, und es zeigt sich immer wieder, daß für diese Fragen der Hintergrund einer wirtschaftswissenschaftlichen Bearbeitung nicht mehr entbehrt werden kann. In diesem Zusammenhang mag nur auf Untersuchungen über die Hafenverbundenheit der bremischen Wirtschaft, über Standortfragen neuer Industriebetriebe sowie auf den zusammenfassenden Bericht «Bremen im Wiederaufbau» hingewiesen werden.

An wirtschaftswissenschaftlichen Problemen wurden schließlich Fragen des internationalen Kaufkraftvergleichs und der Konjunkturanalyse sowie der Lagerhaltung von Einfuhrgütern bearbeitet. Seit 1949 sind neben den Veröffentlichungen rund fünfhundert einzelne Gutachten und Beiträge abgefaßt worden, auf die bei Bedarf zurückgegriffen werden kann. Eine der Öffentlichkeit zugängliche wirtschaftswissenschaftliche Fachbibliothek und ein umfangreiches Archiv bilden den unentbehrlichen Hintergrund für die Arbeiten des Instituts und der Interessenten.

Modernes wirtschaftswissenschaftliches Denken fand auch in den Arbeiten des Statistischen Landesamtes Bremen seinen Eingang. Die statistischen Arbeiten erforderten verfeinerte Methoden und griffen auf neue Anwendungsgebiete, wie z. B. die Berechnung des Sozialprodukts für das Land Bremen, über. Enge

wissenschaftliche Beziehungen bestehen zum Deutschen Städtetag, zur Deutschen Statistischen Gesellschaft und zu dem Internationalen Statistischen Institut in Den Haag.

Auch in der Berichterstattung der bremischen Tageszeitungen findet wirtschaftswissenschaftliches Denken seinen Niederschlag. Die Volkshochschulen Bremen und Bremerhaven bemühen sich, Fragen der Wirtschaft auf wissenschaftlicher Grundlage breiten Kreisen näherzubringen.

Heute ist wirtschaftswissenschaftliches Denken für alle am Wirtschaftsleben Beteiligten selbstverständlich. Die Senatsressorts und die Bürgerschaft, die Handelskammer Bremen, die Industrie- und Handelskammer Bremerhaven, die führenden Firmen in Handel, Schiffahrt und Industrie bedienen sich des wirtschaftswissenschaftlichen Rüstzeugs ebenso wie die Vertretungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Insbesondere sind es die Geldinstitute, die für ihre Entscheidungen alles heranziehen, was an wirtschaftswissenschaftlicher Analyse geboten wird, und die durch eigene praxisnahe Berichte zur weiteren Verbreitung fundierten ökonomischen Denkens beitragen. Hier sei auch auf die Berichte der Landeszentralbank Bremen hingewiesen.

Zum Schluß möge hier ein für die Kreditwirtschaft wichtiges Problem gestreift werden. Die Wirtschaftswissenschaft hat häufig ihren Rat zu folgender entscheidender Frage zu geben: Optimale Beschäftigung ohne Preissteigerung. So wichtig die Vollbeschäftigung ist, so sehr bildet die Erhaltung der Kaufkraft des Geldes für den Sparer das Kardinalproblem. Langfristiges Sparen für das Alter oder bestimmte andere Zwecke ist eine der wichtigsten Funktionen freier Selbstverantwortung. Es müssen Wege gefunden werden, die Kaufkraft langfristig gesparten Geldes zu erhalten, ohne Rücksicht auf die Höhe des Zinses und auf künstliche Sparanreize. Von einer permanenten leichten Preissteigerung, wie wir sie kennen, profitieren alle Schichten der Bevölkerung auf Kosten der langfristigen Sparer. Die Allgemeinheit sollte daher diejenigen Beträge aufbringen, die notwendig sind, um den Sparer für einen langfristigen Kaufkraftverlust zu entschädigen. Daß er einen langfristigen Kaufkraftgewinn erzielt, ist nicht zu erwarten, denn die Wirtschaft erträgt zwar die «schleichende Inflation», aber nicht einen langanhaltenden Rückgang des Preisniveaus. Aber auch wenn in diesem Falle der gesparte Betrag entsprechend der Kaufkraftsteigerung gekürzt würde, wären die Sparer damit einverstanden, falls sie andererseits vor einer Geldentwertung geschützt werden. Wenn, was durchaus möglich ist, eine Form kaufkraftbeständigen Sparens gefunden wird, so wäre mehr als ein Schönheitsfehler unserer Wirtschaftsordnung beseitigt. Zur Lösung dieser Aufgabe in Freiheit und Ordnung mögen sich Wissenschaft und Praxis zusammenfinden.

Günter Schulz

*Volksbildung und Arbeiterbildung in Bremen*

Jeder, der sich heute mit der Geschichte der Erwachsenenbildung in Bremen beschäftigt, stößt zuerst auf die Bildungsbemühungen, die *Samuel Christian Lappenberg* mit seiner Gründung der «Deutschen Gesellschaft» in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann. Er stößt ferner auf die Gründungsgeschichte der «Gesellschaft Museum», die *Arnold Wienholt* im *Bremischen Magazin* von 1799 so liebevoll geschildert hat. Er erinnert sich dann an die von *Hinrich Wulff* dargestellte Geschichte der Einwirkung Pestalozzis auf die Gestaltung des Bremer Schulwesens um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, mit der sich die ehrwürdigen Namen von *Johann Smidt*, *Johann Friedrich Herbart*, *Johann Ludwig Ewald* und *Johann Caspar Häfeli* verbinden. Damals, um die Jahrhundertwende, begann man sich im Zuge der Aufklärungsideen Pestalozzis zum erstenmal eingehend mit den sogenannten «unteren Ständen» und ihrer Bildbarkeit zu beschäftigen. Diese Beschäftigung stand in einem engen Zusammenhang mit dem Ungenügen an der damaligen Geselligkeit der patriarchalischen Familien. Die soziale Problematik der Bremer Familienkreise wurde zuerst von *Arnold Gerhard Deneken* [*Hanseat. Magazin* 1799] zum Gegenstand einer kritischen Betrachtung gemacht. Deneken schildert zuerst die helle Seite der bremischen Familienkreise, das gemeinschaftliche Interesse an den erfahrenen Familienschicksalen, die gegenseitige Hilfsbereitschaft, das gute Beispiel der Alten in der Familie; er weist außerdem auf den pädagogischen Umstand hin, daß die Kunst der Verstellung in der Familie wegfalle, weil man sich von der frühesten Kindheit her kenne. Er kritisiert dann auch ihre dunkle Seite: Der Beobachtungsgeist finde nicht die mindeste Nahrung, die Menschenkenntnis gewinne nichts, die erkünstelte Freundlichkeit verliere sich in üble Laune, die Älteren herrschen und geben den Ton an; dies sei steif und langweilig für die jungen Leute; sie müssen veraltete Vorurteile mit ernster und beifälliger Miene anhören; die edleren Gefühle würden erstickt, es komme zu mühsam gesuchten Gesprächen; Klatschereien und Verleumdungen bilden das Thema der Gespräche. «Jeder kramt sein bißchen Wissen wie hohe Weisheit aus und dünkt sich nicht wenig, wenn sein Alltagsgeschwätz wie ein Orakelspruch angestaunt wird. Die Alten klagen mit mürrischer Unzufriedenheit über ihre körperlichen Beschwerden, über Geringschätzung der ihnen ehrwürdigen Vorurteile. Jede Neuerung nennen sie eine Verschlimmerung und schelten auf die

verdorbenen bösen Zeiten, worin sie nicht mehr passen.» Deneken fragt abschließend: *Muß der Geist hier nicht in Einförmigkeit versinken und stumpf werden für alles, was gut und edel ist?* Er fordert eine Veredelung der Familienkreise durch erhöhten weltbürgerlichen Sinn und Erweiterung des Gesichtskreises.

Erneuerung der Familienkreise, Einrichtung der Bürgerschule für junge Menschen, Forderung der Eltern- und Mütterschulen und der Frauenbildung – alle diese Gedanken bewegten das geistige Bremen am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts.

Aus diesem Problemkreis heraus entwickelte *Betty Gleim* ihre volkserzieherischen Gedanken, vor allem in ihrem Buch «Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts» [Leipzig 1810]. Das Buch ist Bremens Frauen gewidmet. Die Vorstellungen und Vorschläge Betty Gleims enthalten eine Reihe kritischer und sozialpsychologischer Erkenntnisse, die höchst gegenwartsnah anmuten, auch wenn sie noch nicht, wie in unseren heutigen Volkshochschulen, tiefenpsychologisch begründet wurden. Damals war die Zeit der Auseinandersetzung mit dem Unbewußten noch nicht gekommen. Was Betty Gleim sah und beobachtete, war die seelische Dissoziation, waren die Konflikte der einzelnen Menschen, besonders der Frauen. Sie sagt [S. 4]: *In der Tiefe ihres Wesens verletzt und zerteilt, haben sie keine Ruhe; wollend das Viele, oft das Unvereinbare, vergessen sie den Zweck ihres Daseins und ihrer Bestimmung.* Sie fragt aber auch schon empört [S. 72]: *Sind denn die Weiber etwa nur des Magens wegen da, zur Abfütterung des Tiers im Menschen?* Sie stellt [S. 78] fest: *Die unverheirateten Mädchen sind, wenn sich das Ideal der Frau nur auf Gattin, Hausfrau und Mutter beschränkt, die unnütze, elendesten und bedauernswürdigsten Geschöpfe . . . Tausende sind in Unmut, in voller Untüchtigkeit und Untätigkeit trostlos zugrunde gegangen, haben ein Leben hingeschleppt, das kein Leben ist . . .* Wogegen Betty Gleim kämpft, ist die damalige Ausschließung der Frau vom Erwerbs- und Berufsleben und die damit verbundene Entwürdigung ihres Menschentums: *Jetzt ist es so: Entweder das Mädchen heiratet gegen seine Neigung oder ohne seine Neigung, bloß aus dem schlechten Grunde, um versorgt zu sein, begeht also eine Schändlichkeit an seiner eigenen Person, oder es fällt der Gnade seiner Verwandten, seiner Freunde anheim oder gar fremden Leuten zur Last, und setzt sich also ununterbrochen Kränkungen seiner zartesten Gefühle aus, oder es kommt in Elend und Mangel um* [S. 103]. Betty Gleim kämpft um die Erneuerung der Familienkreise, einmal aus der Forderung: *Alle Frauen sind Menschen, folglich müssen auch sie intellektuell, ästhetisch und moralisch gebildet werden* [S. 58], dann aber [S. 66] um die wahre Gegenseitigkeit des Umgangs in der Familie, besonders in der menschlichen Beziehung zwischen Frauen und Männern: *Sobald der Mann seine Berufsgeschäfte vollendet hat, so sehnt er sich nach Umgang, nach Unterhaltung. Fände er sie bei seiner Frau, könnte er hier Ideen umtauschen und gemeinschaftlich mit ihr seine Kenntnisse bereichern, seine Einsichten erweitern, er würde die Freude des geselligen Lebens nicht außer dem Hause suchen. Aber er findet*

hier meist nur die traurigste Unwissenheit, selbst über die wissenswertesten Dinge, die krassesten Vorurteile, die verkehrtesten Vorstellungen oder eine gänzliche Verkommenheit, eine völlige Dürre des Geistes. Jede halbe Stunde, die er mit seiner Frau zubringen muß, wird ihm langweilig, und so eilt er, dem Ort zu entkommen, wo ihm so wenig wohl ist. Die von Betty Gleim geforderte gleichberechtigte Berufs- und Erwerbsbildung der Frau soll der Menschenbildung überhaupt untergeordnet sein. Diese wahre Menschenbildung soll nach ihren Vorstellungen die Roheit, die Unduldsamkeit, die Bekehrungs- und Verfolgungssucht überwinden und zur inneren Freiheit führen. Intellektuell verküppelt kommt ihr jede einseitige Verstandesbildung vor, die auf einen « einzelnen Zweck hin bildet » [S. 28]. Damit hat sie recht gut das Elend des reduzierten und abgerichteten Menschen charakterisiert.

Fragen wir nun, ob sich Betty Gleims Erziehungsvorstellungen nur auf die Erneuerung von Bremens gebildeter Welt oder auch auf die « unteren Stände » beziehen, so gibt uns eine Fußnote ihres Werkes auf S. 53 eindeutige Auskunft. In ihr heißt es: *Die Bildung ist nicht das Privilegium einiger besonders Begünstigten, sondern das Gemeingut der Menschheit. Alle sollen zur Erkenntnis der Wahrheit, zum Gefühl und zur Anschauung des Schönen und zu Sittlichkeit und Religion erzogen werden.* Sie fragt auch: *Sollen die unteren Stände ohne Aufhören in der Unwissenheit und Geistesfinsternis trauriger Nacht seufzen? . . . Bloß deswegen, damit die höheren Stände nicht genötigt werden, vielleicht hier und da ihre gewohnte Bequemlichkeit einzuschränken, oder einige ihrer erkünstelten Bedürfnisse aufzugeben oder doch wenigstens teuer zu bezahlen? Wahrlich, aus einem solchen Grunde das allgemeine Menschenwohl hindern, ist um nichts besser, als den verabscheuungswürdigen Sklavenhandel deshalb nicht abgeschafft wissen wollen, weil man den Kaffee und Zucker nicht missen mag.* Es ist endlich noch wichtig, zu zeigen, wie Betty Gleim in ihren Büchern zwei wichtige Gebiete der heutigen Volksbildung berührte, die Kochkunst und die sexuelle Erziehung.

Der Kochkunst hat sie ihr eigenes « Bremisches Kochbuch » [3. Aufl. 1823] gewidmet. Auch in diesem Buch bekennt sie sich zu den neuen Forderungen der Aufklärung, besonders zur Idee der Reinlichkeit. Gegenüber der eigentlichen sexuellen Erziehung verhält sich Betty Gleim freilich noch ganz entsprechend den überlieferten Tabus. Das Wort « sexual » wird von ihr nur zur Unterscheidung des männlichen und weiblichen Geschlechts angewandt. Darüber hinaus ist sie gegen jede sexuelle Aufklärung: *Erzeugung und Fortpflanzung – diese Gegenstände umgehe man lieber ganz oder berühre sie nur verschleiert oder mit großer Delikatesse.* Sie hielt es für einen *höchst unglücklichen Mißgriff, die Kinder frühzeitig über Dinge belehren zu wollen, über welche die Natur sehr wohlthätig einen verhüllenden Schleier gebreitet hat* [Bd. 2, S. 114]. Sie kam noch nicht auf den Gedanken, daß sexuelle Aufklärung an die jeweilige Fragestufe der Heranwachsenden zu knüpfen sei und so den Grund vielen seelischen Elends aufhebt, wie es die moderne Elternschule lehrt. Und so ist es wohl der schwächste Satz ihres Buches, wenn sie [Bd. 2, S. 133] bekennt: *Für den Stand*

*der Gattin und Mutter ist eine eigentliche Vorbereitung nicht denkbar, außer der der Erwerbung einer allgemeinen Kultur.*

Um die gleiche Zeit, im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, regten sich auch die ersten Kräfte in der Kaufmannswelt, das, was wir heute Freizeitgestaltung nennen, bewußt zu formen. Für die exklusive Schichtengliederung im damaligen Bremen ist es charakteristisch, daß als Grund für einen solchen Zusammenschluß [1793] einer Gesellschaft, die sich später den Namen «Union» gab und die noch heute besteht, die Schwierigkeiten angegeben wurden, *in guten Zirkeln zugelassen zu werden* [vgl. Gesetze der Gesellschaft Union. Bremen 1873]. Auch in dem «Abriß der Geschichte der Union zu Bremen von 1795 bis 1895» heißt es noch kritisch, daß man bei der Gründung die Handelswelt nicht für berufen hielt, eine solche Vereinigung bildend zu nähren. *Die Zurücksetzung, welche Handlungsgehilfen und Lehrlinge in früherer Zeit in gesellschaftlicher Beziehung hier erfuhren, stand mit der Stufe der Bildung, auf die sich viele von ihnen gehoben hatten, im Widerspruch.* Dabei waren *Sittlichkeit und Bescheidenheit* und die Vorschrift, *nicht die Grenzen des Gehorsams und der Achtung zu verletzen, welche man den Oberen schuldig sei*, Leitsätze des Verhaltens. Auch für die Gründung der «Union» war *die Gestaltung der Stunden der Erholung und der Wunsch, gesellige Vergnügungen ohne Störung genießen zu können, eine wichtige Zielsetzung.* Im Jahre 1801 wurde auch der Grund zur «Sammlung nützlicher Handelsschriften» gelegt. Die Gesellschaft wollte ihren Mitgliedern einen Vereinigungsplatz zur wissenschaftlichen Fortbildung durch Unterricht, Vorträge und Lektüre und zur geselligen Unterhaltung bieten. Noch heute dienen die verschiedenen Abteilungen der «Union» den gleichen Zielen, trotz der Entwicklung und Ausgliederung der staatlichen Fach- und Berufsschulen.

Von den entscheidenden Impulsen, die um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert in die bremische Welt hineinwirkten, war nach den Befreiungskriegen oder, wie man in Bremen sagte, nach der «Franzosenzeit» und in der sich daran anschließenden Zeit der Restauration nicht mehr viel zu spüren.

Neue Impulse entdecken wir etwa um das Jahr 1830. All die Behäbigkeit und Gemütlichkeit, die Hermann Entholt in seiner Studie der Biedermeierzeit in Bremen geschildert hat – es sind die Jahre, in denen Friedrich Engels seine Lehrzeit in Bremen verbrachte –, betrafen nur die Oberfläche des Daseins. Es kündigt sich in diesen Jahren ein neuer Geist an, der erst in den vierziger Jahren zum Durchbruch kam. In diesem neuen Geist kam die Forderung nach Änderung der Verhältnisse, nach Demokratisierung, nach Menschenbildung und Sicherung der Menschenwürde leidenschaftlich zum Ausdruck. Selbst ein so konservativer Denker wie Hermann Entholt hat darauf hingewiesen, daß die sozialen Zustände in der Bremer Altstadt wie in der Neustadt den Grund für die Forderungen der Revolution von 1848 bildeten: *Um 1830 gab es in der bremischen Altstadt einhundertvierzehn bewohnte Keller, die, so oft die Weser über ihre gewöhnliche Höhe stieg, unter Wasser standen . . . In der Neustadt*

befanden sich sechsundvierzig Gänge und Höfe, und ihre Zahl nahm noch jedes Jahr zu. Sie lagen hinter den Häusern wohlhabender Bürger, denen sie gehörten, und waren Höhlen des Jammers, des Elends und der tiefsten Verworfenheit. Hier befanden sich bis zu zwanzig und mehr Wohnungen, oft nur aus einer einzigen Stube bestehend, unter einem Dache. Der Fußboden war ungedielt, in der Ecke ein Lager von halbverfauletem Stroh für alle gemeinsam, im Schmutz, im Kehricht und der Mistjauche trieben sich Schweine und Kühe herum, kein Sonnenstrahl fiel in dies Halbdunkel hinein. Der Typhus in seiner bösesten Form war endemisch . . . Das war die Kehrseite einer glänzenden Medaille, und hier wohnten die Leute, die nachmals die mobilen Kolonnen der Revolution stellten [vgl. Hermann Entholt, Geistige Bewegungen und Zustände Bremens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Abh. u. Vorträge d. Bremer Wiss. Gesellschaft, Jg. 6, H. 3, 1932, S. 15].

Im Jahre 1830 hielt aber auch schon Johannes Rösing [1793–1862] eine Vorlesung in der «Union» und im «Museum», in der er an die junge Generation appellierte, sie möge sich fortbilden, um den kommenden Kämpfen gewachsen zu sein:

*Aber macht euch dessen würdig, ihr Jünglinge, benutzt die Zeit mehr als sonst, es ist eine gewaltig mahnende Zeit; ihr könnt sie benutzen in allen euren Berufen, in all euren Verhältnissen; lernt fleißig, denn viel wird zu lehren sein; stählt euren Kopf mit Weisheit und Verstand, denn er wird viel Hiebe auszuhalten haben; bildet euer Herz, denn die Angriffe des bösen Dämons werden kräftig sein; mehrt des Guten recht viel in euch und haltet es fest, denn ihr werdet viel zu geben haben; denket nicht, ich bin zu klein, ich bin zu arm, ich bin zu schwach, ich bin zu gering; in einer Zeit wie die jetzige darf sich niemand zu klein und zu schwach wähnen; auch der Unbedeutendste kann bedeutend werden, auch der sich schwach Fühlende kann Kraft erlangen, auch der Geringsten einer kann in Ansehen kommen; auch in dem, der sich zu allem unfähig dünkt, kann ein elektrischer Funken gewaltig zünden, so daß er sich selbst bei der Entwicklung nicht genug wundern kann. [Vgl. Johannes Rösing, Morgen, Mittag, Abend, Nacht. Braunschweig 1831.]*

Die Bremischen Blätter von 1835 stellen in einem Aufsatz «Über unsere politische Literatur» fest: *Das Publikum bleibt den Fortschritten unseres politischen Lebens gänzlich fremd, und die öffentliche Meinung kann sich nicht einmal bilden, viel weniger äußern.* Wie es um diese Zeit [1836] in Bremen aussah, erkennen wir aus den umstrittenen «Skizzen aus den Hansestädten» von Eduard Beurmann. Auch er befaßte sich mit dem bremischen Familienleben und schrieb [S. 86]:

*Das Familienleben ist eine Lichtseite des Bremers; indes es trägt auch viel, sehr viel zur Abgeschlossenheit des Bürgers bei. Alles zersplittert sich in den Familien, die, wenn sie angesehen sind, allwöchentlich ihre ‚Kindertage‘ haben, Tage, an welchem sich die Nachkommenschaft: Söhne, Töchter, Enkel bei dem pater familias versammeln. Es liegt etwas Patriarchalisches in diesen Verhältnissen; aber sie beeinträchtigen den sozialen Zustand; denn wer nun unglück-*

*licherweise zu keiner Familie gehört, steht allein und verlassen. Es hält schwer, in die Familienzirkel Zutritt zu erlangen, und dieselben scheiden sich untereinander wiederum.*

Um diese Zeit [1837] gründete *Johann Gottlob Steckel* [1781–1846], Neumanist im Sinne Herders, Schillers und Hegels, die Gesellschaft «Euphrosyne», eine Gesellschaft zur gegenseitigen geistigen Unterhaltung der Lehrer. Sie gewann großen Einfluß auf die mittleren und unteren Schichten des Bürgertums; aus ihr gingen die bedeutenden Köpfe für die Reform der Volksschule und die Revolution von 1848 hervor. Bei dem Namen «Euphrosyne» dürfen wir freilich nicht an Goethes Schülerin *Christiane Becker-Neumann* oder an sein berühmtes Erinnerungsgedicht gleichen Namens denken, in dem sie

*Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blickend noch einmal  
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freude zurück.*

Goethe spielte in dieser Gesellschaft der «Frohsinnigen», folgen wir *Tidemanns* Darstellung [Bremisches Jahrbuch, Bd. 29, 1924, S. 82–113], eine sehr negative Rolle, die charakteristisch für die Goethesicht des 19. Jahrhunderts ist: Goethes Größe als Dichter wird kurz zugegeben; er sei aber kein systematischer Denker gewesen, und es werden ihm seine sittlichen Schattenseiten vorgehalten. Er predige den Egoismus, in dem er die Privatsache zur alleinigen Triebfeder alles Handelns mache. Auf politischem Gebiet verübelt man ihm seine Abneigung gegen die Revolution. Man entschied sich in der «Euphrosyne» für Schiller und seinen Idealismus, der so sehr undankbar gegen die große Mutter war, die alles hegt und pflegt, wie Goethe später von Schiller sagen konnte. Auch *David Friedrich Strauß* und *Ludwig Feuerbach*, der philosophische Begründer der modernen Anthropologie und der zwischenmenschlichen Beziehungen, fanden keinen Widerhall in der Gesellschaft. Merkwürdig für uns heute ist jener steife und idealistische Moralismus, der die Triebwelt als «niedrig und gemein» verdrängte und sich strenger Pflichterfüllung befleißigte. Streng waren die Sitzungsregeln, wie sie *Heinrich Tidemann* [S. 90] mit soviel Humor beschrieben hat: *Sie tagten [Markt 3] in einem ungewöhnlich geräumigen Zimmer mit fast altjüngferlich sauberen und blanken Biedermeiermöbeln. Um den Tisch in der Mitte des Raumes saßen die Mitglieder im Lichte einer Kugellampe, die noch von sechs in Silber glänzenden Leuchtern mit brennenden Wachskerzen umstellt war. Den Vorsitz führte Steckel, würdig mit seinem schneeweißen Haar, seiner behäbigen, gedrunghenen Beieibtheit, stets in schwarzer Kleidung, mit breitem schwarzen Halsband und schneeweißem Vaternörder.* Streng waren die Regeln der Diskussion: jeder konnte in ihr dreimal das Wort ergreifen. Wer zu reden wünschte, mußte aufstehen; erhoben sich mehrere zugleich, so erhielten sie das Wort in alphabetischer Reihenfolge. Unterbrechungen und Zwischenrufe waren verboten; alle Begriffe mußten unverrückbar definiert werden. So schlug man sich in den Diskussionen viel mit Definitionen herum. Innerhalb der «Euphrosyne» bildete sich auch ein Verein zum geselligen Vergnügen mit dem Ziel einer Reform des geselligen Lebens. Ihm lag die Idee des Umgangs mit

vernünftig gebildeten Menschen zugrunde, fern von Roheit, die sich in « grobsinnlichen und tierischen » Genüssen gefällt.

Schon um das Jahr 1846, zehn Jahre nach den Klagen der *Bremer Blätter* und nach Eduard Beurmanns kritischen Bemerkungen, wird das geistige Leben Bremens ganz anders beurteilt. So lesen wir in der Zeitschrift *Union*, eine Zeitschrift für die gebildete Lesewelt [Nr. 32, 1846], in der ein Verein zur Bildung junger Handwerker begrüßt wurde:

*Wir wollten sagen, daß die böse Welt sich seit langen Jahren erkühnt hat, auch unserer guten Stadt ein arges Mißverhältnis zwischen Reichtum und Intelligenz nachzusagen, daß Bremen seit dem letzten Dezennium viel kräftiger und ernster als ehemals den geistigen Fortschritt anstrebt. Das offenbart sich auch unter anderem in dem sozialen Zustand namentlich in den höheren Kreisen. Es herrscht dort bereits ein ganz anderer, annähernd edel-freier Ton, und die Konversation ergibt bald, daß ästhetische und wissenschaftliche Lektüre nicht mehr gänzlich vernachlässigt werden. Auch das ist ein Merkmal einer intelligenten Stadt, daß sie nicht nur eine hervorragende Elite aufzuweisen hat, sondern daß alle ihre Volksschichten in richtiger Progression von einer gewissen Bildung durchdrungen sind. In einer anderen Nummer [Nr. 18, 1846] lesen wir bereits: Jedem redlichen Arbeiter ist es ein wohltuendes Gefühl, sein Wirken anerkannt zu wissen; aber auf diese Freude eben muß der Schulmann nur zu sehr Verzicht leisten.*

Ein Verfasser, der die Abgeschlossenheit des Schulwesens bekämpft, führt aus: *Unsere Lehranstalten werden dann erst ihre Kraft ganz entwickeln und wahrhaft ihre Aufgabe lösen, wenn sie nicht länger in abgeschlossener Isolierung vom Leben sich absperren, sondern unmittelbar mit dem freien öffentlichen Leben in Verkehr getreten sein werden. Aller Unterricht im Altertum war öffentlich . . . die lebendige Zeit war das geistige Klima der Griechen und Römer . . . Theorie und Praxis gingen Hand in Hand. Wir erst haben sie auseinandergerissen. Daher denn unsere Zöglinge beim Austritt aus der Schule alle Mühe haben, im Leben selbst sich zurechtzufinden.*

Mit der Gründung des Bremer Bürgervereins vom 17. Januar 1848, der enge Beziehungen zur Gesellschaft « Euphrosyne » unterhielt, kam endlich der Gedanke der allgemeinen Volkserziehung und der politischen Bildung zum entscheidenden Durchbruch: *Jetzt fordert jeder, der sich seiner Menschenwürde bewußt ist, die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, an seinen eigenen Gesetzen als Staatsbürger; er fordert Achtung für den Menschen als Mensch, das heißt, sobald Bildung, Vernunft und Sittlichkeit ihn als solchen repräsentieren. Deshalb sei es erste Pflicht jedes Bürgers, sich seiner Stellung in der großen Gliederkette des Vaterlandes bewußt zu werden und sich mit dessen Angelegenheiten bekanntzumachen.* Wie schnell die neuen Forderungen politisch wieder unterdrückt wurden, ist bekannt.

Mit Recht sieht Alfred Faust in den Anfängen der Arbeiterbildung in Bremen [vgl. « Schaffendes Bremen », Bremen 1959, S. 183] eine Fortsetzung der Bildungsbemühungen des freiheitlich gesonnenen Bürgertums; sie stehen jetzt im

Beginn des Maschinenzeitalters unter dem Gesetz der wirtschaftlichen und sozialen Selbstbefreiung des Arbeiters. In der Zeit vor und nach 1848, besonders in den Kämpfen um die Demokratisierung des politischen Lebens, ergriff der Anspruch auf Bildung und Ausbildung auch die Schicht der Handwerker und Arbeiter selbst. Zunächst waren es vor allem die Stimmen zweier Männer, die diese Bildungsbemühungen geistig förderten und deren Wirkung man rasch zu unterdrücken suchte: *Johannes Rösing* und *Rudolph Dulon*. Schon im Jahre 1843 verfaßte Johannes Rösing ein Buch mit dem Titel «An Bremens gemeinen Mann von dessen Mitbürger Johannes Rösing» [Leipzig 1843]. Er wollte die Geschichte Bremens von den Anfängen bis zur Gegenwart für den einfachen Menschen schreiben. In der Vorrede heißt es: *«Ein Buch für den gemeinen Mann? – was soll das heißen? Gemein ist ja das, was schlecht ist, was unlauter und unsittlich ist, und für solche Leute wäre dies Buch bestimmt? O nein, dann wäre es ja auch den Reichen und Vornehmen gewidmet; denn verhältnismäßig sind darunter wohl mehr schlecht, als unter den ärmeren Klassen, man sieht's den Leuten nur nicht gleich an . . . Nein, für schlechte, gemeine Menschen ist dies Büchlein nicht bestimmt, sondern für die ärmere, arbeitende Klasse, die weder Geld noch Ruhm, weder Titel noch Orden, lauter Haupttriebfedern der meisten Schriftsteller, zu verteilen hat und die man besonders in Bremen, so wie überhaupt in Norddeutschland, mit ‚der gemeine Mann‘ betitelt; gibt es doch auch gemeines Recht und Gemeinheiten. Also für dich, mein ärmerer Bruder, der du so recht im Schweiße deines Angesichts dein Brot verdienst, und dazu gehört ja der größte und der kräftigste Teil des Menschengeschlechts, ist diese Arbeit bestimmt. Sie bezweckt, dich über bremische Zustände aufzuklären, und besteht meist aus kurzen Auszügen früherer Historiker . . . Ich führe die Hauptbegebenheiten der sehr interessanten bremischen Geschichte bis auf den heutigen Tag deinen Augen vor, damit auch du für wenige Grote, welche hinzugeben selbst deine Armut wohl gestatten dürfte, dich belehren mögest, was zu wissen dir nützlich sein könnte und was zu erfahren du ebenso gut berechtigt bist als reiche, vornehme, gelehrte Leute.*

Als Johannes Rösing sechs Jahre später seinen «Bericht über die Gründung und Wirksamkeit des Demokratischen Vereins in Bremen» [Bremen 1849] gab, bezeichnete er den Demokratischen Verein ausdrücklich als einen «Verein zur Förderung politischer Bildung und zur Heranbildung von Rednern».

Ähnlich leidenschaftlich setzte sich Rudolph Dulon für Bildung und Demokratie ein. So heißt es in seinem Lesebuch «Vom Kampf um Völkerfreiheit» [Bremen 1849/50] gegen Ende [Bd. 2, S. 295]: *Leser, es gibt nur eine Macht, der die Zukunft gehört, und diese eine Macht ist – die Demokratie! Lache nicht, Leser! Weise nicht höhnend hin auf die zerlumpten Massen. Im Kern der Völker hat die Demokratie ihre Wurzel geschlagen. Blicke um dich! Die größten Denker, die ausgezeichnetsten unter den Männern der Wissenschaft, tragen das Banner der Demokratie. Die edelsten Männer weihen der Demokratie ihre Lieder. Der kräftige Bürgerstand ist getränkt mit dem Gedanken der Demokratie. Aus dem Bauernstande weicht allmählich die Gedankenlosigkeit, und*

*wo sie weicht, da erobert die Demokratie das Feld. Die zerlumpten Massen, die Massen mit den markigen Armen und den treuen Herzen, haben sich der Demokratie ergeben . . . Die Demokratie ist die einzige Macht, die eine Zukunft hat.*

Nach der Absetzung Dulons lesen wir in der Verteidigung von Marie Minder-  
mann [«Die Politik auf der Kanzel. Ein Wort zur Berichtigung aller Stände»  
Bremen 1851]: *Es wird so häufige und laute Klage geführt über die Unsitt-  
lichkeit und Roheit der Massen, ob aber mit vollem Recht, ist eine andere  
Frage. Viele, viele von denen, über welche jene Klage ergeht, viele von denen,  
die ihr stets geistig ausweiset, rängen sich wohl gern davon los, wenn ihnen  
nur die leitende Hand gereicht wird. Sie hören die Quellen der Bildung rau-  
schen, sie sehen das lautere, reine Gold, das ihre Ströme daherführen – aber  
die Schätze sind ihnen verschlossen; sie stehen von fern und – darben geistig.  
Wohlan denn, wenn ihr es redlich meint, ihr Gebildeten, erschließt ihnen die  
Schätze, laßt strömen die gesegneten Quellen auch für sie, gebt ihnen die Mittel  
zur Bildung, soweit ihr's vermögt, und ihr gebt ihnen den Sinn für Gesetzlich-  
keit und Sitte. Dann habt ihr den niederen Stand euch ebenbürtig geschaffen,  
und ihr bedürft keiner trennenden Marktzeichen mehr . . . Ihr werdet Arbeiter  
überreich haben, denn das ist der Segen wahrer Bildung, daß sie die gemeinste  
Arbeit erhebt, weil erst durch Bildung der Arbeiter fühlt, daß er ein Glied  
des Ganzen und als solches nicht zu entbehren ist, da sonst eine Lücke im Ge-  
triebe des Staats, des Lebens überhaupt entstehen würde. Er fühlt es, nicht die  
Arbeit erniedrigt den Menschen, wohl aber der Mangel an Bildung, insofern  
derselbe, was leider so häufig der Fall, als traurige Folge die Trägheit, Stumpf-  
heit und die Unmoral nach sich zieht. Ihr werft uns ein, das gemeine Volk will  
sich nicht bilden lassen, es liebt die Niedrigkeit. O seid nicht ungerecht, ihr,  
die sich vielleicht nie die Mühe gegeben haben, zu untersuchen, ob das Volk  
Bildung will oder nicht, und wenn auch eure Ansicht auf Einzelne mit Recht  
anzuwenden ist, dürft ihr denn von Einzelnen auf alle schließen? Seht, jener  
unerschöpflich angefeindete Mann [Dulon] hat dadurch, daß er die Massen  
an sich zog, indem er ihnen Bildung und Aufklärung zu bringen suchte, wohl  
manche rohe Kraft veredelt.*

Der enthusiastische neue Geist Rösings und Dulons konnte sich damals nicht  
unmittelbar durchsetzen. Das äußere Zeugnis dafür ist, daß Rudolph Dulon  
in dem 1846 gegründeten Verein «Vorwärts» nicht zu Worte kam und daß  
Johannes Rösing die Mitgliedskarte wieder entzogen wurde. Es wird auf den  
Einfluß von Johann Smidt zurückzuführen sein, der als Fünfundsiebzigjähriger  
am Stiftungsfest des Vereins am 9. Januar 1848 teilnahm, daß im Verein  
«Vorwärts» jede Diskussion politischer Themen ausgeschlossen wurde.

Der Verein «Vorwärts» erhielt seinen Namen von dem Zigarrenfabrikanten  
Franz Münnich, seinem ersten Präsidenten, unter bewußter Bezugnahme auf  
Schillers Tell-Zitat: *Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich* [1. Aufz.,  
2. Szene]. Die Anregung zur Gründung des Vereins «Vorwärts» im Herbst  
1846 ging von dem Redakteur Karl Theodor Andree bei einer Abendgesell-

schaft im Hause des Kaufmanns Johann Kaspar A. Koop aus. Zwölf Zigarrenarbeiter wurden seine Gründer. Ihr Ziel war zunächst, *einen Verein von Leuten ihres Standes zu gründen, der denselben bessere Erholung als das Wirtshauslaufen und geeignetere Unterhaltung als den Verkehr in den Tanzlokalen und dergleichen zu gewähren und in welchem sie für ihre gegenseitige geistige und sittliche Bildung Sorge tragen*. Der Verein baute gleichzeitig sein Unterrichtswesen zur körperlichen und geistigen Erziehung bedeutend aus; es gab Unterricht im Rechnen und Schreiben, Deutsch und Englisch, in Gesang und Turnen, später auch in kaufmännischen Fächern. Im Jahre 1858 erwarb er das noch heute stehende ehrwürdige Haus in der Sandstraße 5 als bleibende Wirkungsstätte. Die Wandlungen und Umbildungen des Vereins «Vorwärts» in den verschiedenen Zeiten seines Bestehens sind in seinen Berichten ausführlich dargestellt. Nach dem zweiten Weltkriege wurde er durch die Initiative von Fritz Evers am 23. Februar 1946 von der Militärregierung wieder zugelassen. Fritz Hilken hielt zum hundertjährigen Bestehen des Vereins am Sonntag, dem 28. September 1949, die Gedenkrede, in der er zur Fortsetzung der Arbeit aufrief: *Die Sorgenfrau hat um unser Volk ihr graues Garn gesponnen; wir wollen weiterarbeiten nach dem Schiller-Wort: «Rastlos mußt du vorwärtsstreben, nie ermüdet stillesteh'n, willst du die Vollendung seh'n»* [Sprüche des Konfuzius]. Sein jetziger Vorsitzender, Karl Pfennig, konnte im Jahresbericht für das Jahr 1954 eine Zahl von 496 Mitgliedern melden.

Soziologisch aufschlußreich ist es, daß der Verein «Vorwärts» schon im Jahre 1847 beschloß, *jeden erwachsenen, unbescholtenen Arbeiter sowie jeden, der den guten Zweck des Vereins fördern wollte, als Mitglied aufzunehmen*. Schon damals traten also viele kleine Gewerbetreibende und Handwerker dem Verein bei. Auch hier zeigt sich, daß es sich beim Verein «Vorwärts» nicht ausschließlich um Arbeiterbildung im strengen Sinne des Wortes handelte; erst in den Gegengründungen, bei der Gründung des Vereins «Lessing» im Jahr 1891 und bei den Abspaltungen der Arbeitervereine aus dem Goethebund, die Heinrich Schulz einleitete, suchte man in Bremen eine eigenständige Arbeiterbildung zu begründen.

Blieb die Besprechung politischer Themen im Verein «Vorwärts» ausgeschlossen, so war sie in dem nur kurz [1849–1851] bestehenden «Zigarren-Arbeiter-Assoziations-Hauptverein» zugelassen. In dieser Vereinigung erkennen wir deutlich die notwendige Verknüpfung der Bildungsforderungen mit der Forderung, unwürdige soziale Verhältnisse zu ändern und der gegenseitigen Hilfsbereitschaft. Freilich gehörte auch der «moralische Lebenswandel» zur Voraussetzung, in den Verein aufgenommen zu werden. Er beschloß damals, daß in den allgemeinen Versammlungen *durch Beratung der Arbeiterverhältnisse im allgemeinen sowie die der Zigarrenarbeiter im besonderen und durch Vorträge und Debatten hierüber gesellig und wirtschaftlich in gegenseitiger Belehrung gewirkt werden solle*. Diese Gegenseitigkeit des Umgangs, die damals die Solidarität schuf, ist im Gegensatz zu dem popularisierenden Lehrbetrieb späterer Zeiten, in dem sich Lehrer und Schüler streng voneinander

abhoben, ein hervorragender erzieherischer Faktor für die Erwachsenenbildung geblieben.

Auch die Bildungsbestrebungen des Kunstmalers *Gustav Adolph Köttgen* in dem von 1848 bis 1852 bestehenden «Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein» waren vorwiegend politischer Natur. Folgen wir hier der Darstellung *Ulrich Böttchers* «Anfänge und Entwicklung der Arbeiterbewegung in Bremen» [Bremen 1953], so beruhen die erzieherischen Arbeiterbildungsideen Köttgens vorwiegend auf dem Gedankengut Wilhelm Weitlings und Heinrich Heines. Böttcher zitiert [S. 40] ein Gedicht «Erlösung» von Köttgen, in dem es heißt:

*Wenn Vernunft mit Macht verbunden,  
Jedem Glück und Bildung reichen,  
Muß die Menschheit bald gesunden,  
Wahn und Eigensucht erleichen.*

Köttgen, der Verkündiger der «Roten Republik», dem bald der Prozeß gemacht und der nach Verbüßung seiner Gefängnisstrafe aus Bremen ausgewiesen wurde, bekannte in der letzten Nummer seiner Wochenzeitung *Vereinigung, Zeitung für sämtliche Arbeiter* vom 30. Juni 1849: *Ich habe gekämpft und geduldet in der freudigen Überzeugung, durch meine Tätigkeit euch zu wecken aus Gleichgültigkeit und Unwissenheit, euch zu bilden, daß ihr einst eure Selbsterlösung vollzieht.* Nach dem Ausscheiden Köttgens wurde auch der «Allgemeine Deutsche Arbeiterverein» ein unpolitischer Verein. Nicht mehr politische Aufklärung der Arbeiter, sondern Arbeiterbildung im Sinne der reinen Wissensvermittlung wurde das Ziel. Alle seine Mitglieder erhielten unentgeltlich zweimal in der Woche abendlichen Unterricht im Schreiben, Rechnen, Lesen, Singen usw.

Es muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben, die Arbeiterbildungsbemühungen zu würdigen, die mit den Anfängen der sozialdemokratischen und gleichzeitig der Gewerkschaftsbewegung seit dem Jahre 1863 zusammenhängen. Daß die geschichtlichen Daten: die erste sozialdemokratische Volksversammlung vom November 1863, die Gründung des Zigarrenarbeitervereins vom November 1866, die Gründung des sozialdemokratischen Arbeitervereins vom 5. Juli 1870, die Einrichtung eines Lesezimmers in diesem Verein im Oktober 1871, um jedem Arbeiter Gelegenheit zu geben, sich an Hand von Zeitungen seine Meinung zu bilden, für die Entwicklung der Erwachsenenbildung in Bremen von größter Bedeutung wurde, und daß diese Entwicklung eine besondere Darstellung erfordert, ist allzu deutlich. Wichtig für die weitere Entwicklung der Bremer Erwachsenenbildung sind die Auseinandersetzungen über die Formen der politischen oder nur allgemeinen unpolitischen Bildung nach 1870. Damals versuchte der neugegründete «Volksbildungsverein» die Arbeiterbildungsbestrebungen erneut zu entpolitisieren. In einem Aufruf des «Volksbildungsvereins» vom 12. Februar 1874 heißt es: *Unwissenheit und Roheit zu besiegen, reicht die gute Disziplin einer Partei oder das Geld oder gar die Gewalt einer Regierung nicht aus; die einzig wahre Abhilfe bildet nur*

*die Bildung.* Der «Volksbildungsverein» hatte den Glauben, durch «Bildung» den Arbeiter von den «Irrlehren» der Sozialdemokratie abbringen zu können. In die damalige Diskussion wirkte auch Heinrich Bulthaupt ein, der zwischen den beiden Richtungen, der des Liberalismus und der der Sozialdemokratie, zu vermitteln suchte, indem er sagte: *Unterricht, Bildung, wahre Menschen- und Bruderliebe, der Geist wahrer Religiosität können hier jedoch viel, sehr viel tun.*

Einen neuen Versuch, die Arbeiterbildung in Bremen in Abgrenzung von den bürgerlichen Bildungsbestrebungen wirksam zu fördern, unternahmen *Heinrich Willenbrock* und seine Freunde mit der Gründung des «Bildungsvereins Lessing» am 9. Januar 1891. Der Verein sah seinen Sinn in der allgemeinen geistigen Bildung des arbeitenden Volkes durch Veranstaltungen von wissenschaftlichen Vorträgen und Unterrichtskursen, Leseabenden, Gesangsübungen, volkstümlichen Abendveranstaltungen sowie durch Beschaffung und Erhaltung einer Bibliothek. Auch in den Satzungen des «Bildungsvereins Lessing» heißt es jedoch ähnlich wie seinerzeit beim Verein «Vorwärts»: *Dem Arbeiterstande nicht angehörige Personen als wirkliche Mitglieder aufzunehmen, bleibt von Fall zu Fall dem Beschlusse des Vorstandes überlassen.* Im Jahre 1897 konnte der Verein ein eigenes Haus am Geeren erwerben, das im zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Folgen wir den Arbeitsberichten des «Bildungsvereins Lessing», so bietet er schon das Bild einer Volkshochschule alten Stils, in der Vorträge naturwissenschaftlicher, entwicklungsgeschichtlicher, pädagogischer, rechtswissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Art einen ausgebreiteten Kursbetrieb mit Fremdsprachenunterricht ergänzen. Der «Bildungsverein Lessing» veranstaltete auch Betriebsbesichtigungen. So wurde beispielsweise im Jahre 1911 die Wehr- und Schleusenanlage in Hastedt, die Hemelinger Aktienbrauerei, «wo unter fachmännischer Führung der Werdegang des edlen Gerstensaftes erklärt und die dazu erforderlichen Maschinen und Apparate näher erläutert wurden», durchgeführt. – Für die weitere Entwicklung des «Bildungsvereins Lessing» ist sein korporativer Anschluß an den im Jahre 1900 gegründeten Goethe-Bund wichtig, durch den er den Arbeitern die Möglichkeit gab, Theatervorstellungen und Konzerte zu besuchen. Der «Bildungsverein Lessing» schloß sich schließlich auch korporativ dem «Verein Lesehalle» an und wurde somit eine Wurzel für den Ausbau des Bremer Büchereiwesens.

Seit 1900 nahm der Bremer Goethe-Bund eine hervorragende und kulturpolitisch bedeutsame Stellung in den Bestrebungen um die Erwachsenenbildung in Bremen ein. Die ersten Besprechungen zur Gründung des Bundes fanden auf Einladung von *Emil Brenning* im Octogon des Bremer Künstlervereins statt; am 27. September 1900 wurde der Bund gegründet und am 14. Oktober hielt er seine erste öffentliche Versammlung im Gewerbehaus ab. Vorausgegangen war die Gründung von Goethe-Bünden in Berlin und München; dort hatten sich freiheitlich gesonnene Schriftsteller und Künstler, wie Hermann Sudermann, Max Halbe, Franz Liszt, Friedrich August von Kaulbach u. a., gegen einen

Gesetzentwurf, die sogenannte Lex Heinze, gewandt, in dessen Möglichkeit es lag, Literatur und Kunst der Zensur auszuliefern. Die Goethe-Bünde stellten sich die Aufgabe, alle Angriffe auf die Freiheit des deutschen Kulturlebens abzuwehren und gegen das Mucker- und Banausentum auf dem Gebiete der Kunst und Literatur anzukämpfen. Das war damals nicht allein mehr Sache der bürgerlichen Kreise, sondern auch der um die Freiheit der Kultur kämpfenden Arbeiterschicht. Kunst und Dichtung sollten allen Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht werden; außerdem sollte der Goethe-Bund neue Richtungen und künstlerische Ausdrucksformen unterstützen. Im Gründungsaufwurf hieß es: *Wir wenden uns an alle, die das bildnerische und geistige Schaffen, den höchsten Stolz und die edelste Frucht eines blühenden nationalen Lebens, von erdrückenden Maßregeln gewahrt wissen wollen.*

Viele bedeutende Männer des damaligen geistigen Bremens wurden aktive Mitglieder des Bundes. Wir nennen hier nur: *Albert Kalthoff*, Pastor der Martingemeinde, *Wilhelm Keil*, damals Redakteur der *Weser-Zeitung*, *Franz Diederich*, Redakteur der *Bremer Bürgerzeitung*, *Gustav Pauli*, Direktor der Bremer Kunsthalle, *Fritz Schumacher*, der Architekt und Städtebauer. Den Vorsitz des Bremer Goethe-Bundes führte Emil Brenning von 1900 bis 1903, Albert Kalthoff von 1903 bis 1906, Gustav Pauli 1906, schließlich *Gerhard Hellmers* von 1907 bis 1944. Schon 1901 hatte der Bund sechshundertzweiundsiebzig persönliche Mitglieder und dreizehn angeschlossene Vereine, 1910 2300 persönliche Mitglieder und einundzwanzig angeschlossene Vereine, 1925 6346 persönliche Mitglieder und siebzehn angeschlossene Vereine.

Die ältere Generation der Bremer weiß noch immer begeistert von den kulturpolitischen Kämpfen zu erzählen, die sich auch in vielen Lebenserinnerungen niederzuschlagen beginnen.

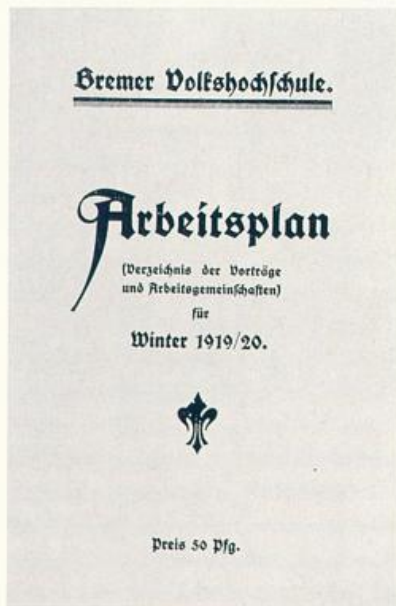
Der Widerstand der freien geistigen Welt hatte bereits vor der Gründung der Goethe-Bünde mit dem Kampf gegen das streng kirchliche Volksschulgesetz begonnen, das der damalige preußische Minister Robert Graf von Zedlitz in den Jahren 1891 und 1892 vergeblich einzuführen versucht hatte. Dieser Widerstand setzte sich fort im Kampf gegen die Umsturzvorlage von 1895, die als Folge von westeuropäischen Attentatsversuchen eingebracht, aber vom Reichstag abgelehnt worden war. Er erstreckte sich mit der Gründung der Goethe-Bünde auf den Gesetzentwurf der Lex Heinze, die auf persönliche Anregung Kaiser Wilhelms II. gegen die «gröbliche Verletzung des Scham- und Sittengefühls» gerichtet war und die schließlich in vier Reichstagslesungen der Jahre 1899 und 1900 ohne Aufnahme des Kunst- und Theaterparagrafen in das Strafgesetzbuch aufgenommen wurde. Die kritische Wachsamkeit der vorwärtsdrängenden freien Geister in den vereinigten Goethe-Bünden protestierte in den folgenden Jahren gegen das Verbot von Denis Diderots Roman «Die Nonne» [eine neue Ausgabe der Übersetzung von 1797 erschien in Berlin 1957], gegen die Verfolgung Maxim Gorkis und seiner Schicksalsgenossen [1906] und gegen das Verbot von Adolf Pauls Komödie «Die Teufelskirche» [1905]. Im Zuge des Kampfes gegen den Dogmatismus setzte sich der Goethe-



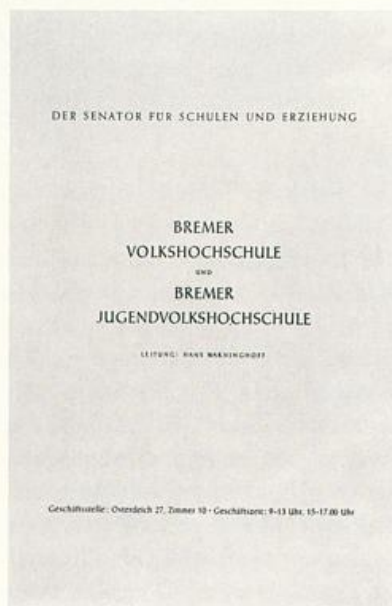
*Pastor Dulon*



Titelseiten zweier Schriften, die sich an die Arbeiterbevölkerung wandten



Erster Arbeitsplan der Bremer Volkshochschule 1919/20.



Erster Arbeitsplan der Bremer Volkshochschule, Herbstsemester 1946.

Bund für den evangelischen Theologen Karl Jatho ein, der ein undogmatisches Christentum vertrat und damals überall in Deutschland wirkte.

Der Kampf des Goethe-Bundes um die geistige Freiheit und Bildung richtete sich auch gegen die kirchlichen Einflüsse in der Schule; auch setzte sich der Bund für die Unentgeltlichkeit des Schulbesuchs, für die Beteiligung der Lehrer an der Verwaltung, für die neuen Ideen des Unterrichts und der Erziehung, für volle Lehrfreiheit an den Universitäten, für eine moderne Strafrechtsreform und immer wieder gegen das Banausentum in der Kunst ein. Mehr noch als der «Befreier» Goethe war damals in Bremen Schiller als der philosophische Begründer der Freiheit im Bewußtsein des Volkes. Ausdruck der damaligen Begeisterung für Schiller blieb die vom Goethe-Bund veranstaltete Feier zu seinem 100. Todestag im Jahre 1905, bei der sich in drei Lokalen Bremens 4200 Menschen zusammenfanden und bei der jeder Besucher die Bauersche Steinzeichnung Schillers als Geschenk erhielt. Die Volks-Schiller-Preisstiftung unter Leitung von Gerhard Hellmers verteilte alle drei Jahre einen Preis für das beste dramatische Werk, der geteilt zum ersten Male an Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann und Richard Beer-Hofmann vergeben wurde.

Wie sehr der Goethe-Bund in den ersten Jahren seines Bestehens durch den kooperativen Anschluß der Vereine das Verständnis für Kunst und Kunsthandwerk bei der Arbeiterschaft zu fördern bestrebt war, geht nicht nur aus Gustav Paulis Vorlesungsreihe «Die Ästhetik der Arbeiterwohnung» [1901] hervor. Hauptaufgabengebiete des Bundes wurden der Ausbau der musikalischen Veranstaltungen, der Theatervorstellungen mit Einführungen für das Verständnis des betreffenden Werkes und mit Einheitspreisen für die minderbemittelten Schichten der Bevölkerung; auch die Forderung der öffentlichen Volkslesehalle ging vom Goethe-Bund aus. Wie eng damals im Goethe-Bund die Zusammenarbeit zwischen der bürgerlich-künstlerischen und der Welt der Arbeiterschaft gewesen ist, hat Gustav Pauli in seinen Lebenserinnerungen [Tübingen 1936, S. 190 ff.] dargestellt. Damals wurde das im zweiten Weltkrieg zerstörte Gemälde des Malers Leopold von Kalkreuth «Der Sommer» der Kunsthalle von der Arbeiterschaft geschenkt. Ein hervorragender Vertreter dieser engen Zusammenarbeit war Friedrich Ebert [1871–1925]. Er führte in einer Bürgerschaftsrede vom 15. Januar 1902 [«Kämpfe und Ziele», Dresden 1927, S. 105 ff.] aus:

*Man hat zwar gemeint, ich sei in einem Irrtum befangen, denn die Arbeiter würden niemals ihre freie Zeit zu ihrer geistigen Fortbildung benutzen, sondern sie höchstens in den Kneipen zubringen, und die Familie würde den Schaden zu tragen haben. Demgegenüber kann ich auf den Goethe-Bund verweisen, der sich hier in Bremen erfreulicherweise gebildet hat. Diese Institution hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Kunst und das Kunstverständnis ins Volk hineinzutragen. Die Veranstaltungen, die der Goethe-Bund zu diesem Zweck unternommen hat, sind vollständig gelungen. Wenn Sie die Volksvorstellungen im Theater besuchen, so werden Sie finden, daß die Besucher zum großen Teil Arbeiterkreisen entstammen, und diese Besucher gehen nicht ins Theater, um*

ihre Toiletten zur Schau zu tragen, oder weil es nun einmal zum guten Ton gehört, ins Theater zu gehen, sondern das Streben nach Bildung treibt die Leute ins Theater. Sie werden deshalb auch finden, daß die Besucher mit den Darstellern seelisch verbunden sind, daß sie sich vertiefen in die Materie des Kunstwerkes. Das Streben nach Bildung ist größer bei dem Arbeiter, als Sie anzunehmen scheinen. Ich weise ferner darauf hin, daß der Goethe-Bund an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen eine Vorstellung hat geben lassen, und bei beiden Vorstellungen waren die Karten vollständig vergriffen. Bei der dritten Wiederholung der Vorstellung, durch den Verein für Volkskunstabende, am nächsten Sonntag waren nach kurzer Zeit schon, ohne daß irgendwelche nennenswerte Reklame erfolgte, ebenfalls sämtliche Karten vergriffen . . . Ich glaube, mit diesen Ausführungen den Nachweis erbracht zu haben, daß in der Arbeiterschaft ein starker Bildungstrieb vorhanden ist. Man darf die Arbeiter nicht nach einzelnen Erscheinungen beurteilen und sagen, die Arbeiter benutzten die freie Zeit nicht in der richtigen Weise, weil man den einen oder anderen Arbeiter in betrunkenem Zustand gesehen hat. Die Leute, die derartiges behaupten, sollten doch so viel Logik besitzen, um sich selbst zu sagen, daß man die Gesamtheit der Arbeiter nicht nach Einzelercheinungen beurteilen sollte. Wenn man sich einmal vor den Ratskeller auf Posten stellen würde, so würde man gewiß oft genug erleben, daß Kaufleute, Juristen u. a. den Keller mit einem Schwips verlassen. Aber es wäre doch eine Ungereimtheit, wenn man nun aus diesen einzelnen Erscheinungen den Schluß ziehen wollte, alle Kaufleute und Juristen wüßten in ihrer freien Zeit nichts anderes zu tun, als sich zu benebeln. Ich bleibe dabei, daß die verkürzte Arbeitszeit in hygienischer, wirtschaftlicher und geistiger Beziehung günstig wirken und die Veredelung des Volkes fördern muß.

Heinrich Schulz, damals Lehrer in Bremen und Vorsitzender des Bildungsausschusses der Sozialdemokratischen Partei, der 1921 Staatssekretär der Kultusabteilung im Preußischen Ministerium des Innern wurde, hatte nach Friedrich Eberts Fortgang aus Bremen [Dezember 1905] als Folger von Karl Marx das Ziel, eine eigenständige Arbeiterbildung zu entwickeln, die sich unbeeinflusst von den bürgerlichen Einrichtungen entfalten sollte. Schulz hielt damals als Antwort auf einen Vortrag des Berliner Nationalökonomen Werner Sombart mit dem Thema «Über den Zusammenhang der wirtschaftlichen Verhältnisse mit der Kunstenwicklung» eine Reihe von Parteiversammlungen ab, die sich mit der Frage der Arbeiterbildung beschäftigten. Schulz versuchte in Auseinandersetzung mit Friedrich Ebert, der für die Arbeit des Goethe-Bundes eintrat, und mit Alfred Henke, Hermann Müller und Wilhelm Pieck eine eigene Arbeiterbildung zu begründen. Das Thema seines Vortrages vom 17. Januar 1905 hieß «Kunst, Wissenschaft und Klassenkampf». Die Resolution, die den Auseinandersetzungen folgte und die einen großen Teil der mit dem Goethe-Bund verbundenen Arbeiterorganisationen von ihm löste, hatte folgenden Wortlaut: *Kunst und Wissenschaft können sich in der bürgerlichen Gesellschaft nicht frei entfalten. Beide sind in ihren Äußerungen in mehr oder weniger deutlich erkennbarer Weise von der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschafts-*

ordnung beeinflusst. Die klassenbewußte Arbeiterschaft muß deshalb bei der Befriedigung ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Bedürfnisse davor auf der Hut sein, daß sie nicht unter der Deckflagge «freier» Wissenschaft und Kunst für die politischen Geschäfte ihrer Gegner mißbraucht wird . . . Der Bildungsausschuß legte daraufhin seine Aufgaben dahingehend fest: Dem Wissensdrange der Arbeiter ist durch Veranstaltungen von Vortragsabenden, von Vortragszyklen, von Unterrichtskursen, durch Anregung des Lesebedürfnisses, durch Vermittlung geeigneter Literatur, durch Exkursionen und auf sonstige passende Weise entgegenzukommen. Im Interesse des ästhetischen Bedürfnisses der Arbeiter sind Theatervorstellungen, Konzerte, Dichterabende, Wanderungen durch Gemäldegalerien, eigene Ausstellungen zu veranstalten, der Erwerb künstlerischer Gegenstände zu vermitteln und entsprechende sonstige Maßnahmen zu treffen. [Vgl. die Darstellung von Heinrich Schulz, «Politik und Bildung – hundert Jahre Arbeiterbildung», Berlin 1931.]

Auch in den folgenden Jahren hatte der Goethe-Bund bei der Durchsetzung einer zeitgemäßen Kunstpolitik die Unterstützung der Arbeiterorganisationen. Ein Beispiel dafür führt Alfred Faust in seinem Aufsatz «Der Anteil des bremischen Arbeiters» [in: «Schaffendes Bremen», S. 197] an: *Es handelte sich um die Erwerbung von van Goghs «Mohnfeld» im Jahre 1911 durch Gustav Pauli für die Bremer Kunsthalle. In einer öffentlichen Volksversammlung im größten Saale Bremens waren die Arbeiter in Scharen herbeigeeilt, um Pauli gegen seine reaktionären Widersacher zu verteidigen, die die moderne Kunst- richtung demagogisch bekämpften.* Nach heftigen Auseinandersetzungen siegte Gustav Pauli, dem Alfred Lichtwark, der Direktor der Hamburger Kunsthalle, und G. F. Hartlaub, später Direktor der Mannheimer Kunsthalle, zur Seite standen, mit Hilfe der organisierten Bremer Arbeiterschaft über Rückschritt und Banausentum.

Aus den Erkenntnisbemühungen kleiner gebildeter Kreise gingen die ersten Anstöße zur Erwachsenenbildung in Bremen hervor. Zögernd und vorsichtig wurden die erarbeiteten Erkenntnisse wiederum kleineren Kreisen zugänglich gemacht. Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zeigen diese Bemühungen bereits einen starken kulturpolitischen Aspekt; die Notwendigkeit, die ärmeren Schichten der Bevölkerung zu bilden, wird von der Oberschicht erkannt; die mittleren und unteren Schichten gründen selbst Bildungsvereinigungen, verbinden sie mit politischen Forderungen, die von Bremens gebildeter Welt zunächst abgewehrt werden. Im Geschichtsverlauf des 19. Jahrhunderts setzen sich die Forderungen der Arbeiterbildung mit Hilfe und auch gegen alle Widerstände des liberalen Bürgertums auch in Bremen durch. Eine Zahl von Vereinigungen und Institutionen hat sich im Kampf um die Freiheit der Bildung für alle in den beiden Jahrhunderten behauptet; andere verkümmerten oder versanken in Unbedeutendheit.

Seitdem arbeiten alle verantwortlichen Menschen an der Aufgabe, die Spaltung unseres Volkes in «zwei Bildungsvölker» wirklich aufzuheben und, bei allen

Sonderbedingungen wissenschaftlicher Arbeit, auch die Kluft zwischen wissenschaftlicher Forschung und Erziehung geistig und menschlich zu schließen. Wissenschaft und Leben müssen für *alle* Menschen unseres Volkes in *einen* geistigen Zusammenhang gebracht werden. Seinen Fähigkeiten entsprechend muß jeder an ihren Erkenntnissen teilnehmen können. Die Minderzahl der theoretisch Begabten muß eng mit der Mehrzahl der praktisch Begabten zusammenarbeiten lernen. Aus dieser Zusammenarbeit allein kann jene Solidarität des Umganges erwachsen, die unser Zeitalter erfordert.

In vielfacher Weise berühren sich heute auch in Bremen die vom Staate gleichermaßen geförderten öffentlichen Bildungsbemühungen wissenschaftlicher Vereinigungen wie die Wittheit und die ihr angeschlossenen Forschungsgesellschaften mit denen der Volkshochschule und der mit ihnen verknüpften verwandten Kulturinstitute. Die Hauptdaten der Geschichte der beiden umfassenden Organisationen haben Kurt Weingärtner [«Die Wittheit zu Bremen», 1952] und Karl H. Schwebel [«Kunst und Wissenschaft in Bremen», 1953] dargeboten. Die Bemühungen um die Gründung einer Volkshochschule in Bremen sollen im folgenden noch kurz dargestellt werden.

Den frühesten Versuch, eine Volkshochschule in Bremen zu errichten, unternahm in den Jahren 1911 und 1912 Alfred Faust, damals Reklamechef und Leiter der Literarischen Abteilung der Kaffee Hag. Zur gleichen Zeit hatte er die literarische Zeitschrift *Die Guldenkammer* in den «Verlag Kaffeehag» übernommen. Ein ausgedehnter Briefwechsel mit der «Humboldt-Akademie» in Berlin und anschließend mit der «Berliner Freien Volkshochschule» hatte zum Ziel, ein Zweiginstitut der einen oder der anderen Volkshochschule auch in Bremen zu errichten. Die Bemühungen scheiterten zunächst an der Finanzierung. Der hereinbrechende erste Weltkrieg machte bald darauf alle Ansätze und Pläne zunichte.

Ein zweiter Versuch, in Bremen eine Volkshochschule zu begründen, die sich den Namen «Freie Hochschule Bremen» geben wollte, wurde im Jahre 1916 von *Franz Thieß* und *Klaus Albrecht* unternommen. Hier wurde zum ersten Male an die skandinavische Tradition angeknüpft, und das, was uns heute als selbstverständlich erscheint, wurde damals in Bremen zum ersten Male verkündet: *In Dänemark bildete sich vor Jahren eine Bewegung, die dem Volke einen Anteil an den Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit sichern wollte. Sie führte zur Errichtung sogenannter Volkshochschulen, die überall im Lande entstanden und auf denen in populärer Form das Landvolk mit den Fortschritten der Wissenschaft vertraut gemacht wurde. Von Dänemark aus hat sich diese Einrichtung über ganz Skandinavien verbreitet, und auch in Deutschland haben wir seit längerer Zeit Ansätze zu ähnlichen Einrichtungen.* [Bremer Tageblatt vom 25. Januar 1916, Nr. 24.] Aufschlußreich für diesen Versuch sind die Zweifel des Journalisten, der jene Zusammenkunft im *Bremer Tageblatt* besprochen hat: *Ob sich die Popularisierung der Wissenschaft erreichen lasse, scheint uns nach dem, was wir dort hörten, immerhin einigermaßen fraglich zu sein. Um Wissenschaft in populärer Form lehren zu können, dazu gehört eine durchaus sichere*

*Beherrschung des Stoffes, ein bis in die kleinste Einzelheit durchgebildetes Wissen und eine gereifte Erfahrung . . . Die nicht gerade zahlreiche Versammlung konnte denn auch zum Teil nur mühsam ihre Enttäuschung über das Dargebotene verbergen. [Bremer Tageblatt vom 22. Januar 1916.]*

Der dritte Versuch, nach dem ersten Weltkrieg eine Volkshochschule in Bremen zu begründen, ging von *Emil Felden* mit seinem « Entwurf zur Gründung einer Volkshochschule in Bremen » aus, den die Bremer Senatsakten enthalten. In diesem Entwurf heißt es: *Einen empfindlichen Mangel an Bildungsgelegenheit bedeutet für die bremische Bevölkerung, vor allem für die Arbeiterschaft, das Fehlen einer Volkshochschule. Die meisten größeren Städte, auch solche, die eine geringere Einwohnerzahl als Bremen haben, sind im Besitz solcher Volkshochschulen, die segensreich wirken und von niemandem mehr gemißt werden möchten. Neuerdings hat der Kultusminister Konrad Haenisch in Berlin alle größeren Orte zur Gründung von Volkshochschulen aufgefordert . . . Will Bremen anderen Städten gegenüber nicht ins Hintertreffen geraten, so muß es mit der Gründung einer Volkshochschule ernst machen.*

Noch von einer anderen Seite wurde damals die Gründung einer « Volks- und Soldatenhochschule » in Bremen gefordert. Das Muster bildete der Versuch einer solchen Einrichtung in Osnabrück. Als Zweck formulierte ihr Programm *die Festigung der politischen und wirtschaftlichen Einsicht unter Außerachtlassung jeder politischen Parteinahme sowie die Ausbildung von Rednern.* Der merkwürdige Entwurf, der von dem Reichswehr-Gruppenkommando V Berlin mit dem Datum vom 19. April 1919 gezeichnet ist und in Verbindung mit der « Zentrale für Heimatdienst » stand, entwickelte aus der damaligen politischen Situation ein erstes Programm, das für Soldaten einerseits und für Arbeiter und Angestellte andererseits eine elementare und geistige Orientierung geben sollte. Das Angebot für die Soldaten enthielt folgende Themen: Die Kunst der Rede, Staatsformen und ihre Entwicklung, Was ist Sozialisierung?, Wirtschaftsformen und Wirtschaftskämpfe, Die Wehrmacht im neuen Staat, Siedlungsfragen. Ähnlich lauteten die Themen für die Arbeiter und Angestellten. Auch dieser Versuch scheint keine Folge gehabt zu haben. Danach veranstalteten Wilhelm und Wera Tideman im Jahre 1919 literarische Privatkurse, an denen alle geistig interessierten Kreise, Senatoren, Pastoren, Lehrer, Künstler usw. teilnahmen. Sie fanden in den Räumen des Frauenclubs im Fedelhören statt. Später nannte sich dieser Kreis Montagsgesellschaft und Neue Vortragsgesellschaft.

Die erste Volkshochschule wurde schließlich in Zusammenhang mit der Gründung des Bundes für niedersächsische Volkshochschulen Ende 1919 auch in Bremen gegründet. Sie hatte ihr Büro in der Zweiten Schlachtpforte 7. Zu ihren Gründern gehörten die damaligen Oberlehrer *Richard von Hoff* und *Gustav Dehning*, *Freiherr von Rössing*, der Schriftleiter *Hans Pfeiffer* [Zeitschrift *Niedersachsen*] und der Kunstmaler *Ernst Müller-Scheeßel*. Der Schriftführer des Bundes war *Hanns Meyer*, sein Büro in der Bleichenstraße 22. In ihrem Programm für den Winter 1919/20 heißt es: *Die Bremer Volkshochschule wendet sich an alle Volksgenossen beiderlei Geschlechts ohne Rücksicht auf Stand, Par-*

*tei oder Bekenntnis.* Die Eröffnungsfeier fand am 2. November 1919 im Gewerbehause, die Eröffnung des ersten «Lehrgangs» im Saal des Fruchthofs, Breitenweg, statt. Gemessen an der heutigen Ausdehnung der Bremer Volkshochschule handelte es sich damals um ein bescheidenes Programm, das sich vorwiegend auf Heimatkunde, Geschichte und Kulturgeschichte, deutsches Schrifttum, Unterricht und Erziehung, deutsche Philosophie und Weltanschauung, Kunst und Kunstgewerbe, Volkswirtschaft und Bürgerkunde, schließlich auf Naturwissenschaften und Völkerkunde erstreckte. Richard von Hoff versuchte in seiner Schrift «Die Niedersächsische Volkshochschule» [Bremen 1919] im Anschluß an die Gedankengänge Grundtvigs die Liebe zum Vaterland und zur vaterländischen Geschichte neu zu erwecken. Die Volkshochschule stelle sich nach ihm das Ziel, «den Riß zwischen ‚Gebildeten‘ und ‚Ungebildeten‘ zu schließen». Seine Vorstellungen «zur Pflege des heimischen Volkstumes» und sein Kampf gegen das «wahllose Durcheinander» des Vortragsangebots suchten eine Lösung in der «völkischen Grundlage» der Volkshochschulen, die sich in der Folge als so unheilvoll erweisen sollte. Diese Volkshochschule konnte am 7. Oktober 1928 im Festsaal der Oberrealschule ihr zehnjähriges Bestehen feiern. Sie hat bis zum Jahre 1933/34 ihre Arbeit fortgesetzt und zählte damals fünf- unddreißig Mitarbeiter. Mit einem Schreiben vom 21. September 1935 löste Richard von Hoff als nationalsozialistischer Senator für das Unterrichtswesen den Verein Bremer Volkshochschule e. V. auf: *Die Bremer Volkshochschule – heißt es in dem Schreiben – die seit ihrer Gründung durch Herrn Senator Dr. von Hoff unmittelbar nach Beendigung des Weltkrieges bestrebt war, in einer Zeit der Mutlosigkeit und politischen Zersplitterung die in Volkstum und Heimat ruhenden völkischen Aufbaukräfte zu wecken und zur inneren Erneuerung Deutschlands wirksam zu machen, ist seit Oktober 1934 dem Kreisbildungsamt der NSDAP angegliedert.*

Am 25. Juni 1946 teilte *Christian Paulmann* in der Bremer Bürgerschaft den Wunsch der Militärregierung mit, das Volkshochschulwesen in Bremen wieder aufzubauen. Die Vorbereitungen für die Gründung der Jugendvolkshochschule hatte *Hans Warninghoff* schon in den vorausgegangenen Monaten getroffen. Der *Weser-Kurier* vom 29. Juni 1946 veröffentlichte das erste von Hans Warninghoff erarbeitete Programm für die Jugendvolkshochschule. An diesem ersten Programm arbeiteten mit: *Hans Alfken, Karl Bader, Heinrich Billhardt, Dr. Günter Busch, Felix v. Eckardt, Dr. Finke, Dr. Grete Henry, Hermann Lücke, Irmgard Rasch-Enderle, Werner Riecke, W. Romberg, Diedrich Steilen, Heinz Vasmer, Anne Witte* und *Hinrich Wulff*. Hans Warninghoff leitete die Volkshochschule von der Neugründung im Frühjahr 1946 bis zum Frühsommer 1947. Am 5. Oktober 1946 fand die Eröffnungsveranstaltung im Festsaal des Rathauses statt. Auf dieser Eröffnungsveranstaltung sprach *Christian Paulmann* über Volkshochschularbeit und ihr Verhältnis zur Demokratie; *Colonel Crabill* über Bildungsarbeit und Wachstum; *Erich Keddy* las aus Briefen von Goethe und Schiller über das Verhältnis von Geist und Umwelt vor. Von dieser Zeit an begann die umfassende, durch mancherlei Krisen be-

stimmte Aufbauarbeit der Bremer Volkshochschule nach dem zweiten Weltkriege. Die Leitung der Volkshochschule lag nach der Begründung von Hans Warninghoff nacheinander in den Händen von *Friedrich Peimann* [1947 und 1948], *Albert Schulz* [1949 bis 1. Mai 1954], der seit 1951 von *Wilhelm Blanke* unterstützt wurde. Seit dem 1. Mai 1954 bis zur Übernahme seiner Professur für Pädagogik an der Freien Universität Berlin am 1. November 1956 leitete *Fritz Borinski*, von der Heimvolkshochschule Jagdschloß Göhrde kommend, in der er vorwiegend die politische Bildungsarbeit förderte, die Bremer Volkshochschule. Sein Nachfolger wurde *Günter Schulz*, ein Schüler Fritz Klatts und Kurt Breysigs, der vorher die Volkshochschulen in Heidelberg und Mannheim geleitet hatte. Bald nach der Begründung der Bremer Volkshochschule rief *Wilhelm Dening* im November 1946 als Zweigstelle die Volkshochschule Bremen-Nord ins Leben, wenig später folgte die Gründung der Zweigstelle Habenhausen durch *Ernst Bosecker*.

In den ersten zehn Jahren nach der Neubegründung der Arbeit stand die Bremer Volkshochschule von Zeit zu Zeit im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion. Bemerkenswerte Stadien des Aufbaues waren: Die am 13. Januar 1950 gegründete Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung, die eine Dachorganisation aller in der freien Volksbildung tätigen Verbände und Institute zu bilden versuchte. Sie gab auch eine Zeitschrift *Zusammenarbeit* heraus, von der fünf Hefte erschienen sind. Hauptträger dieser Bemühungen waren Hermann Lücke und Hans Hinrich Flöter. Diese Bemühungen um einen engeren Zusammenschluß wurden mehr oder weniger von den Landesverbänden des Deutschen Volkshochschul-Verbandes übernommen und zu einer größeren Einheit gebracht. In der Versammlung der Bürgerschaft vom 6. Dezember 1951 waren die Bildungsbestrebungen der Volkshochschule nochmals Gegenstand von Erörterungen. Damals drückte Bürgermeister Wilhelm Kaisen aus, daß die Volkshochschule einer pfleglichen Behandlung bedürfe und daß es darauf ankomme, vor allem der heranwachsenden Generation und ihren geistigen Kräften mehr Beachtung zu schenken. Bürgermeister Theodor Spitta ergänzte Wilhelm Kaisens Äußerungen mit der alten klassischen Formulierung, daß Zweck und Ziel aller pädagogischen Bemühungen und Arbeit die Würde des Menschen und der menschlichen Persönlichkeit bleiben müsse. Ein Schreiben des Senators für das Bildungswesen Willy Dehnkamp vom 13. März 1952 entschied endgültig über die Zugehörigkeit der Volkshochschule zum Ressort des Senators für das Bildungswesen. Seitdem ist die Volkshochschule ein selbständiges Referat, das unmittelbar dem Senator untersteht. Am 18. September 1955 eröffnete die Volkshochschule ihr zehntes Arbeitsjahr, in dem durch die Vorträge von H. de Vos, Groningen, Erich Wende, Stuttgart, und Theodor Pfizer, Ulm, Gegenwartsfragen der Erwachsenenbildung dargestellt wurden. Der Erwachsenenbildung den angemessenen Ort im Rahmen aller Schul- und höheren Schulbildung und im Rahmen der Fach- und Hochschulen zu sichern, ist seitdem das kulturpolitische Ziel wie aller deutschen, so auch der Bremer Volkshochschule.

Mit ihrem Hauptplan, der die Gebiete Weltkunde und Weltsprachen, die Welt des Menschen und die Welt des Glaubens, die musische, die geschichtliche, die soziale und die Welt der modernen Naturwissenschaften umfaßt, mit den Sonderplänen der Jugendvolkshochschule, des Jungen Kreises, der Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Leben und für Bremen-Nord setzt die Volkshochschule in einer sich rasch verandelnden industriellen Welt die Arbeit früherer Generationen fort. Die Aufgaben, die die politische Bildung stellt, stehen dabei an erster Stelle. Sie gründen sich auch in der Volkshochschule, wie Wilhelm Kaisen in seiner Regierungserklärung vom 20. Januar 1960 ausführte, auf den festen Vorsatz, *unermüdlich für den Rechtsanspruch Deutschlands auf seine Einheit und Freiheit auf Grund des Selbstbestimmungsrechts einzutreten und auch in schier hoffnungslosen Zeiten nicht von diesem Ziel zu lassen. Und so mitzuarbeiten an der Wiederherstellung Deutschlands im Rahmen einer neugeordneten, gerechten, freien und friedlichen Welt.* Ihre Aufgabe ist eine politische Bewußtseinsbildung, die allen zerstörerischen Kräften Widerstand leistet. Ihre weitere Aufgabe sieht die Volkshochschule darin, alle die Einsichten der modernen Seelen- und Menschenkunde in die Bereiche der Erziehung und der Lebensführung umzusetzen und Einblicke in den Stand der Natur- und Geisteswissenschaften zu geben, die ein neues Bild von der Erde formen und der Gestaltung vorurteilsfreier menschlicher Beziehungen dienen.

Hans Wegener

Die Bremer Bibliotheken

Professor Johannes Hipstedt kündigte auf einem Flugblatt die Eröffnung einer Stadtbibliothek unter seiner Leitung für den 7. November 1660 an. Es war dies nicht die erste Bibliothek in Bremen, auch nicht die erste, die, theoretisch wenigstens, jedermann zugänglich sein sollte. Schon im Jahre 1534 hatte der Rat der Stadt, der Weisung Luthers folgend, eine protestantisch-theologische Bibliothek, die spätere Kirchenbibliothek, eingerichtet. Seit 1620 besaß das Gymnasium illustre eine Büchersammlung, und schließlich verfügte der Rat selbst über eine durch Erbschaft und Schenkung zusammengekommene eigene Bibliothek, die er 1628 über der Güldenammer im Rathaus aufstellte.

Als sich dann im Jahre 1646 die Möglichkeit bot, die vor den Wirren des Krieges nach Bremen ausgelagerte große und wertvolle Bibliothek des berühmten Rechtsgelehrten *Melchior Goldast von Heiminsfeld* zu erwerben, beschloß der Senat, diese Sammlung zusammen mit der Bibliothek des Rates und des Gymnasiums als öffentliche Stadtbibliothek in dem ehemaligen Kloster der schwarzen Mönche aufzustellen, so wie es früher schon Hamburg, Lübeck und viele andere protestantische Städte getan hatten. Zwischen Beschluß und Ausführung lagen allerdings vierzehn Jahre. So lange brauchte man, um die wenigen Tausend Bände zu ordnen. Warum auch sollte man sich beeilen! Man gründete in dieser Zeit Stadtbibliotheken, nicht weil die Bürger danach verlangten, sondern weil nun einmal eine Stadt, die etwas auf sich hielt, eine Bibliothek haben mußte. Die Kaufleute und Handwerker lasen nur Bibel und Gebetbuch und die Professoren, Juristen und Pastoren hatten meist eigene Bibliotheken. Es genügte also völlig, wenn die neugegründete Bibliothek nur alle vierzehn Tage am Mittwochnachmittag zwei Stunden dem Publikum geöffnet wurde, denn die Zahl derer, die in Bremen nach Büchern verlangten, war sehr klein.

Diese Büchersammlung, die im wesentlichen der Zufall zusammengebracht hatte, war alles andere als eine brauchbare Bibliothek. Einige Fächer waren zwar gut vertreten, z. B. die Rechtswissenschaft, aber von anderen gab es kein einziges Buch. Im ganzen gesehen, war die Bibliothek schon veraltet, als sie gegründet wurde, und da der Rat der Stadt versäumt hatte, ihr einen ausreichenden Etat mit auf den Weg zu geben, war es den Bibliothekaren nicht möglich, sich auf dem laufenden zu halten oder gar die Lücken zu ergänzen. Zweihundert Jahre vegetierte sie so als Torso dahin, vermehrt durch gelegent-

liche Stiftungen oder Erbschaften, Stadtbibliothek und zugleich Raritätenkabinett, zuweilen besucht von durchreisenden Gelehrten, die nicht viel Rühmendes zu berichten hatten, und von den Bremern selbst nur wenig benutzt. Als dann im Zuge der Aufklärung der große Lesehunger kam, wohl vorbereitet durch die stark angewachsene Zahl der Zeitschriften und Zeitungen, da war es der Stadtbibliothek natürlich völlig unmöglich, die Wünsche der Leser zu erfüllen. Sie öffnete nun zwar jeden Mittwochnachmittag zwei Stunden lang ihre Pforte, aber da der Etat nicht vermehrt wurde, konnte nur ein Bruchteil der Neuerscheinungen gekauft werden; gerade diese neue Literatur aber wurde verlangt. Das war in anderen Städten ebenso, und dort wie in Bremen griffen die wissensdurstigen Leser zur Selbsthilfe und gründeten Lesezirkel. In der Festrede zur Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Senators Deneken berichtet Bürgermeister *Smidt* vom Jahre 1785: *Mit dem Museum [damals noch physikalische Gesellschaft genannt] hatte ein geselliges Streben für Wissenschaft und Kunst rühmlichst begonnen. Aber Lesezirkel waren noch wenige vorhanden, Leihbibliotheken kannte man nicht.*

Sechs Jahre später konnte man in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung folgenden Satz lesen: *Zur Charakteristik von Bremen, das seit dem magnetischen Unfug auswärts etwas verschrien ist, gehört wohl, daß ich hier sechsunddreißig verschiedene große und kleine Lesegesellschaften in allen Fächern und in mancherlei Sprachen gefunden habe.* In einer Stadt von noch nicht 30 000 Einwohnern sind sechsunddreißig Lesegesellschaften eine beachtliche Zahl. Wir kennen sie nicht alle. Von einigen, z. B. der 1803 gegründeten Gesellschaft «Erholung», die bis 1866 bestand, wissen wir, daß sie eigene Bibliotheken besaßen. Die meisten jedoch verkauften ihre Bücher, wenn alle Mitglieder sie gelesen hatten, um von dem Erlös neue anzuschaffen. Wenn in einer Zeitungsanzeige eine Lesebibliothek mit 2060 Bänden «der besten und neuesten Englischen, Französischen und Teutschen Bücher» angeboten wurde, beweist dies, daß solche Bibliotheken, die ja nur aktuelle Literatur enthielten, nicht unbedeutend waren. Wichtiger noch als die Lesezirkel waren die wissenschaftlichen Gesellschaften. Sie haben alle eine Bibliothek eingerichtet. Die älteste war wohl die 1748 gegründete «Deutsche Gesellschaft» mit dem Zweck: «sich in deutscher Beredsamkeit und Dichtung zu üben und den eigenen Geschmack zu bilden». Nach Auflösung der Gesellschaft im Jahre 1793 wurden ihre Bücher der Stadtbibliothek übergeben und dort noch bis zum Jahre 1834 weiter ergänzt.

Die wichtigste Gesellschaft, weit über Bremen hinaus bekannt, war die «Gesellschaft Museum», 1775 begründet und heute noch im «Club zu Bremen» fortbestehend. Ihr Ziel war, «gemeinnütziges» Wissen zu erwerben und zu verbreiten. Dazu gehörte auch, und dies an erster Stelle, die Einrichtung einer möglichst großen Bibliothek. Schon 1798 zählte der Katalog über 7000 Titel auf. Im Jahre 1839 war die Bibliothek mit 39 000 Bänden größer als die Stadtbibliothek, in deren Beständen sich zudem noch eine Menge veralteter Literatur befand, so daß man die beiden eigentlich gar nicht vergleichen kann. Schließlich reichten die Räume nicht mehr aus, die Büchermassen zu fassen, und man

gab 1875 rund 13 000 Bände meist naturwissenschaftlicher Literatur an die Stadtbibliotheken in Bremen und Bremerhaven ab, und als im Jahre 1912 es wieder einmal an Platz fehlte, wurde die Bibliothek bis auf 4042 der wertvollsten und wichtigsten Werke verkauft. Dieser Rest, mit dem Zuwachs der folgenden Jahre, soweit er den zweiten Weltkrieg überdauert hat, wurde 1951 vom « Club zu Bremen » der Staatsbibliothek geschenkt.

Eine beachtliche medizinische Bibliothek hatte der 1821 gegründete « Ärztliche Verein » gesammelt und sie, als es auch hier an Platz fehlte, 1865 der Stadtbibliothek überwiesen, und schließlich verdient der « Kaufmännische Verein Union von 1801 », der für seine rasch anwachsende Bibliothek sogar gedruckte Kataloge mit vielen Nachträgen herausgab, erwähnt zu werden. Für diejenigen aber, die nicht Mitglieder von Lesezirkeln und wissenschaftlichen Gesellschaften waren und doch auch lesen wollten, entstanden nun Leihbüchereien. Der Buchhändler Huntemann hatte 1791 als erster Bücher ausgeliehen. Neun Jahre später zählte seine Leihbücherei schon 4000 Bände. Seinem Beispiel folgten andere, nicht nur Buchhändler. Es gab darunter Lotteriekollekteure, Weinhändler, Textilkauflleute und sogar einen Doktor der Philosophie, Daniel Braubach, der später als Lehrer an der Navigationsschule erfolgreich wirkte. Um das Jahr 1800 war die Zahl der Leihbüchereien auf zehn angewachsen. Karl Th. Oelrichs urteilt über sie in einem Artikel in dem *Politischen Wochenblatt für die Freie Hansestadt Bremen* [20. Mai 1832]: *Leihbibliotheken und Lesegesellschaften endlich haben zwar das Verdienst, daß sie nach der jedesmaligen Mode dem Leser sofort das Neueste liefern und daß sie, obgleich keine öffentlichen Anstalten zu nennen, durch ihre leichte Zugänglichkeit doch eine gewisse Öffentlichkeit an sich tragen.* Zählt man die Bestände dieser Gesellschafts- und Leihbüchereien zusammen, dann zeigt es sich, daß am Ausgang des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Bremer Lesern eine sehr beachtliche Menge an Lesestoff zur Verfügung stand.

Alle diese Bibliotheken aber verdanken ihr Entstehen privater Initiative, und der Rat der Stadt betrachtete den Lesehunger seiner Bürger auch als eine durchaus private Angelegenheit. Er dachte nicht daran, diesen Bildungshungrigen zu helfen, indem er der Stadtbibliothek die erforderlichen Mittel bewilligte, um die Bücher kaufen zu können, die jetzt so stürmisch verlangt wurden. Er sah auch nicht, daß hier eine Möglichkeit gegeben war, mit dem Lesestoff, den man für sie bereithielt, die Leser zu lenken, zu erziehen und zu fördern. Die neue geistige Situation, herausgewachsen aus den Ideen der Aufklärung, bereitete dem Rat Unbehagen, Konsequenzen hat er daraus nicht gezogen. Bis 1863 stieg der Jahresetat der Stadtbibliothek ganz langsam in einem grotesken Verhältnis zum Anwachsen der Bücherproduktion auf fünfhundert Taler; die Hamburger Stadtbibliothek konnte in der gleichen Zeit über zweitausend Taler verfügen. Es blieb nicht aus, daß die Bibliothek, so dürftig ausgestattet, sehr bald den Anschluß verlor und zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsank. Auch als immer mehr Stimmen gegen die Niveaulosigkeit der Lesebibliotheken und Leihbüchereien laut wurden, sah der Senat keinen Grund einzugreifen. Der

Vorschlag, den der Stadtbibliothekar *Prof. Heinrich Rump* 1817 machte, der Stadtbibliothek ausreichende Mittel zu geben, um das « Gute als Gegengewicht gegen das Schlechte anzubieten », wurde nicht beachtet. Wenn man die wenigen Leihbücherkataloge studiert, die sich erhalten haben, muß man feststellen, daß die Masse der dort angeführten Bücher Kolportageliteratur ist, Ritter-, Räuber- und Gespensterromane. Freiherr von Knigge hatte gar nicht so unrecht, wenn er 1793 schrieb, daß diese Art Literatur « die Köpfe, die Phantasie und Herzen der jungen Leute verschraubt ». Kolportage las die Masse der Leser zur gleichen Zeit, in der die großen Werke der Klassiker geschrieben wurden.

Immerhin, man las. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts lasen sogar die Frauen, was bis dahin unerhört war, und in Bremen konnte man im Jahre 1800 sechs- unddreißig Lesegesellschaften, zehn Leihbüchereien, ein Dutzend Buchhandlungen und, nicht zu vergessen, nun auch bei den Kaufleuten und nicht nur bei den Gelehrten, zahlreiche Privatbibliotheken zählen. Die öffentlichen Bibliotheken hatten daran keinen Anteil.

Die Besetzung der Stadt durch die Franzosen in den Jahren 1806 bis 1813 und die Kontinentalsperre, die den Seehandel vernichtete und den Bürgern Armut und Not brachte, hatten dieser Entwicklung ein rauhes Ende bereitet. Die Lesegesellschaften, der Besatzungsmacht verdächtig und deshalb häufig verboten, lösten sich eine nach der anderen auf. Die Leihbüchereien kamen unter Kontrolle, und viele fanden es ratsamer, ihre Bücherei zu schließen, als mit der französischen Justiz zusammenzustoßen. Wenige wissenschaftliche Gesellschaften blieben und versuchten, möglichst unbemerkt von den Franzosen, ein verborgenes Dasein zu fristen. Als endlich die Stunde der Befreiung schlug, hatte man andere Sorgen als Lesen und Lernen. Die Franzosenzeit war gewiß eine scharfe Zäsur gewesen, aber der Leseifer, der in Bremen um die Jahrhundertwende seinen Höhepunkt erreicht hatte, wäre auch wohl ohne die politischen Ereignisse erloschen.

Das Schwergewicht des Interesses hatte sich inzwischen verschoben, in Bremen ebenso wie in den anderen Städten. An die Stelle der Literatur waren die bildenden Künste, die Musik und das Theater getreten. In diesen Bereichen kam es zu neuen Vereinsgründungen. Als erster entstand im Jahre 1807 der « Verein für Winterkonzerte », 1825 « Gesellschaft für Privatkonzerte » und seit 1895 die « Philharmonische Gesellschaft » genannt; 1815 bildete sich zunächst unter dem Namen « Singakademie » der spätere « Philharmonische Chor »; 1856 wurde der « Künstlerverein » und im gleichen Jahre die Gesellschaft « Comedia buffa » gegründet. Keine dieser Vereinigungen besaß, wenn man von der unbedeutenden Notensammlung der Philharmonischen Gesellschaft absieht, eine Bibliothek. Die einzige öffentliche Bibliothek um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert war die immer noch schlecht ausgestattete und rückständige Stadtbibliothek. Das änderte sich erst, als im Jahre 1863 *Johann Georg Kohl* ihre Leitung übernahm. Seiner Energie gelang es, zunächst einmal den Etat zu verdoppeln. Das war zwar nicht genug, um alte Schäden der Vergangenheit auszumerzen, aber es konnten doch die größten Lücken gefüllt werden.

Mindestens ebenso wichtig wie die Etatserhöhung war aber, daß er eine gut funktionierende Bibliotheksverwaltung schuf und einen neuen, brauchbaren Katalog aufbaute, das notwendige Fundament, auf dem die Bibliothek nun weiter wachsen konnte. Als er im Jahre 1878 starb, war aus dem Bücherhaufen im Katharinenkloster, in dem nicht einmal die Werke Goethes zu finden waren, eine wohlgeordnete Bibliothek geworden, mit der dreifachen Zahl von Bänden und zehnmal stärkerer Benutzung. Mit Kohl begann für die Stadtbibliothek eine neue Ära ihrer Geschichte. Was er aus ihr gemacht hat, ist erstaunlich. Leider konnte er nicht alles durchsetzen, was er plante. Das in anderen Ländern längst eingeführte Pflichtexemplargesetz wurde ihm nicht zugestanden, mit dem Ergebnis, daß uns heute für die Stadtgeschichte nicht unwichtige kleinere Bremer Schriften und Zeitungen fehlen, die es natürlich nirgendwo mehr gibt. Er versuchte, einen Bremer Zentralkatalog aufzubauen und gründete zu diesem Zweck eine Vereinigung Bremer Bibliotheken; diese sollten ihre Bestände melden, um sie in einem Zentralkatalog der Allgemeinheit zugänglich zu machen, aber auch dieses Unternehmen schief nach einiger Zeit infolge mangelnder Teilnahme ein. Gerade in den Jahren, in denen Kohl die Bibliothek leitete, führte ein neuerwaches Interesse an den Wissenschaften zur Gründung neuer wissenschaftlicher Gesellschaften: 1862 der Historischen Gesellschaft und zwei Jahre später des Naturwissenschaftlichen Vereins, um die wichtigsten zu nennen. Diese neuen Vereinigungen hatten zwar den Ehrgeiz, eigene Bibliotheken einzurichten; aber mit den wachsenden Beständen wuchsen auch die Schwierigkeiten der Unterbringung und Verwaltung, so daß es für Kohl, der mit seinem Etat doch nicht alles kaufen konnte, was seiner Bibliothek fehlte, nicht allzu schwer wurde, durch geschicktes Verhandeln die Bibliotheken des Naturwissenschaftlichen Vereins, der «Historischen Gesellschaft», die naturwissenschaftliche Bibliothek der «Gesellschaft Museum», des «Ärztlichen Vereins» und die Reste der Dombibliothek für die Stadtbibliothek zu gewinnen. Dem Beispiel der Vereine folgte auch nach Kohls Tod eine Reihe von Privatleuten, die ihre Bibliotheken der Stadtbibliothek vermachten oder schenkten. So kamen die großen Bibliotheken der Richter Heineken und Albert Hermann Post, die von Dr. Schleiden, der Rest der Olberssammlung, die Bibliothek des Prof. Delius und andere in das Katharinenkloster.

Diesem großen Zuwachs waren die Räume der Stadtbibliothek aber sehr bald nicht mehr gewachsen. In drangvoller Enge schien ersticken zu müssen, was Kohl und nach ihm Heinrich Bulthaupt so großartig aufgebaut hatten. Inzwischen wußten aber die Bremer, was aus ihrer kleinen verschlafenen Stadtbibliothek geworden war. Der Rat der Stadt hatte ihre Wichtigkeit erkannt, und schon im Jahre 1885 begann der Senat, sich mit den Raumnöten der Bibliothek zu beschäftigen. Im nächsten Jahre legte die Baudeputation den Plan für einen Neubau vor, der von der Bürgerschaft gegen den Wunsch des Senats bewilligt wurde. Schließlich stimmte der Senat im Jahre 1889 dem Neubau zu, der am 2. Mai 1896 eingeweiht wurde. In dem neuen Haus am Breitenweg hatte die Bibliothek nun endlich den Raum, den sie brauchte. Ein großer Lesesaal stand

zur Verfügung, ausreichende Arbeitsräume waren vorhanden, und das Magazin, eines der modernsten seiner Zeit, bot Platz für den Bücherzuwachs von Jahrzehnten. Alle Möglichkeiten für eine fruchtbare Arbeit waren gegeben, wenn nur der Etat den Anforderungen der Zeit entsprochen hätte, aber man hat die viel zu kleinen Mittel der Bibliothek nur um einen geringen Betrag erhöht. An diesem Mißverständnis zwischen Aufgabe und Etat, zwischen Müssen und Können hat sich bis heute wenig geändert.

Die Stadtbibliothek hatte sich als wissenschaftliche Bibliothek weiter entwickelt. An schöngeistiger Literatur konnte nur das Allernotwendigste gekauft werden, und das reichte nicht aus, um den um die Jahrhundertwende sich von neuem regenden Lese- und Bildungshunger zu stillen. Dieses Mal aber kam es nicht zur Bildung von Lesegesellschaften wie hundert Jahre zuvor, sondern man gründete 1901 eine «Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung». Die Akzente hatten sich verschoben. Die Gesellschaft erließ noch im Gründungsjahr einen Aufruf zur Sammlung für eine Lesehalle, die das beachtliche Ergebnis von über 176000,- Mark einbrachte. Im Mai 1902 wurde dann die Lesehalle am Ansgarikirchhof eröffnet und erfreute sich sofort einer sehr starken Benutzung, die im ersten Weltkrieg bis auf 250000 Bände jährlich anstieg. Nach Kriegsende flossen die Spenden, auf die sie angewiesen war, immer dürftiger, und die Inflation zwang sie im Jahre 1921, den Ausleihdienst einzustellen. Da aber Presse und öffentliche Meinung für die Beibehaltung der Lesehalle eintraten, deren Notwendigkeit die starke Benutzung ja eindeutig erwiesen hatte, übernahm die Stadt die Unterbringung, um durch Vermietung des eigenen Gebäudes Unterhaltsmittel zur Fortführung der Ausleihe zu gewinnen. Es war ein Vegetieren, bis sie im Jahre 1933 schließlich von der Stadt übernommen und als eine Sonderabteilung der Staatsbibliothek angegliedert wurde.

Im gleichen Jahre wurde eine «Arbeitsgemeinschaft Volksbücherei» begründet, zu der die Lesehalle, die Arbeiterzentralbibliothek und die Bibliothek des Kulturausschusses der Winterhilfe gehörten. Nun begann ein neuer Aufstieg der seit 1937 Volksbücherei genannten Lesehalle, die 1939 nicht weniger als dreizehn Zweigstellen in den Außenbezirken besaß und mit ihrer Zentrale 1940 in ein eigenes Haus neben der Staatsbibliothek einziehen konnte.

Die Stadtbibliothek, die seit 1927 den Namen Staatsbibliothek führte, hatte sich in den neuen Räumen nach den Möglichkeiten, die ihr der karge Etat bot, langsam weiterentwickelt. Im Jahre 1902 zählte sie 116000 Bände, 1910 waren es 135000, 1920 167000, 1930 199000 und zehn Jahre später 278000 Bände, eine Zahl, die noch während des Krieges auf rund 300000 Bände anstieg. Auf *Prof. Dr. Bulthaupt*, der 1905 starb, war *Prof. Dr. Seedorf* [1905–1922] und nach ihm *Prof. Dr. Knittermeyer* [1922–1945] als Direktor gefolgt.

Dann kam das Schicksal des Krieges über die Bibliothek. Die drohende Luftkriegsgefahr führte zur Auslagerung der wichtigsten Bestände, zunächst in Bremen selbst, aber dann, nachdem die ersten Bomben in der Stadt gefallen waren, außerhalb der Gefahrenzone. Die Sammlung der Bremensien und andere wertvolle Teile der Bibliothek kamen nach Rotenburg [Hannover]. Die wert-

vollsten Handschriften und kostbaren Drucke konnten in dem tiefen Keller des Schlosses von Stolberg-Wernigerode untergebracht werden, vierhundert Bücherkisten lagerte man in dem Bergwerk Grasleben bei Helmstedt und einen Teil der Zeitungsbestände auf dem Gut Windelsheim bei Schlüsselburg an der Weser, die Hauptmasse aber, 1492 Kisten, im Herbst 1942 in das Kalibergwerk Wintershall A-G in Bernburg an der Saale. Bald fielen auch die ersten Bomben in das Bibliotheksgebäude. Zwar gelang es dem Personal, durch mutigen Einsatz verschiedentlich kleinere Brandherde zu löschen, gegen Volltreffer aber war man machtlos. Am 4. November 1942 wurde das Nebengebäude, in dem die Volksbücherei untergebracht war, bis auf die Grundmauern zerstört. In zwei Angriffen des Jahres 1944 brannten der Dachstuhl und der Lesesaal der Bibliothek aus, die Ziergiebel stürzten ein, und alle Fenster wurden zertrümmert. Trotz Auslagerung, Brand und Bombenfall blieb die Bibliothek, mit Ausnahme der Zeit zwischen dem 5. Oktober und 5. Dezember 1944, in der sie ein Notdach erhielt, geöffnet bis zum Tage der Besetzung des Bibliotheksgebäudes durch englische Truppen am 26. April 1945.

Bei Kriegsende war das Gebäude der Bibliothek halb zerstört, keine Lichtleitung funktionierte mehr, Türen und Fenster fehlten oder waren beschädigt, und der Bücherrest von 150 000 Bänden lag größtenteils gestapelt und gegen den durch das Notdach tropfenden Regen mit Dachpappe notdürftig geschützt in den Magazinteilen, die sich am besten dafür eigneten. Da in den letzten Kriegswochen eine Kontrolle der Auslagerungsplätze unmöglich war, galt die erste Sorge den ausgelagerten Beständen, denn sie waren ja der wertvollste Besitz der Bibliothek. Der Energie des Oberinspektors Friedrich Wilkens gelang es schon im Juni 1945, die Bremensien aus Rotenburg, die Zeitungsbestände und die in Grasleben bei Helmstedt gelagerten Bücherkisten zurückzubringen. Es gelang sogar noch vor der Besetzung durch die Russen, aus dem Schloß Wernigerode die Manuskripte und Cimelien unter großen Schwierigkeiten nach Bremen zu bringen. Das Gros aber, die 1492 Kisten in Bernburg, kam nicht wieder zurück. Diese wurden von der russischen Militärregierung beschlagnahmt und abtransportiert, niemand weiß wohin. Etwa 100 000 Bände der ältesten und wertvollsten Werke sind verloren, darunter kostbare Holzschnitt- und Kupferstichwerke aus dem 16. bis 19. Jahrhundert, die großen Gesamtausgaben, viele Reihen wissenschaftlicher Zeitschriften und die ganze Sammlung bremischer Ansichten, Karten und Porträts. Was übrigblieb, war nicht mehr die dreihundert Jahre alte Stadtbibliothek, sondern ein Torso. Gewiß, bei einem großen Teil der verlorengegangenen Werke lag der Kaufwert höher als der Gebrauchswert, sie wurden von der Wissenschaft selten mehr verlangt, weil sie längst ausgeschöpft waren; sie hatten bibliophilen Charakter bekommen, aber sie waren doch einmal der Schmuck und Stolz der Bibliothek gewesen.

Die verlorenen Schätze auf dem Buchmarkt wieder zu erwerben, war unmöglich. Auch wenn diese Werke zu finden gewesen wären, und ein ausreichender Etat zur Verfügung gestanden hätte, machten die riesigen Zerstörungen, die fast alle deutschen Bibliotheken getroffen, ein solches Vorgehen unmöglich. Die

erste Aufgabe war, die Bibliothek so rasch wie möglich wieder gebrauchsfertig zu machen. Denn nun mußte die öffentliche Bibliothek ja auch die zahllosen vernichteten privaten Bibliotheken ersetzen. Nach Rückführung der ausgelagerten Bestände, die zunächst in Bunkern untergebracht wurden und dort wenigstens teilweise schon im Februar 1946 benutzbar waren, galt es zunächst, das Gebäude der Bibliothek wieder herzurichten. Im rastlosen Einsatz des Bibliothekpersonals und unter tatkräftiger Hilfe der Bauverwaltung gelang es, Schutt und Trümmer zu beseitigen. Wände und Decken der Magazine wiederherzustellen, neue Fenster und Türen einzusetzen und schließlich ein neues regendichtes Dach aufzubauen. Am 31. Mai 1948 war die Bibliothek soweit wieder eingerichtet, daß sie neu eröffnet werden konnte.

Damit war aber erst das Allernotwendigste geschaffen worden. Eine Fülle von Aufgaben bibliothekstechnischer wie baulicher Art war aber noch zu lösen, ehe die Bibliothek in der Lage war, alle berechtigten Wünsche der Benutzer zu erfüllen. Vom Tage der Eröffnung an stiegen die Benutzungsziffern von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr. Heute wird die Zahl der in der Staatsbibliothek einlaufenden Buchbestellungen, von einigen großen Universitätsbibliotheken abgesehen, nur von der Bayrischen Staatsbibliothek in München und der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart übertroffen. Um diesen Ansprüchen zu genügen, mußte zunächst einmal der Buchbestand vermehrt und die größten Lücken an wichtiger Literatur gefüllt werden. Rund 164 000 Bände standen bei der Wiedereröffnung zur Verfügung, etwas mehr als die Hälfte des Bestandes, den die Bibliothek im Jahre 1944 besaß. Wenn heute die alte Zahl von 300 000 Bänden wieder erreicht ist, so lag dies nicht an einer großzügigen Etatisierung, sondern daran, daß eine ganze Reihe von Schulbüchereien und die Reste der Bibliothek Roselius aus der Böttcherstraße und des Club zu Bremen dazu kamen, außerdem große Bücherspenden aus der Schweiz und von der amerikanischen Besatzungsbehörde. Der Etat der Bibliothek aber blieb so klein, daß kaum die wichtigsten Neuerscheinungen erworben werden konnten. Erst in den letzten Jahren wurde der Etat den steigenden Buchpreisen angepaßt, aber doch nicht so, daß der riesige Nachholbedarf der Bibliothek daraus gedeckt werden konnte. Mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die zweimal beträchtliche Summen zur Verfügung stellte, war es endlich möglich, die wichtigsten Handbücher, Nachschlagewerke, Lexika und Bibliographien anzuschaffen, ohne die eine wissenschaftliche Bibliothek nicht arbeiten kann.

Als die Staatsbibliothek einen Buchbestand von 300 000 Bänden besaß, war es nur mit großer Mühe möglich gewesen, diese Masse im alten Gebäude unterzubringen. Es ließ sich leicht voraussehen, daß der rasch wachsenden Bibliothek der Raum bald zu eng werden würde. Da aus verschiedenen Gründen ein Neubau nicht in Frage kam, konnte nur ein Umbau des alten Gebäudes helfen. Das provisorische Dach und die für Personal und Benutzer denkbar unglückliche Raumverteilung machten eine baldige Abhilfe notwendig. Bürgerschaft und Senat hatten für die Untragbarkeit der Situation Verständnis und bewilligten die für den Umbau nötigen Mittel mit dankenswerter Großzügigkeit.

QUOD BONUM FELIX FAUSTUMQ.  
DEO. OPT. MAX.  
AUSPICE,  
NOBILISSIMI ET AMPLISSIMI SENATUS  
BREMENSIS AUCTORITATE AT-  
QUE DECRETO,  
EX CONSILIO  
MAGNIFICORUM DOMINORUM INSPECTORUM,  
DNI HENRICI MEYER ICTI CONSULIS,  
DNI JOHANNIS WACHMANNI ICTI,  
ET SYNDICI PRIMARII,  
**BIBLIOTHECA**  
HUIUS REIP.

ANTE ALIQUOT ANNOS EX CURIA TRANSLATA  
ILLUSTRI HUIC GYMNASIO IUNCTA,  
EXPOSITA ICTI ET HISTORICI J. M. CELSERRIMI  
DNI MELCHIORIS GOLDASTI  
BIBLIOTHECA,

ALIIQUE LIBRIS RARIORIBUS PASTORIS COEMITIS, ET A  
LITERARUM PATRONIS DIGNO ORNATA  
A. D. A. U. C. T. A.

ET AD  
SUMMORUM VIRO RUM OFFEA AC CURA AD-  
ORNATA ATQUE DISPOSITA,  
IN HUIUS  
ILLUST. GYMNASII ORNAMENTUM & EMO-  
LUMENTUM ERUDITORUM

PROXIMO INSTANTI DIE MERCURII, QUI INCIDIT IN DIEM VII. MENS.  
NOVEMB. AD HORA III. PRIMA. USQUE AD IIIII.

ET HORUM  
SINGULIS PRO TEMPORE QUATORDECIM DIEBUS,  
DIE AC HORIS MODO SIGNATIS

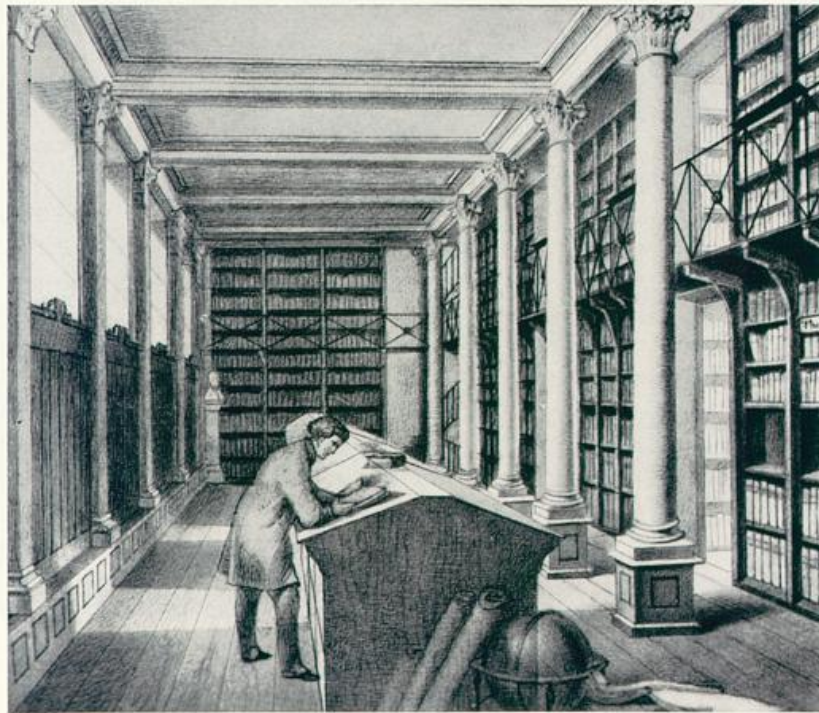
IPXIA LEGES ANTE BIBLIOTHECAM AFFIXAS APERIUNT, ET HUIUS  
SPECTARE BONA ET IPXIA NATIVITATE PROFESSUS PUBLICE  
DEPROMPTA COMMUNICANT.

IN HUIUS  
HOC PROGRAMMATE PUBLICE CONSTARE VOLUIT  
JOHANNES HIPSTEDIUS Hilior. Orat. & Grec. Ling. Prof.  
& Rep. Bremens. Bibliothecarius.

BREMÆ, Typis Arnoldi Pflügeri, Typ. Bremens. Typographi.  
ANNO. M. DC. LX.

Ankündigung zur Eröffnung der  
Bibliothek am 11. Nov. 1660

Bibliothek im Katharinenstift.  
Handzeichnung von Georg Kobl



TAFEL 21



Ansicht des Katharinen-Stiftes im Jahre 1850.

Nachdem dann am 10. Dezember 1949 der neu ausgebaute Lesesaal eröffnet werden konnte, begann im Jahre 1953 der erste Bauabschnitt. Katalog- und Zeitschriftenlesesaal wurden aus dem Keller nach oben verlegt. Katalog, Ausleihe und Arbeitsräume kamen in den rechten Flügel, und in den linken, abseits vom Publikumsverkehr, die Lesesäle. Bei der zweiten Baustufe, vom November 1955 bis September 1956, wurde nicht nur das Dach erneuert, sondern noch ein Geschloß aufgestockt, mit einem Stellraum für 150 000 Bände, einem Fotolabor mit Dunkelkammer und einigen Arbeitsräumen. Bei dieser Gelegenheit konnten auch die vom Kriege stark beschädigte Fassade modernisiert und der Haupteingang und das Vestibül erneuert werden. Für beträchtliche Zeit war damit der Bibliothek genügend Raum geschaffen worden, um wachsen zu können. Neben der Vermehrung des Bestandes, dem Ausbau des Gebäudes, war aber noch die Neuordnung der Kataloge, in denen ja mehr als 100 000 Zettel nicht mehr vorhandener Werke steckten, eine dringende Notwendigkeit. Trotz Personalmangels gelang es, nicht nur den gesamten Bücherbestand zu revidieren, sondern auch den Sachkatalog nach modernen Prinzipien völlig neu aufzubauen und den alphabetischen Katalog auf den neuesten Stand zu bringen.

Die Situation, die der Krieg geschaffen hatte, war ähnlich der, die Kohl vorfand, als er die Leitung der Bibliothek übernahm. Es lag nahe, wieder, wie er es versucht hatte, die Bestände der wissenschaftlichen Bibliotheken in einem Zentralkatalog zusammenzufassen, und so der Allgemeinheit eine erheblich größere Büchermasse zur Verfügung zu stellen, als es der Staatsbibliothek möglich war. Der Versuch gelang. Seit 1952 melden vierzehn angeschlossene Bibliotheken ihre Neuerwerbungen, und auch ein Teil der alten Bestände ist bereits katalogisiert. Das Verzeichnis der in bremischen Bibliotheken gehaltenen Zeitschriften erschien in erster Auflage 1952, in zweiter 1954. In den Jahren des Wiederaufbaues leiteten die Bibliothek von 1945 bis 1951 Staatsarchivdirektor a. D. *Prof. Dr. Hermann Entholt* und von Februar 1951 ab Bibliotheksdirektor *Dr. Hans Wegener*.

Heute ist der Verlust so vieler wertvoller Bücher zwar nicht überwunden, die Bibliothek aber ist voll arbeitsfähig, und die hohen Ziffern der Benutzung beweisen ihre Notwendigkeit und Leistung.

Die *Volksbücherei* war von dem Krieg noch schwerer getroffen worden als die Staatsbibliothek. Eine Bombe hatte die Zentrale am Breitenweg völlig zerstört, und auch die Filialen waren nicht ohne Schäden davongekommen. Nach zwölf Jahren geistigen Terrors war eine Volksbücherei wichtiger als je zuvor. Aber hier mußte ganz von vorn angefangen werden. Von den verbliebenen Büchern war ein großer Teil nationalsozialistische Literatur, und mit dem Rest war nicht viel anzufangen. Denn gerade die Literatur, die man nicht über die Grenzen gelassen hatte, wurde jetzt von den Benutzern verlangt. Man fragte nach den Werken der jüdischen Schriftsteller, die verboten gewesen waren, nach politischen und historischen Schriften, um endlich die Wahrheit zu erfahren, die von Staats wegen vertuscht worden war.

Am 17. Juni 1947 trennte sich die Volksbücherei von der Staatsbibliothek und

wurde selbständig. Die Leitung übernahm *Werner Mevissen*. Auch hier mußte zuerst Raum geschaffen und der Buchbestand vermehrt werden. In der Parkallee fand die Volksbücherei eine provisorische erste Zentralstelle, von hier aus wurden die dreizehn Zweigstellen betreut. Aus den 33 000 Bänden, die bei der Neugründung zur Verfügung standen, waren 1958 rund 165 000 geworden und die Zahl der Zweigstellen von dreizehn auf einundzwanzig angewachsen. In der gleichen Zeit haben sich die Leserzahlen vervierfacht. Im Jahre 1957 endlich konnte die Hauptstelle in das Zentrum der Stadt, in den Schlüsselkorb, umziehen. Die organisatorische Neugestaltung der Volksbücherei war damit im wesentlichen abgeschlossen. In der Zentrale und in allen Filialen war man von der Thekenbücherei auf den Freihandbetrieb übergegangen. Man hatte neben den Erwachsenenbüchereien auch Büchereien für Jugendliche und Kinder eingerichtet, die eifrig besucht werden. Die Volksbücherei hat die Schäden des Krieges längst überwunden. Nicht nur das, sie konnte sich weit über ihren Vorkriegsstand hinaus entwickeln und ist heute in der Lage, allen Anforderungen, die von den Wünschen einer breiten Lesermasse kommen, gerecht zu werden.

Eine Bibliothek ist niemals fertig, solange Bücher gedruckt werden. Eine Volksbücherei muß mitwachsen mit der Zahl der Bewohner und der Ausweitung der Stadtgrenzen. Sie muß unter der Masse der neuerscheinenden Literatur die Auswahl treffen, die sie braucht, um ihre kulturpolitische Aufgabe zu erfüllen, denn auf das richtige Buch zur richtigen Zeit kommt es an, nicht auf die Zahl der Bände, die in den Regalen stehen. Bei einer wissenschaftlichen Bibliothek ist dies anders. Hier spielt die Größe des Buchbestandes eine entscheidende Rolle, weil die Zahl der Fragen, auf die der Wissenschaftler in den Büchern Antwort sucht, riesengroß ist, und die Auswahl aus dem ganzen Bereich der internationalen Literatur getroffen werden muß. Die Wissenschaft kennt keine Grenzen, weder zeitlich noch räumlich.

Es ist schwierig und verantwortungsvoll, Bibliotheken aufzubauen und zu leiten, schwierig schon in ruhigen, normalen und erst recht in turbulenten Zeiten. Dieser kurze Überblick über die Geschehnisse bremischer Bibliotheken zeigt, wie stark Bibliotheken auf Störungen reagieren, die von außen kommen, auf politischen Wandel, geistige Revolutionen und erst recht natürlich auf die Gewalt der Kriege. Es ist aber eine tröstliche Lehre der Geschichte, daß Bibliotheken auch aus den Trümmern immer wieder neu erstehen, weil sie dem Menschen unentbehrlich sind.

*Bremen — eine «pädagogische Station»*

*Bremen bildet zwar auf der allgemeinen Karte Europas nur einen Punkt, auf der Bildungs- und Handelskarte jedoch auch einen leuchtenden, wir dürfen sagen einen helleuchtenden Punkt.*

Als der gelehrte Schulmann *Dr. C. W. Ritz* den hier vorgetzten Satz mit gutem Recht in dem Vorwort seiner als Zeitdokument heute noch brauchbaren «Geschichte des Bremer Schulwesens» im Jahre 1881 niederschrieb und an gleicher Stelle den zeitgenössischen Pädagogen *Dr. G. Fröhlich* mit dem Satz: *Gute Schulen sind die wahren Kampfes- und Bundesgenossen der siegreichen Cultur des Staates* zitierte, fügte er noch folgende Worte hinzu: *Bremen, als alte Handels- und Seestadt mehr als vielleicht andere Städte der Pflege der materiellen und besonders der Handelsinteressen zugewandt, hat in diesem Kampfe doch nicht außer acht gelassen, daß die Pflege der geistigen Interessen mit derjenigen der materiellen Hand in Hand gehen müsse und daß die Förderung dieser vom Gedeihen jener abhängig ist.*

Die in solchen Feststellungen sich ausdrückenden Ansichten sind kultursoziologisch und lokalhistorisch in gleicher Weise aufschlußreich. Kultursoziologisch insofern, als hier Ideelles und Kommerzielles, Schule und Kultur, Bildung und Besitz als einander zugeordnet erkannt werden. Damit lassen sie ihren sozial- und geistesgeschichtlichen Hintergrund erkennen, aus dem heraus sie ausgesprochen worden sind. Es ist die hochbürgerliche Welt des 19. Jahrhunderts, die klassische Epoche der bürgerlichen Revolution, die Welt, die von Besitz und Bildung her ihre sozialen und politischen Maßstäbe nahm und die die Bildung selbst in materialistischer Manier als «Bildungsbesitz» auffaßte, der sich vielfach examinieren und privilegieren ließ und der damit eine neue gesellschaftliche Rangordnung vom Geiste her neben oder an Stelle der kommerziellen des Geldes und der feudalen der Geburt legitimierte. Lokalhistorisch insofern, als gerade in solch einer uralt-bürgerlichen und uralt-kaufmännischen Stadtrepublik halb-patriziatischen, halb-demokratischen Charakters wie Bremen alle Schichten der erwerbsbeflissenen Bevölkerung und mit ihr die gesetzgeberischen Körperschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einem Feuereifer für die Neuordnung des vaterstädtischen Schulwesens erfaßt werden mußten und auch erfaßt wurden.

Hell leuchten dieser Bildungsenthusiasmus und diese Schulfreude nach der langen vormärzlichen «Dämmerungszeit für die bremischen Schulen» seit den Revolutionstagen im März 1848 durch die folgenden Jahrzehnte bis in unsere Zeit. Es ist rührend, in alten Protokollbüchern zu lesen, welche umfassende

Reformerfüllung bremische Lehrer « von dem großen Völkerfrühling » erwarteten. Nicht sogleich, aber doch im Laufe des folgenden Jahrhunderts sind die Hoffnungen dieser Lehrer in der Tat verwirklicht worden. Der 48er-Anstoß hat langhin in Bremen gewirkt, und zwar in vielästiger Verzweigung und in vielfacher Verwirklichung: sei es in Richtung der äußeren Säkularisierung [der Verstaatlichung der Schulorganisation], der inneren Laisierung [der Verweltlichung der Bildungsinhalte], der Liberalisierung der Schulverwaltung, der Demokratisierung der Schulleitung, der Sozialisierung der Bildungsfürsorge, der Differenzierung der Schularten, der Reformierung der Unterrichtsformen, der Akademisierung der Volksschullehrerbildung. In dieser Bildungs- und Schulerneuerung, die der stärkste und augenfälligste Ausdruck einer bürgerlichen Kulturbewegung war, ist gerade Bremen rüstig vorangegangen, zunächst in vorherrschend liberalem Sinne, wie es einer gutbürgerlichen Stadt zukam, nach 1900 zunehmend auch in sozialer Hinsicht, wie es in einer sich wandelnden Gesellschaft nicht anders sein konnte.

So fühlte sich schon zwei Jahre nach der Feststellung von Ritz der Münchener Lehrerführer *Friedrich Gärtner* veranlaßt, in der *Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung* [1883] das folgende über Bremen zu schreiben: *Vor allen Dingen aber ist Bremen unzweifelhaft eine pädagogische Station . . . ist eine Perle in der Krone deutscher Städte; denn daselbst bewies sich der gebildete deutsche Bürgerstand als Träger einer gesunden, schulfreundlichen Gesinnung. Wenn « draußen im Reich » die öffentliche Meinung schwankte, ja umkehrte, da hielt diese Stadt an der Idee des maßvollen Fortschrittes, des gesunden Ausbaues der Schule in Treue fest. Hier tritt uns der wohltuende Gedanke entgegen, daß die Sache der Bildung gedeiht und eine glückliche Zukunft hat, wenn einsichtsvolle Bürger aller Stände die Fürsorge derselben väterlich übernehmen.* Im Jahre 1891 schrieb der pädagogische Freigeist und führende Linksliberale unter den deutschen Lehrern *Dr. Friedrich Dittes* in seinem damals berühmten « Paedagogium » im Hinblick auf die Eigenart der bremischen Schulform, die durch einen katechismusfreien und konfessionsneutralen biblischen Geschichtsunterricht in den Staatsschulen ihr Sondergepräge erhalten hat: *Es möchte doch recht bald die Einrichtung des Religionsunterrichtes in allen deutschen Volksschulen der in Bremen bestehenden Ordnung entsprechen.* Andert- halb Jahrzehnte später [1905/1906] erklang es hundertfach aus der pädagogischen Fachpresse: « Bremen voran! » Das war damals, als bremische Lehrer schulpolitisch und schulreformerisch zu neuen Ufern vorstießen. Ja, ein Enthusiasmierter extra muros nannte Bremen allzu euphemistisch « das Wittenberg der neuen Zeit », und im Jahre 1912 bezeichnete es sogar einer als « das pädagogische Weimar ». Bremens Ruhm als « Hochburg pädagogischen Fortschrittes » [1927] klang hoch und weit in deutschsprachigen Landen und darüber hinaus im abendländischen Kulturkreis.

Waren es nun bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts einzelne Männer, die den pädagogischen und schulpolitischen Ruf Bremens begründeten, sei es als Direktoren von Gymnasien, Lehrerseminar, Real- und Bürgerschulen, als

Schulvorsteher von Volks- und Privatschulen oder als Lehrer in Schulreform und Schulpolitik, so waren es seit dem Anfang des Jahrhunderts daneben und zunehmend Lehrerverbände, Lehrerkollegien und nach 1945 die Schulverwaltung, die sich um die Erhaltung des alten Rufes Bremens als Stadt des Schulfortschrittes bemühten. Und war einst dieser bremische Schulfortschritt, wie auch andernorts, ein Stück bürgergesellschaftlicher Emanzipationsbewegung und trug er deshalb spezifisch lokaltypische Züge – etwa in der Stellung des Religionsunterrichtes –, so muß er sich heute in einer gewandelten Welt verstehen als industriegesellschaftlicher Integrationsfaktor, der seine aus der hochbürgerlichen Gesellschaftsstruktur tradierten Lokaleigentümlichkeiten nur so lange wird wahren können, als Bremen seine freistaatliche Kulturautonomie zu halten vermag. Diese Autonomie ist kulturpolitisch aber im wesentlichen eine Schulautonomie.

Wenn nun auch das Jahr 1848 den historisch-chronologischen Drehpunkt der deutsch-bürgerlichen Kulturbewegung im allgemeinen und der bremischen Schulentwicklung im besonderen darstellt, so waren doch schon vor diesem so eminent pädagogisch und schulpolitisch aufgeladenen Revolutionsjahr einige programmatische Schulentwürfe versucht und einige wesentliche organisatorische Schulreformen vor 1848 durchgeführt worden, die sich der Reformwille nach 1848 zunutze machen konnte. Diese Erneuerungen bezogen sich auf das höhere und das niedere Schulwesen. Die ideengeschichtliche Motivquelle für die höhere Schulreform waren Neuhumanismus und Klassizismus und für die niedere Schulreform das pädagogische Pathos des aufklärerischen Rationalismus. In beiden Bereichen ist die Hand des Senators und Bürgermeisters Johann Smidt stark spürbar.

Die Gestalt *Smidts*, eine schlichte und höchste Verkörperung altbremischen Bildungspatriziates und Bürgerbewußtseins, steht in seiner Vaterstadt am Beginn der «modern»-bürgerlichen Schulentwicklung und – wie er es selbst ausdrückte – der «Kultur des Erziehungsfaches». Ein Freund und Helfer des großen Pädagogen *J. F. Herbart*, besonders in dessen Bremer Jahren [1800 bis 1802] – er hat uns im Jahre 1842 niedergeschriebene Erinnerungen an diesen hinterlassen –, und ein Bewunderer des großen «menschenfreundlichen Pestalozzi» – den er im Jahre 1796 besucht hat –, war auch Smidt durchdrungen von jenem reformfreudigen und bildungsliberalen Enthusiasmus, der bis in die Tage der Julirevolution [1830] uneingeschränkt alle fortschrittliche Welt, auch die der Bildungsaristokratie, erfüllte. Aus dieser seiner patrizisch-bürgerlichen Bildungsliberalität hat Smidt im Senat am 6. April 1810, als er in diesem hohen Gremium über die Pestalozzische Methode referierte, dieses Wort gesprochen: *Es ist des Staates Pflicht, dafür zu sorgen, daß die unter seiner Leitung stehenden öffentlichen Erziehungsanstalten nicht hinter dem Geist der Zeit zurückbleiben.* [Smidt-Archiv.]

Aus diesem «Geist der Zeit», dem Geiste aufklärerischer Erziehungsprogrammik, schufen Smidt und die gelehrten Männer seines Gesinnungskreises gewissermaßen das schulpolitische Gefäß, in das sich weiterhin der Kultur- und

Reformwille des bremischen Bürgertums ergießen konnte. Die vormärzliche Grundlegung der bremischen Schulerneuerung vollzog sich in der im Jahre 1817 erfolgten Reorganisation des höheren Schulwesens in der Form einer Zusammenfassung überlieferter Schularten in der bekenntnisfreien [d. h. der ev.-reformierten und ev.-lutherischen Konfession gegenüber neutralen] «Hauptschule», der historischen Grundstufe aller späteren höheren Schuldifferenzierungen in Bremen; in der im Jahre 1823 durchgeführten Einrichtung der ersten [acht] in gleicher Weise bekenntnisfreien Staatsvolksschulen; in der im Jahre 1821 obrigkeitlich dekretierten Verstaatlichung des seit dem Jahre 1810 bestehenden Lehrerseminars und durch das im Jahre 1844 erlassene allgemeine Schulpflichtigkeitgesetz.

Es ist nun bezeichnend für die Eigenart und Überlieferung bremischer Kultur- und Bildungspolitik, daß es bis zum Jahre 1949 kein allgemeines Schulgesetz, das in Form einer Grundsatzgesetzgebung das gesamte Schulwesen geordnet hätte, gegeben hat, sondern daß Stufe um Stufe auf dem Verordnungswege die buntscheckige Dezentralisation und zum Teil erbärmliche innere Misere im Volksschulwesen in dem halben Jahrhundert von 1850 bis gegen 1900 überwunden wurde. Die bekenntnisfreie Staatsschule als allgemeine bremische Regelschule paukte sich durch.

Daß ohne solche Rahmengesetzgebung, planend auf lange Sicht, dennoch eine fortschreitende Reorganisation und Reformierung des bremischen Schulwesens in rühmlicher Weise möglich war, hat mannigfache Ursachen.

Sie sind zunächst zu suchen in der «Liberalität des Staates», wie es im Jahre 1862 ein Schuldeputationsbericht ausdrückt. So anerkannte der Senat im Jahre 1853 die allgemeine «Konferenz bremischer Volksschullehrer», eine Vereinsgründung der Revolutionszeit, als halbamtliche und beratende Institution, während anderswo in dieser «Reaktionszeit» Lehrervereine in deutschen Staaten verboten wurden. Sodann in der Berufung hervorragender Männer und bedeutender Pädagogen, vollblutiger und andernorts verfolgter Achtundvierziger, auf leitende Posten. So im Jahre 1855 *Heinrich Gräfe* als Direktor der neuen «Höheren Bürgerschule» [späteren «Realschule»], im Jahre 1857 *Wilhelm Hertzberg* als Direktor der sogenannten «Handelsschule» [als Teil der «Hauptschule»] und später des Gymnasiums, im Jahre 1858 *August Lüben* als Direktor des neugegründeten Lehrerseminars und Reorganisator des Land-schulwesens. Genannt werden muß hier auch der ausgezeichnete, von der Regierung geförderte bremische Volksschullehrer *August Kippenberg*, der im Jahre 1859 das erste bremische Lehrerinnenseminar einrichtete. Der Ruf dieser einzigartigen pädagogischen Persönlichkeiten drang durch ihre Taten und Schriften weit durch Deutschland und Europa. Zu Füßen Lübens saßen Holländer und Schweizer, Russen und Skandinavier und kein Geringerer als *Unno Cygnäus*, der Initiator der modernen finnischen Volksschule. In diesen Männern steckte etwas von dem zeitgemäßen freien Unternehmertyp, wie er sich damals auf wirtschaftlichem Felde zahlreich bildete – wagemutig und verantwortungsfreudig, dennoch mit ihrem geistigen Kapital wuchernd auf dem

noch jungfräulichen Acker pädagogischer Wissenschaft durch eine springflutartige Produktion von Lehr- und Lernbüchern.

Ferner ist eine weitere Ursache zu sehen in dem sich entwickelnden Standesbewußtsein und der erwachenden Berufssolidarität der Volksschullehrer, was in den achtziger Jahren mit Lehrertagungen und Lehrervereinigungen voll zum Durchbruch kommt. Seitdem verlegt sich auch die pädagogische Initiative von den großen Persönlichkeiten zu den großen Genossenschaften, vom Lehrerseminar zur Lehrerschaft. Diese erkennt sich insgesamt als eine kulturtradierende und kulturverantwortliche Schicht und damit zugleich als geistige Führungsgruppe der aufsteigenden kleinbürgerlichen Schichten und seit den neunziger Jahren in einzelnen Vertretern auch schon als Bildungsanwalt der sozial- und kulturpolitisch nachstoßenden Arbeiterschaft. Wie sehr sich Stand und öffentliches Ansehen der Volksschullehrerschaft in Bremen in fünfunddreißig Jahren – eine gute Generationslänge nach 1848 – gewandelt hatte, das bezeugt in einzigartiger Weise die 25. Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung von 1883 in unserer Vaterstadt; denn dem «Zentral-Komitee», das diese deutsche Lehrer-Jubeltagung vorbereitete, gehörten u. a. an, neben vierzig der angesehensten Kaufleute, der Bürgermeister *Otto Gildemeister*, fünf Senatoren, der Präsident der «Bürgerschaft», die Syndiker der Handelskammer und als Vorsitzter sogar der Konsul *H. H. Meier*, «der erste Kaufmann in Bremen», wie es in einer Mitteilung an die auswärtigen Lehrer hieß. Davon zeugte aber auch durch Jahrzehnte hindurch der «Bremer Lehrgesangverein», der ein unveräußerliches Stück bremischen Kulturlebens um die Jahrhundertwende war und den bremische Kaufleute in großzügiger Weise geldlich unterstützten und dem patriziatistische Senatoren als passive Mitglieder angehörten.

Nicht zuletzt wirkten in all dieses hinein der Auftrieb und der Ausbau der pädagogischen Theorie und Wissenschaft. Gerade die sozial von unten her ungeduldig aufbegehrende und aufstrebende Volksschullehrerschaft mit ihrem in jenen Tagen außergewöhnlichen Begabtenreservoir – längst hatte sie ja schon den federkielspitzen «Kirchendiener» und den abendmahlvorbereitenden «Kirchengarçon» hinter sich gelassen – hat damals mit lebendigster Aufgeschlossenheit die Entwicklung der sich ungestüm entfaltenden Wissenschaften verfolgt. Doch haben sie alle, die hier führend mitmachten, die Anregungen aus der wissenschaftlichen Welt und besonders den Erziehungswissenschaften stets in das eigentümlich Bremische umgesetzt, so daß im Jahre 1895 der gescheite und tüchtige Schulvorsteher *Heinrich Lüdemann* davon sprechen konnte, daß es im gewissen Sinne eine besondere Bremer Pädagogik gibt, deren «Maximen und Einrichtungen» festzuhalten seien.

Diese bremisch-pädagogischen Maximen waren die der herrschenden liberalbürgerlichen «Individualitätspädagogik», wie sie der ehemals angesehene Philosoph *Dr. Julius Bahnsen* schon im Jahre 1866 in den deutschen Hansestädten glaubte heranreifen zu sehen. Doch gegen die Jahrhundertwende hatte sich allmählich der Aspekt verschoben. Das soziale Zeitalter kündigte sich laut vernehmbar an. *Unsere Zeit ist der Anfang der sozialen Ära, die im*

*ersten Frührot über der Welt anbricht* – so im Jahre 1908 der bekannte Schulmann *Otto Karstädt* in der «Deutschen Schule». Zeitgenössische Philosophen inaugurierten es in umfangreichen Werken, und die Pädagogen diskutierten es in den Lehrervereinen. Der bremische Schulvorsteher und spätere Schulrat *Hinrich Budde* schrieb im Jahre 1900: *Die Schaffung der Sozialpädagogik, das ist nun die große Aufgabe*. Auf dem Gebiete der bremischen Schulpolitik kündigte sich die neue Zeit herausfordernd an mit dem Antrag des in unserer Stadt führenden Sozialdemokraten *Friedrich Ebert*, des späteren Reichspräsidenten, im März 1901 in der «Bürgerschaft» auf Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lernmittel in der Volksschule und mit der gleichen Forderung und weiteren, wie nach Einheitlichkeit und Weltlichkeit des Schulwesens, nach Arbeitsunterricht, Koedukation, innerer Reform des Unterrichts und nach Besserstellung der Volksschullehrer, die seine Parteigenossin *Clara Zetkin* im September 1904 auf der Dritten Konferenz sozialistischer Frauen in Bremen stellte. Schon im November 1900 voraus hatte Ebert in der «Bürgerschaft» den Kulturwillen der Arbeiterschaft mit den Worten ausgedrückt: *Welch großer Drang nach geistiger Bildung in der Arbeiterbevölkerung heute vorhanden ist, das kann nur der ermessen, der mit dem Arbeiterstand in Berührung kommt*, und wenige Jahre später [1905] äußerte sich der liberale Heidelberger Soziologe *Max Weber* an hervorragender wissenschaftlicher Stelle dahingehend, daß die Sozialdemokratie zu den *mächtigsten charakterbildenden Elementen breitesten Volksmassen* gehöre.

Hier drangen neue kulturtreibende Kräfte ans Licht, die den Liberalismus, den – wie man damals sagte – nationalen «Neoliberalismus», der weitgehend seine alten Kulturideale wirtschaftlichen Interessen geopfert hatte, in eine Krisis brachten, so daß er mehr eine Pendelpartei zwischen Sozialismus und Konservatismus wurde, als daß er eine Fortschrittspartei blieb. So erfolgte auch gegen ihn in der antisozialdemokratischen, monistisch orientierten Monatsschrift *Deutsche Kultur* im Juni 1905 ein heftiger Angriff durch den Herausgeber *Heinrich Driesmanns*: *Der Liberalismus als «Vorfrucht der Sozialdemokratie» war so lange unbedingt fortschrittlich, um nicht zu sagen «sozialistisch» gestimmt, als der Sozialismus, unterdrückt und schwach, von den Machthabern noch nicht gefürchtet zu werden brauchte . . . Der moderne Liberalismus weiß nur von einer «Verbesserung des Schulwesens» – er scheint keine Ahnung zu haben, daß man an der Arbeit ist, unser gesamtes Erziehungs- und Kulturleben auf neue geistes- und kulturpolitische Grundlagen zu stellen*. In der Tat war das Wort von der «Verbesserung des Schulwesens» die immer wiederkehrende Vokabel des bürgerlich-liberalen Schulfortschritts schon seit dem Vormärz, auch in Bremen.

Aber gerade von dieser genuin-liberalen Bürgerstadt aus hat nach 1900 ein kräftiger schulpolitischer und pädagogischer Reformwille im Zuge der allgemeinen pädagogischen Kulturbewegung und unter dem Zeichen der «Sozialpädagogik» in die deutsche Geistes- und Schulwelt ausgestrahlt und ein tausendfältiges Echo in allen fortschrittlichen Kreisen hohen und niederen Ranges

erfahren. Die Stadt selbst hatte bei einer Verfünfachung ihrer Bevölkerungszahl nach 1848 die alten Grenzen und Tore gesprengt und wuchs zur Großstadt mit weiten Vorstädten heran, in denen sich im Osten vorwiegend ein kleinbürgerliches Milieu bildete und im Westen sich zumeist die Arbeiterschaft häuslich niederließ. Dazu war diese Bevölkerung besonders des Westens sehr kinderreich, so daß beispielsweise schon in den achtziger Jahren in der deshalb viel von Ausländern besuchten Calvinstraße allein achthundert Kinder lebten, was den Bau einer besonderen Schule für diese Straße erforderte. Die größere Stadt erzwang eine neue großzügige Schulreorganisation. Eine solche war vor allem nötig im Bereich des höheren Schulwesens, wo noch immer die eine «Hauptschule» altmütterlich alles umhüllte. Sie wurde nun aufgelöst, und ab April 1905 bestanden in Bremen sechs selbständige höhere Staatsknabenschulen verschiedenen Typs als Bewahrer antik-humanistischer Kulturtradition oder als Betreuer «modern»-realistischer Bildungskultur. Hatte man sich hierin einer gewandelten Sozialwelt und einem differenzierten Kulturbewußtsein angepaßt und die Monopolstellung des humanistischen Gymnasiums beseitigt, so wurde dennoch die bestehende soziale Spaltung des gesamten Schulwesens nicht angetastet: dort die Schulen der «Gesellschaft» in den «besseren» Wohnvierteln und hier die Schulen des «Volkes» allüberall anderswo. Mehr aber noch als der Besitz trennt die Bildung die Menschen.

Blieb nun auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens die äußere Organisation im ganzen unverändert, so war es aber doch erforderlich, daß fast Jahr für Jahr, besonders im unerhört wachsenden Westen, ein Schulgebäude nach dem andern gebaut werden mußte, um die Klassenfrequenzen erträglich halten zu können. Sie wurden den damaligen Anforderungen zweckentsprechend gebaut, wenn auch im zeitgerechten und beliebten preußischen Kasernenhofstil. Mit ihren hohen Dächern und spielerischen Ziertürmchen bestimmten sie geradezu die Silhouette der bremischen Vorstädte, hierin mit den neuen Kirchenbauten dort konkurrierend.

In diesen vielen neuen Schulen wirkte nach 1900 eine leistungsfähige bremische Volksschullehrerschaft, aus der ein unbändiger Wille zur Kultur- und Schulreform aufbrach, hierin geführt von einer Generation, die zwischen 1860 und 1870 geboren war und die nach 1890 ihre entscheidenden Eindrücke in Fragen einer neuen Sozialprogrammatik, Kulturkritik und Bildungsreform in zunächst theoretischer Auseinandersetzung erfahren hatte. In die geistige Welt dieser führenden Männer schlugen die Wellen der sozialen und geistigen Strömungen um die Jahrhundertwende mächtig hinein: der politische und wirtschaftliche Emanzipationskampf der Arbeiterschaft und ihre Kultur- und Bildungsforderungen, die Geschichtsphilosophie des «historischen Materialismus», die Lehren des Darwinismus, die Stil- und Lebensform des Naturalismus, das Kulturprogramm des Monismus, der Modernismus in Literatur und Kunst – und die Sozialtheologie des Pastors von St. Martini, Albert Kalthoff, gab ihnen gar manches Rüstzeug zur Hand.

So sammelte sich eine schulpolitisch radikale und aggressive Gruppe bremischer

Lehrer – *Wilhelm Holzmeier, Emil Sonnemann, Hans Lüdeking* führten hier – seit dem Parteitag der Sozialdemokraten im Jahre 1904 in Bremen um eine stille Mitte, den von der Lehrerschaft persönlich sich zurückhaltenden *Heinrich Schulz*, den ehemaligen bremischen Realschullehrer und späteren Reichsstaatssekretär, der von 1902 bis 1906 die *Bremer Bürgerzeitung* redigierte und der nachher der erste eigentliche Schulprogrammatiker der Sozialdemokratie wurde. Diese Gruppe eröffnete im Jahre 1905 den erfolgreichen, ganz Deutschland aufhorchen lassenden Kampf der bremischen Lehrerschaft gegen den untragbaren, weil gänzlich unbremischen Volksschulinspektor August Köppe, der mit seiner religiös-orthodoxen und autokratischen Berufspraxis wie ein verspäteter Nachklapp preußisch-reaktionärer «Regulativ-Pädagogik» am ganz verkehrten Orte wirkte. Hier hatte, ungewollt und schlecht beraten, der Senat, der im übrigen in diesen Jahren in Sachen der Schulreform stets sehr geschoben werden mußte, geradezu einem den Schulfortschritt gefährdenden Rückbildungsversuch eine Chance gegeben, wie ja überhaupt staatlich gelenktes Bildungswesen leicht zur bürokratischen Regulierung neigt, bei der dann auch der Schulfortschritt «verwaltet» wird. Bei weitem übertroffen wurde jedoch diese heftige Fehde gegen den schwächlichen inspektoralen Gegner durch den Kampf dieser Gruppe – die seit 1906 im «Bremischen Lehrerverein» führend war – um die Einheitsschule, Weltliche Schule, Arbeitsschule und kollegiale Schulleitung, insbesondere aber durch den Kampf für die Abschaffung des Religionsunterrichts, den sie mit der berühmt gewordenen «Denkschrift der bremischen Lehrerschaft» vom September 1905 eröffnete, auch mutig im Juni 1906 in München vor der deutschen Lehrerschaft durchhielt und für den sie unter Einsatz ihrer lehrerberuflichen Existenz einstand. Der heroische Einsatz hat aber nur winzige Reformerfolge gezeitigt, die bremische Lehrerschaft jedoch schwer aufgewühlt und in der Folge zerrissen. An diesem Stück bremischen Kulturkampfes hat das kulturelle Deutschland bis in damalige höchste Kreise im heftigen Für und Wider leidenschaftlich teilgenommen. Den Beteiligten war freilich nicht kulturkämpferisch zumute, selbst nicht unter dem Eindruck der erstmalig und einmalig im Oktober 1905 im Verlage des Burmannschen privaten Schulinstituts in Bremen erschienenen Monatsschrift «*Der Kulturkämpfer, Zeitschrift gegen Naturalismus und Atheismus*», die sich zu einer «konservativen Tageszeitung» entwickeln sollte, woraus aber eben nichts geworden ist. Die damals in der Kulturwelt gestellte Frage: Ende oder Wende des Christentums? hat jene Gruppe bremischer Lehrer für den Bereich der Staatsschule in jenen Tagen ohne Zögern aus dem Munde eines so edlen Geistes wie *Wilhelm Holzmeier*, der ein Jahrzehnt später an der Sünde der Mitwelt zerbrach, in München vor aller Welt beantworten lassen mit dem schneidenden Wort: *Die Volksschule soll nicht christlich sein*. Das war gewiß innerste Überzeugung und unverschleiertes Zeugnis freidenkender Männer, die noch im letzten Mondlicht aufklärerischen Denkens standen, zugleich aber auch empfindsame Geisteskinder einer tiefgehenden Sozial- und Kulturkrise waren und die unter dem erregenden Erlebnisdruck der Köppe-Erfahrung litten. Doch Wirklichkeit konnte solche Forderung nicht

werden, damals nicht und heute nicht, auch nicht im Zeichen des von ihnen leidenschaftlich erstrebten demokratischen Sozialismus, der ja schließlich in Europa außer in humanistischer Tradition und klassischer Philosophie auch in christlicher Ethik verwurzelt ist, wie es ein halbes Jahrhundert später das Godesberger Grundsatzprogramm der deutschen Sozialdemokratie von 1959 aussagte.

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß sich in dieser Zeit des bremischen Schulkampfes – es war im Februar 1905 – in unserer Vaterstadt der erste Elternbund in Deutschland als eine « Vereinigung für Schulreform » bildete, der sich die Aufgabe gestellt hatte, « an der Beseitigung der öffentlich erkannten Mängel des Schulwesens und an einer gesunden Entwicklung desselben kräftigst mitzuarbeiten ». Er umfaßte Männer und Frauen verschiedenster Berufskreise, vor allem aber jene Pastoren, wie *Friedrich Steudel*, *Emil Felden*, *Oscar Mauritz*, *Fr. Lipsius*, die der entschieden freisinnigen Richtung angehörten und die zwischen Religionsprotestantismus rechts und Kulturprotestantismus links in dem « Einheitsgedanken des Monismus » eine neue « weltanschauliche » Mitte gefunden zu haben glaubten. Dieser bremische Elternbund veranstaltete im Jahre 1906 eine allgemeine deutsche Umfrage: « Religionsunterricht? » Im Oktober 1908 erfolgte dann noch die Gründung einer bremischen Ortsgruppe des deutschen « Bundes für Schulreform » zur Pflege der Verständigung zwischen Schule und Haus.

Gingen hier und dort Prediger und Lehrer des sogenannten « Bremer Radikalismus » in fortschrittlicher Kulturgesinnung Hand in Hand, so vereinigte sich unter dem Roland-Sinnspruch « Vryheit do ick ju openbar » in der bremisch-pädagogischen Monatsschrift « *Roland* » die Gruppe der radikalen Schulpolitiker – wenigstens in den ersten Jahren – mit einer Gruppe reformfreudiger Lehrer unter der Führung einiger Meister unterrichtlicher Lehrkunst von schöpferischem Einfallsreichtum: *Fritz Gansberg*, *Heinrich Scharrelmann*, *Adolf Gerlach*. Es sind die Männer der besonderen bremischen Schulreformbewegung aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, die durch ihre zahlreichen Bücher, zahllosen Zeitungsartikel und unendlich vielen Vorträge im Raum zwischen Kiew und Bern eine ganz außerordentliche Wirkung in der pädagogischen Welt erzielt haben. Adolf Gerlach, ein Reformator des Rechenunterrichts, ist am wenigsten bekannt und heute so gut wie vergessen. Heinrich Scharrelmann, der vielgewandte Erzähler und herzhaftre Anreger, ein radikaler und antiradikaler « Produktiver », hat in seinem Leben viel von sich reden gemacht, aber er blieb sich und seinen produktiven Anfängen nicht treu. Der Größte unter ihnen ist wohl Fritz Gansberg, « ein Pädagoge von Gottes Gnaden », der geniale Schöpfer der ersten deutschen Reformfibel von literarischem Rang [1905], die R. M. Rilke und Richard Dehmel so sehr liebten und die anerkanntermaßen Schrittmacher für alle modernen deutschen Fibern wurde, der eigentliche Propagandist des « freien Aufsatzes » und schaffensfreudige Plauderer, der Verfasser der vielgelesenen « Demokratischen Pädagogik » [1911], vor dem man in konservativen Lehrerkreisen außerhalb unserer Stadt warnte, und der uner-

müdlische Aufbereiter der Wissenschaften für Volk und Volksschule durch seine «Wissenschaftlichen Volksbücher». Gansberg, der im Jahre 1908 traditionsbewußt das Wort sprach: *Märzluft geht durch die Pädagogik*, und mit ihm Scharrelmann haben die «Welt der Großstadtkinder» in die Schulstube geholt. Sie haben die altertümlichen kleinstädtischen Vorstellungen einer im wesentlichen noch handwerklichen Arbeitswelt und die merkwürdig heimelig-friedlichen Bilder ländlicher Umwelt, die um 1900 auch noch in den Schulen Bremens beheimatet waren, schulliterarisch in ihren Lesebüchern und Jugendschriften überwunden. Ohne soziale Wirklichkeitsscheu wurden sie die wegweisenden Entdecker der wirklichen Umwelt des Kindes, der Stadt selbst als eines Schulstoffes. Die Moderne war ja eine Poesie der Industrie und der sozialen Not geworden, und wie Arno Holz in seinem «Buch der Zeit» beim Anblick großstädtischen Lebens begeistert ausrief: *Auch das ist Poesie!*, so haben diese beiden Bremer Pädagogen gesagt: *Auch das ist Pädagogik*. Darin ist ihnen alle Lehrerschaft dankbar gefolgt. Darin auch und in manchen anderen Anregungen haben sie bis in die Höheren Schulen hinein gewirkt. Seit jenen Tagen hat sich auch die gymnasiale Lehrerschaft allmählich allgemeinen pädagogischen Fragen zugewandt, die über die Grenzen ihrer Schulart und ihres Schulfaches hinausgingen, wenn auch ihr konservativer Teil stets durch eine zu weitgehende «Pädagogisierung» der Höheren Schule eine Gefährdung ihres wissenschaftlichen Lehrauftrages befürchtete. Sie sammelte sich seit dem Jahre 1901 im «Bremer Philologenverein».

Auch dem Kampf mit einer engherzigen Schulbehörde sind die beiden Reformer nicht ausgewichen. In ihrer Zeit sind sie oft als große Erzieher gerühmt worden, daher das Wort von Bremen als dem pädagogischen Weimar. Doch das sind sie nicht gewesen. Scharrelmann, der Maßlose, konnte es nicht sein, und Gansberg, der Besonnene, wollte es nicht sein. Gansberg faßte klar und eindeutig die «Schule als eine Unterrichtsanstalt» auf. Sie sollte – er nennt das oft wiederholend: «meine Formel» – die Theorie zur Praxis des Lebens geben. In einem ungedruckten Brief vom Jahre 1943 setzt er erläuternd und bekennd hinzu: *... daß das Gemeinschaftsleben in der Schule damit nicht genügend erfaßt wird, gebe ich zu. – Ich bin immer mehr Lehrer, weniger Erzieher gewesen, wollte vor allem erziehen durch Lehre und durch die Art des Lehrers – aber ich meinte das so: wenn alles von der Schule abfiel, auch schließlich das Gemeinschaftsleben, dann würde die geistige Durchdringung der Lebenserscheinungen als letzte und höchste Leistung der Schule bleiben, gewissermaßen der tägliche Gottesdienst für die Kinder ...* [Gansberg-Archiv].

Das war in reinster Form genau das, was die gesamte bürgerlich-liberale pädagogische Bewegung des 19. Jahrhunderts in allen ihren Richtungen unter dem Begriff des «erziehenden Unterrichts» auch wollte. Daraus wird deutlich erkennbar, daß Gansberg, der eigentliche Repräsentant der «alt-modernen» bremischen Schulreform als pädagogische Potenz ideengeschichtlich am Ende einer Epoche steht, über die freilich seine – wie er sagte – «bockbeinigen» radikalen Freunde in der Schulpolitik hinauswollten. Gewiß gab er seiner Zeit auf

seinem Arbeitsfeld in gar vielen Dingen durch seinen « Wirklichkeitsunterricht », durch seinen « kindheitsgemäßen Lehrgang » und seine unübertreffliche Meisterschaft im Schildern und Erzählen einen zeitangepaßten didaktischen Stil, den er unter das Motto setzte: *Auch in der Schule ist die Zeit zur Verkündung der Menschenrechte des Kindes gekommen*. Ein Wort, das auch in bremischen Schulen noch nicht verklungen ist. Allerdings lag in den vulgär- und modephilosophischen Prämissen, der philiströsen und subjektiven Begrenztheit und der romantischen Komponente dieser bremischen Reformpädagogik Gansberg-Scharrelmannscher Observanz auch ein Gefahrenmoment, das im späteren Lebensweg Scharrelmanns sehr kraß zur Wirkung kam, als er gänzlich der Hitlerbewegung verfiel, das aber auch die Ursache dafür war, daß die politische Entwicklung, von der die pädagogische sich nicht absentieren kann, über den unpolitischen Gansberg hinwegging. Daraus ist auch zu erklären, daß beide Reformen in ihrer späteren Zeit, jeder auf seine persönliche Art, der Lehrerschaft grollten, wenn die eine Gruppe dem einen und die andere Gruppe dem anderen nicht mehr folgen wollte.

Alle moderne Schulprogrammatische der Politiker und Pädagogen des liberalen Fortschritts und der Sozialdemokratie stand im Jahre 1918 nach dem Sturz der feudalen und großbürgerlichen Herrschaftsschichten wie über Nacht vor ungeahnten Möglichkeiten, ihre Reformideen zu verwirklichen. Nach den turbulenten Revolutionstagen, denen manche vorübergehende Neuerung in Bremen entsprang, wie beispielsweise die Abschaffung des Religionsunterrichts in den staatlichen Schulen durch die Verordnung des « Bildungsausschusses » des Arbeiter- und Soldatenrates vom 7. Januar 1919 [gültig bis 1. Februar 1921] oder die bereits im November 1918 erfolgte Einrichtung eines « Lehrerrates » und einer « Lehrerkammer », gaben die neue Reichsverfassung von 1919 und die neue bremische Verfassung von 1920 einer demokratischen und sozialpädagogisch gerichteten Schulreform die staatsgrundgesetzlichen Voraussetzungen für eine Epoche, die durch das « Avancieren der Masse » gekennzeichnet werden sollte.

Neben der reichsgesetzlichen Einrichtung der vierjährigen Grundschule als allgemeine Pflichtschule, der Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lernmittel in den Volksschulen, der Einführung des fakultativen Religionsunterrichts für Schüler und Lehrer, der Staatsbürgerkunde und des Arbeits- und Werkunterrichts, ferner der Errichtung von Schullandheimen hier und überall, dem weiteren Ausbau des höheren Berufs- und Fachschulwesens, dem Abbau der Lehrerseminare sind doch einige Neueinrichtungen für Bremen in dieser Zeit im besonderen charakteristisch. Wo immer es sein konnte, zog die Stadt, ihre gesetzlichen Körperschaften, ihre Lehrerschaft und zunehmend auch die Elternschaft im allgemeinen Schulfortschritt kräftig mit. Sie blieb sozusagen auf diesem Gebiete immer mit im vordersten Rennen, gleichwie auch seit je die Schwesterstadt Hamburg, und sie hat neben den lebenswichtigen Häfen die kulturwichtigen Schulen nie vergessen. Hervorzuheben ist die landesgesetzliche Einführung der kollegialen Schulleitung und der Schulleiterwahl von 1919 und

die Sozialstaffelung des Schulgeldes für die höheren Schulen im Jahre 1925. Sodann die Eröffnung von drei « Versuchsschulen » im Volksschulbereich in den Jahren 1920 und 1921, die, so sehr sie sich auch voneinander unterschieden, neue pädagogische Formen schulischen Gemeinschaftslebens und Arbeitsverfahrens praktizierten und eine sozialpolitisch aufgeschlossene und erziehungsgläubige Lehrerschaft anzogen. Ihre Gästebücher belegen es, wie Gelehrte, Künstler, Großkaufleute, Pädagogen aus aller Welt Anteil an ihrer Arbeit nahmen. Was diese Schulen im Grunde wollten, das drückte jener amerikanische Schulmann und Besucher im Jahre 1926 mit der Antwort aus, die er den Kindern einer dieser Schulen gab, als sie ihn fragten, welche Schule ihm am besten gefallen habe: *Ich kenne wohl alle neueren Schulen der Erde. Eure gefällt mir am besten. Warum? Weil Ihr am meisten Gelegenheit habt, Euren eigenen Weg ins Leben zu suchen.*

Wenn, hinblickend auf jene Jahre des Friedens zwischen den Weltkriegen, im Vorwort der von der bremischen Schulverwaltung im Herbst 1947 der amerikanischen Militärregierung auf Anforderung eingereichten Denkschrift über Vorschläge zur Schulreform von « dem Meer des pädagogischen Einerleis der damaligen Zeit » gesprochen wird, auch davon, daß « alle guten und fortschrittlichen Gedanken » aus der Reichsschulkonferenz von 1920 « sich im Treibsand der politischen Wirrnisse und Richtungslosigkeit zwischen 1918 und 1933 verlaufen » hätten und nur « hier und da » auf gleichsam pädagogischen Inseln « schulisches Leben in sichtbarer Fülle der Gedanken und Pläne wie auch der Erfolge » gediehen wäre – so kann ein solches Allgemeinurteil den Ergebnissen der schulgeschichtlichen Forschung heute nicht mehr standhalten. Ernsthaft und mit viel tatwilliger Hingabe, ganz besonders der jüngeren Lehrergeneration, wurde auf dem ganzen pädagogischen Arbeitsfelde der Kindererziehung und Erwachsenenbildung – wie man gern sagte – « im neuen Geiste » an der Grundlegung dessen gearbeitet, was man damals die « neue Schule » nannte, die in mannigfaltigen Typen entworfen und mit neuartigen Methoden versucht wurde, als Gemeinschaftsschule, Arbeitsschule, Lebensschule, Produktionsschule, Tatschule, Heimatschule, Heimschule, ja als « Schule ohne Schule », oder im Gesamtunterricht, Werkunterricht, Gruppenunterricht u. a. Das geschah in Bremen teilweise unter Führung Heinrich Scharrelmanns in einer der drei Versuchsschulen und in vielfacher Weise in Anlehnung an Fritz Gansberg in Versuchsklassen, sei es mit seiner Fibel oder sei es mit dem freien Aufsatz. Allerdings wollte dieser Versuch mit der Künstlernatur Scharrelmann nicht glücken und scheiterte am Ende gänzlich, aber auch die Nachahmung des meisterhaften Lehrstils Gansbergs zeitigte nur bei kongenialen Lehrernaturen volle Erfolge. Beide Reformer wirkten nicht schulbildend, sondern nur als Beispiel und Vorbild in konkreter didaktischer Situation; ihre intuitive Unterrichtskunst war ja als Protest gegen Schematisierung, Systematisierung und Normierung entstanden. Sie waren Meister pädagogisch-methodischer Kleinkunst, aber Scholastiker eines lehrbaren Unterrichtsverfahrens waren sie beide nicht. Ihr Bestes hatten sie vor 1914 gegeben.

Über eine noch so feinsinnige Nur-Unterrichtskunst aber wollten die avantgardistischen Lehrerkollegien der Bremer Versuchsschulen hinaus. Von einer ihnen allen gemeinsamen sozialetischen Grundhaltung aus stellten sie ihre Schulen bewußt in den Dienst des Sozialausgleichs. Darum wurden sie auch in der zeitgenössischen Fachliteratur der Kategorie der Gemeinschaftsschulen zugerechnet. Von ihnen im besonderen, aber auch von allen Reformern wurde die «alte Schule» sicherlich weithin zutreffend, wenn auch nicht ohne selbstrechtfertigende Polemik und in idealtypischer Übertreibung, allseits charakterisiert als Schule der sozialen Gruppe [«Standesschule»], der Autorität [«Lehrerschule»] und des Intellekts [«Lernschule»]. In der Schulwirklichkeit jener Tage stand Altes und Neues spannungsreich nebeneinander und beides zugleich in der Zerrungszone zwischen den Polen radikaler Entpolitisierung und radikaler Politisierung.

Wie die Versuchsschulen und eine Reihe Versuchsclassen in ihrer geistigen Grundlegung von den Ideen der bremischen Reformpädagogik nach 1900 her kamen und sie dann weiter im Sinne eines sozialen Kulturbewußtseins zu entwickeln hingebend bemüht waren, so ist auch die in Deutschland weitbekannte «Arbeitsgemeinschaft für Geschichtsunterricht» unter Führung des Studienrats Friedrich Walburg mit ihren «*Bremer Heften*» aus der gleichen geistigen Wurzel gewachsen.

Aus dieser Wurzel bremischer Schultradition und dem Feuerherd schulpolitischer Neubewegung, den einst die Holzmeier, Gansberg und Genossen angezündet hatten, kam aber noch ein anderes, das nach 1918 aller Welt sichtbar wurde: die große unterrichtliche Freiheit des bremischen Lehrers. Eine solche großzügige Unterrichtsfreiheit war andernorts kaum anzutreffen, so daß in einem wissenschaftlich-kritischen Werk über Geschichte und Theorie der Arbeitsschule aus dem Gemeinschaftskreise der Frankfurter «Vereinigung für Kinderkunde» vom Jahre 1924 geschrieben werden konnte: «Nirgendwo ist für diese Idee mehr geschehen als in Bremen» [Ludwig Klarmann].

So war Bremen in den Jahren der Weimarer Republik in mancher Hinsicht wieder einmal eine pädagogische Station. Eine im wesentlichen mit Vertretern einer liberal-demokratischen Schulreform aus akademischen Kreisen und aus der alten vorrevolutionären Schulvorstehergeneration besetzte Schulbehörde unter Führung des Senators Theodor Spitta und eine in ihrer Hauptmenge berufsgewerkschaftlich organisierte Lehrerschaft unter Führung des Lehrerabgeordneten Hans Lüdeking standen, so oft sie auch in vielen Fragen uneins waren, stets zu geschlossener und gemeinsamer Abwehr gegen Reichsschulgesetzentwürfe jener Jahre bereit, wenn ihnen die traditionelle Bremer Schulform mit ihrer konfessionellen Neutralität bedroht erschien. So besonders eindrucksvoll im Jahre 1927 gegen den «schwarzen Reichsschulgesetzentwurf» des Ministers Keudell.

Alles in allem waren die eineinhalb Jahrzehnte zwischen den beiden Kriegen in der Fülle und Breite ihrer schulpolitischen und sozialpädagogischen Erscheinungen auf allen Gebieten und in allen Schularten reicher und hoffnungsvoller

als jede voraufgegangene Epoche bremischer Schulgeschichte, wenn man auch bedauern mochte, daß Bremen seit 1926 kein eigenes Lehrerbildungsinstitut mehr besaß, weil es keine Hochschule hatte. Bedenklich konnte auch die zunehmende Verweiblichung des Lehrerberufes stimmen, die, wenn sie das erträgliche Maß überschreiten sollte, einen Wandel dieses Berufes in seiner gesellschaftlichen Rangordnung und in seiner sozialen Funktion in unserer industriegesellschaftlichen Arbeitswelt herbeiführen konnte.

Doch alle zukunftssträchtigen Einrichtungen und Entwicklungen im bremischen Schulwesen dieser Weimarer Jahre wurden im Jahre 1933 jäh zerstört: Kultur wurde zur Unkultur und die Schule eine Welt, in der ein Ungeist sein Unwesen trieb, wie er sich beispielsweise in nationalsozialistischer Rhetorik bei einer Rede an bremische Abiturienten im März 1938 ausdrückte: *Es ist nicht so, wie die Parteien des unseligen Zwischenreichs verkündeten, daß der die Zukunft hat, der sich der Jugend bemächtigt und ihr im müden Verzicht die Lasten gieriger Feinde aufbürden will, sondern der hat Herz und Gefolgschaft der Jungen, der die Zukunft selber in sich trägt. Das ist das Geheimnis der Führerpersönlichkeit Adolf Hitlers, der wie ein Magnet die Stahlspäne der Jugend an sich zog.* Das war Verkennung und Verführung in einem und waren Worte am verkehrten Orte; denn nicht mehr die Schule, sondern allein die Parteigliederung der «Hitlerjugend» war der «anerkannte Erziehungsträger». Darum hat auch die NS-Ära in Bremen keine neue Schule errichtet; sie hat nur die alten zerstört.

Als dann im Jahre 1945 alles zusammenbrach, waren jene Männer und Frauen, die durch die dunklen Jahre hindurch das kulturelle und politische Erbe vergangener Zeit im Geist und im Herzen still gehütet und bewahrt hatten, nun auch in Bremen aufgerufen, aus einer geistigen und materiellen Wüste wieder einen Garten der menschlichen Kultur zu machen. Da mußte vor allem bei der Schule begonnen werden. Die Männer, die jetzt die Schulbehörde zu bilden hatten, kamen aus dem ehemaligen lehrergewerkschaftlichen Oppositionskreis und den Versuchsschulzirkeln von vor 1933, zu ihnen verlagerte sich auch die schulpolitische und pädagogische Führung, an ihrer Spitze bis 1951 der ehemalige Versuchsschullehrer Senator *Christian Paulmann*. Mit der Lehrerschaft insgesamt war bis 1950 hin nicht viel zu rechnen, da sie nicht zuletzt durch die allzu formalistisch gehandhabte Denazifizierung der amerikanischen Besatzungsmacht entkräftet und vergrämt war. Dennoch gelang es in unwahrscheinlich rascher Folge der erforderlichen Schritte, ein leistungsfähiges bremisches Schulwesen wieder aufzubauen. Das war und ist fraglos eine Kulturleistung allerersten Ranges; denn ohne das Fundament, das die Schule legen muß, ist keine Kultur, kein Kulturstaat und keine Kulturwelt möglich.

Die neue bremische Landesverfassung von 1947 erhielt nun in den Artikeln 26 bis 36 ausführliche Bestimmungen über Erziehung und Unterricht und kodifizierte im Artikel 32, Absatz I, zum erstenmal in der Geschichte unserer Stadt die spezifische Bremer Schulform, die dann durch das Bonner Grundgesetz von 1949 im Artikel 141 [«lex Bremen»] die bundesstaatsrechtliche Sicherung

289 n.

Der 2. März 1848

wird auch für uns Thoresen unig  
dankewürdiger Tag bleiben und wohl  
werth auch in unserem Archiv seinen  
Platz gefunden zu haben.

März 25 1848

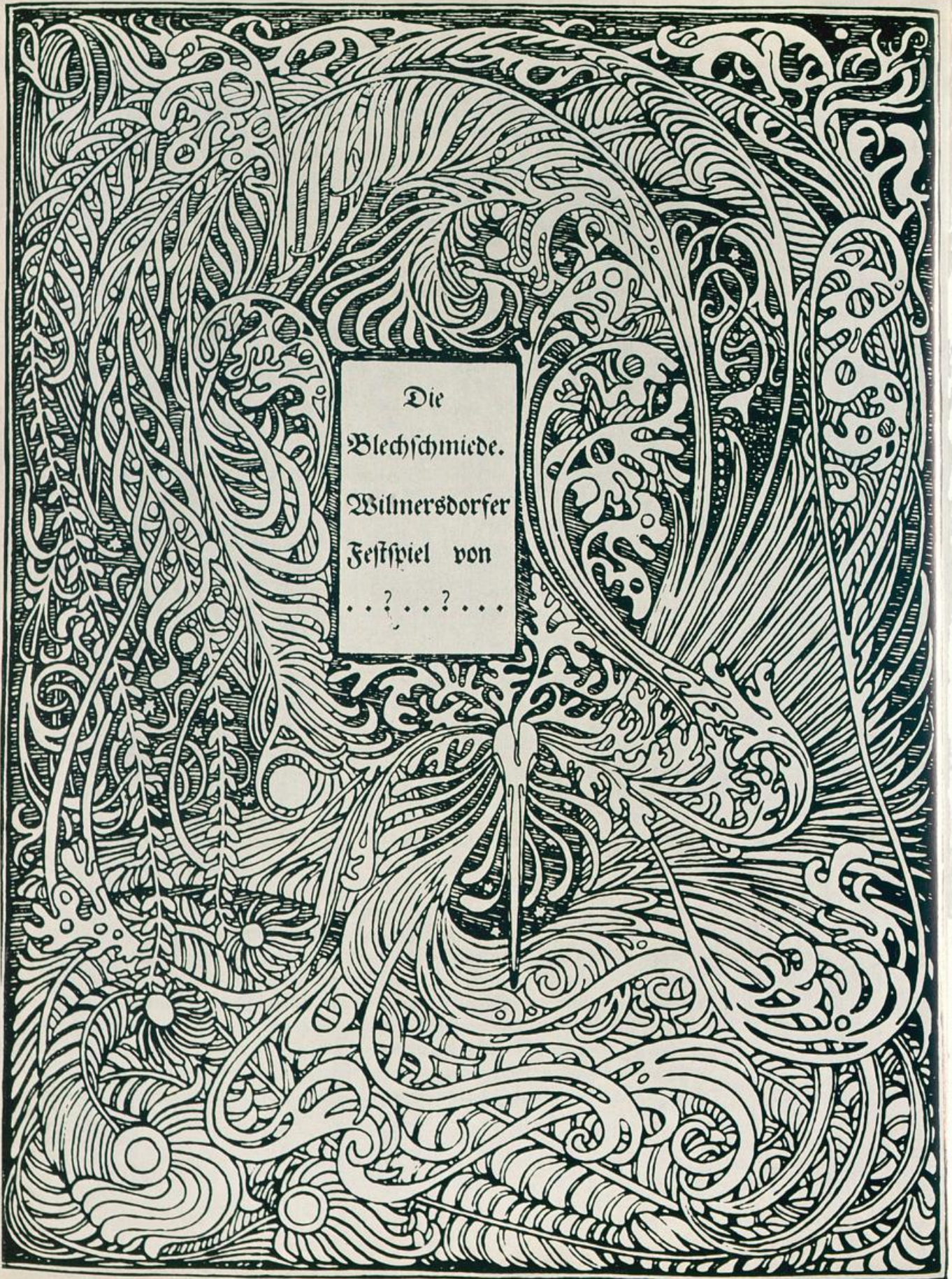
J. Peterson

Freiheit, Gleichheit  
Brüderlichkeit

291

Ich habe die Ehre das Manuskript zu empfangen  
und bin sehr dankbar für die Zusendung  
von demselben. Ich werde es mir  
sofort ansehen und Ihnen  
mein Urtheil mittheilen. Ich  
hoffe, dass es Ihnen  
zu Nutzen sein wird.  
Mit freundlichen Grüßen  
bleibe ich,  
Ihr ergebener  
Diener  
J. Peterson

Eintragung im „Circularbuch“ für die Jahre 1843 bis 1851 des „Kleinen Lehrervereins“ (1826-1868)



Die  
Blechschmiede.  
Wilmersdorfer  
Festspiel von  
...?..?...

erhielt. Darauf folgte im Jahre 1949 in kühner Initiative das große Bremer Schulreformgesetz, das auf Vorschlägen der Schulverwaltung beruhte und von dem «Leitgedanken einer differenzierten Einheitsschule», der sozialen Gegenwartsform der «allgemeinen Volksschule» der klassischen Pädagogik, getragen wird und als tragenden Unterbau die sechsjährige Grundschule einführte. Mit dieser verlängerten Grundschulzeit wurde ein alter Programmpunkt des Bremischen Lehrervereins von vor 1914 verwirklicht. Es wurde aber auch das umstrittenste Kapitel der neuesten bremischen Schulreform.

Besondere Glanzstücke des bremischen Schulwiederaufbaus nach 1945 sind die vielen modernen Schulgebäude, so das einzigartige Berufsschulzentrum, und die zahlreichen Schullandheime, die alle in ihren geistigen Grundgedanken, von woher sie geplant wurden, und in ihrer technischen und künstlerischen Ausführung und Einrichtung bremische Schulkultur unserer Tage in besonderer Weise repräsentieren. Hier machte auch die Tochterstadt Bremerhaven, die im übrigen auch in vergangener Zeit niemals in Schulfreudigkeit und Schulfortschrittlichkeit der Mutterstadt je nachgestanden hat, kräftig mit und wagte in ihren «Kombinatsschulen» sogar einen außergewöhnlichen Schritt nach vorne. Ob im Schulgesetz oder Schulbau, ob im Landheim oder im Lehrplan, noch immer liegt Bremen, wie schon einst, ganz weit vorne in der fortschrittlichen pädagogischen Kulturbewegung. So hat es auch mit der Gründung der «Arbeitsgemeinschaft Bremer Schule» im Januar 1948 eine Einrichtung geschaffen, die den Schulen aus einem überlokalen Mitarbeiterkreis kindgemäßes literarisches Material in bunter Fülle reicht. Hierher gehören auch die «Bremer Schülerlexika». Über all diese Dinge hat uns *Wilhelm Berger*, vor 1933 ein bremischer Versuchsschullehrer und nach 1945 ein Verbindungsmann bei der amerikanischen Militärregierung und dann Oberschulrat in der Schulbehörde, als ideenreicher Anreger und tatkräftiger Initiator in mancherlei Veröffentlichungen berichtet, so auch in dem von ihm im Jahre 1956 herausgegebenen, prächtig ausgestatteten Buch «Erziehungs- und Kulturarbeit in Bremen».

Wie dieses Buch, so zeugt auch die schöne Veröffentlichung «Bremer Kinder danken für neue Schulen» vom Jahre 1959 von der erfreulichen Gemeinschaftsarbeit von Schulverwaltung, Deputationen, Beiräten, Lehrervereinen und einer heute weithin schulbewußten Wirtschaft unter der schulpolitischen Führung des Senators *Willy Dehnkamp*.

Eines freilich hat sich seit Beginn unseres Jahrhunderts sehr gewandelt: das ist die Lehrerschaft, ganz besonders die Volksschullehrerschaft. Diese letztere war einst ein in sich geschlossener, einheitlich ausgebildeter Berufsstand überwiegend stadtbremischer Herkunft und seminarischer Bildung, fast ausschließlich vorstädtischem kleinbürgerlichem Milieu entstammend. Dieser Beruf hat inzwischen einen Strukturwandel sondergleichen erlebt. Heute ist er überwiegend eine Lehrerinnenschaft und herkunftsmäßig und ausbildungsmäßig sehr viel-

ZUR ABBILDUNG

Titelblatt von *Heinrich Vogeler* zu *Arno Holz* «Bleischmiede» in der «Insel», 1. Jg., 2. H., 1900.

schichtig und daher naturgemäß in sich widersprüchlich. Gewiß ist die «Zone der Fremdheit» zwischen der Gymnasiallehrerschaft, dort, wo man etwas war, und der Volksschullehrerschaft, hier, wo man etwas begehrte, von beiden Seiten her immer mehr abgebaut worden, doch steht die Lehrerbildung, worunter auch heute noch nur die Ausbildung der Volksschullehrer verstanden wird, auf strittigem Gebiet zwischen den Parteien und in einer jahrzehntelangen Odyssee, die nicht ohne tragische Zeichen ist. Wie dem auch immer sei, Bremen selbst löste das Problem der Akademisierung der Lehrerbildung mit entschlossenem Griff, als es seit 1945 über die Vorform eines «Pädagogischen Seminars» ab 1947 eine Pädagogische Hochschule auf Landesebene anlaufen ließ und dieser bald darauf vor den meisten anderen Bundesländern das sechssemestrige Studium auferlegte. Bis heute ist dazu Bremen das einzige Land, das einem PH-Absolventen nach abgeschlossenem Studium die Befähigung zur Anstellung auch als Mittelschullehrer ausstellt. Hier wahrt unsere Vaterstadt alter Tradition gemäß die Einheitlichkeit des Volksschullehrerstandes, des schlechthin «bremischen Lehrers». Allerdings ist gegenwärtig der bremische Lehrernachwuchs zu drei Vierteln weiblich, und neben der Pädagogischen Hochschule gibt es gegenwärtig eine zweite Lehrerquelle: die Flüchtlinge aus der DDR.

Es zeigen sich im Hinblick auf Lehrerbildung und Lehrerschaft in unserem unaufhaltsam wachsenden Zweistädte-Staat manche ernststen Sozialprobleme und oft schwierige Kulturprobleme. Werden aber die heutige und künftige Einwohnerschaft aller Schichten und die Lehrerschaft aller Schularten – nach den Worten des Senators *Diedrich Ehmcks* vom Jahre 1897 – *in dem Geiste, der unser Gemeinwesen groß und stark gemacht hat, in der Achtung vor Bürger-tugenden und Bürgerfreiheit* sich bilden und leben und – so fügen wir aus der Kultursituation unserer Zeit hinzu – sich der sozialen Verpflichtung und demokratischen Verantwortung, die allein unsere Zukunft sichern können, in Achtung vor Menschenrecht und Menschenwürde, bewußt bleiben, dann wird auch fernerhin unser freiheitliebendes und schaffensfreudiges Bremen ein helleuchtender Punkt auf der «Bildungs- und Handelskarte» Europas sein und allzeit auch eine von Märzlucht durchwehte pädagogische Station, in der gute Schulen die wahren Kampf- und Bundesgenossen des Staates sind, in der aber auch stets das Wort des Lehrers der gymnasialen «Vorschule» zu Bremen, *Dr. Christian Fr. L. Strack*, das dieser im Jahre 1824 «ehrerbietigst Sr. Magnificenz Herrn Bürgermeister Dr. H. Gröning» zueignete, Geltung behalten muß:

*Wer Mängel und Gebrechen sieht, der rede davon zur rechten Zeit  
und am rechten Ort, wie es freien, wohlgesinnten Bürgern zukommt.*

*Kirche und Kultur in Bremen*

Eine Kulturmorphologie kann an dem Bereich des Religiösen nicht vorübergehen – das «geistige Bremen» muß auch das «geistliche Bremen» in den Blickwinkel fassen; denn da beide Phänomene, Kultur wie Religion, die organisierte menschliche Gemeinschaft, sei es als Staat, sei es als Kirche, zur Voraussetzung haben, sind sie ihrem Wesen nach dazu bestimmt, in Beziehung zueinander zu treten. Sie haben das tatsächlich auch in der Geschichte der Völker unter mannigfacher Gestalt getan, mit vielen Zwischenlösungen innerhalb der beiden Extreme: Unterwerfung der Kultur unter die Religion und Unterwerfung der Religion unter die Kultur. Nicht zuletzt im engen Raum unseres Stadtstaates hat die Begegnung beider Kräfte zu ausgeprägten Mischformen geführt.

Wenn im folgenden ausschließlich die Bremische Evangelische Kirche daraufhin untersucht wird, welche Kultureinflüsse von ihr ausgegangen sind oder auf sie eingewirkt haben, so deshalb, weil sie allein als aus dem Umbruch der Reformation hervorgegangene «Volkskirche» unter soziologischem und historischem Aspekt, d. h. in der Horizontalen und Vertikalen ihres Wirkens, genügend Ausdehnung hat, um als Modell dienen zu können. Indem sie nämlich ihr «Herkommen» nicht nur als ehrwürdige Tradition achtet, sondern geradezu als Rechtsnorm in die Verfassung eingebaut hat, anerkennt sie ihre geschichtliche Entwicklung ausdrücklich als Schlüssel für die Erklärung ihres So-Seins in der Gegenwart. Ihr Selbstverständnis ist mithin nicht nur phänomenologisch, sie ist insbesondere auch historisch zu deuten.

Allerdings, nimmt man die Bremische Evangelische Kirche näher in Augenschein, so erhebt sich alsbald die Frage, ob hier überhaupt von «Kirche» im gewöhnlichen Wortsinn die Rede sein könne. Sie weicht nämlich sowohl in ihrem Bekenntnisstande als auch in der Verfassung von anderen deutschen Landeskirchen nicht unerheblich ab. Während für diese die Glaubenseinheit selbstverständlich ist, beschränkt sich die Bremische Evangelische Kirche als *historisch gewordene Einheit reformierter, lutherischer, unierter und sich evangelisch nennender Gemeinden* laut der ihrer Verfassung neuerdings vorangestellten Präambel auf ein recht allgemeines Bekenntnis zum *Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt und in der Reformation neu ans Licht getreten ist*. Dies eben war die Mindestvoraussetzung für ihre

ziemlich späte Aufnahme in die Evangelische Kirche in Deutschland [1953]. Was ferner die kirchliche Organisationsform betrifft, so ist diese anderswo bekanntlich gekennzeichnet durch die Gewaltenteilung zwischen einer Synode als parlamentarischer Vertretung des Kirchenvolkes, einer zentralen Verwaltungsbehörde und einer obersten geistlichen Führung. In Bremen dagegen fehlt letztere ganz und gar; der Kirchentag als Organ vornehmlich der Gesetzgebung ist überhaupt keine kirchliche Volksvertretung, sondern bis auf die wenigen hinzugewählten Einzelmitglieder eine Versammlung von Gemeindepriestern, die an ihre Instruktionen gebunden sind, und die ständige kollegiale Verwaltungsinstanz, der von und aus dem Kirchentage gewählte elfköpfige Kirchenausschuß unter einem zugleich dem Kirchentage vorstehenden Präsidenten, der nicht Geistlicher sein darf, findet nur ein Gegenstück in dem lutherischen Kirchenrat der Schwesterstadt Hamburg. Kurzum, eine autonome Formenwelt, die auf geschichtlichen Eigenwuchs unter den besonderen Bedingungen des Stadtstaates hinweist.

Im Einklang mit den Bestimmungen der Weimarer Verfassung und der Verfassung der Freien Hansestadt Bremen vom Jahre 1920 ist auch in Bremen die Kirche vom Staate getrennt. Da aber beide Mächte den Menschen meinen und verpflichten, bleibt es nicht aus, daß sie sich auch heute und immer wieder im Bezirk der Öffentlichkeit treffen, berühren, manchmal auch stoßen. Der Staat erkennt diesen Sachverhalt an, indem er den Kirchen und Religionsgemeinschaften den Charakter von Körperschaften des öffentlichen Rechts zubilligt: so die bremischen Verfassungen von 1920 und 1947. Demgemäß hat der Staat sich ein Aufsichtsrecht über die Kirche vorbehalten, das alte *jus circa sacra*, während es mit dem *jus in sacra*, dem Episkopalrecht des Landesherrn in der evangelischen Landeskirche, seit 1920 endgültig vorbei ist.

Bei der Betrachtung von Struktur und Wesensgehalt des bremischen Kirchentums fällt zunächst die von der Verfassung festgelegte Vorrangstellung der Gemeinden auf. Ihre *herkömmliche Selbständigkeit und Selbstverwaltung bleibt bestehen*. Sie behalten ihre Finanzhoheit, können ihr Mitgliedsrecht ruhen lassen und genießen im übrigen die unbeschränkte, wenn auch durch die Präambel näher bestimmte Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit. Demgegenüber hat der die Gesamtkirche vertretende Kirchentag nur die bisherigen Befugnisse des Senats erhalten. Angesichts so weitgehender Autonomie in Lehre und Verwaltung wird man den Gemeinden den kirchlichen Charakter in besonderem Maße zuerkennen, wie denn auch der Verfassungsgeber vorübergehend geschwankt hatte, ob er für die Gesamtkirche nicht lieber die Bezeichnung Zweckverband wählen sollte.

Diese mit dem Herkommen begründete Privilegierung der Gemeinden ist Jahrhunderte alt. Ausgehend von der auch politischen Funktion der vier Kirchspiele der Altstadt als des zunächst ausschließlichen Wohnsitzes der Vollbürger, äußerte sie sich in dem Recht der freien Pfarrerwahl, der eigenen Finanzgebarung und der Laienverwaltung durch die Bauherren. So bereiteter Boden nährte notwendigerweise die Auffassung von dem Vereinscharakter der

Kirche als einer dank dem Consensus der vom Geist erfaßten Glieder gestiftete Gemeinschaft, die ein Prioritätsrecht gegenüber der Gesamtkirche beansprucht. Hier sind Berührungspunkte mit der Vertragstheorie des Staatsdenkens unverkennbar.

Für die oft beschriebene Eigenentwicklung der bremischen Reformation ist indes nicht nur das Verhalten der bodenständigen Bevölkerung in einer bestimmten historischen Ausgangssituation, sondern vor allem die Einwirkung des fremden, vornehmlich aus den Niederlanden, Frankreich und der Schweiz stammenden Ideengutes der meist zugewanderten geistigen Führungsschicht verantwortlich. Die in Bremen aufeinanderprallenden oder sich verbindenden theologischen Richtungen lutherischer, melanchthonischer, zwinglischer oder calvinischer Provenienz hatten natürlich alle auch ihre eigene Staatslehre, mit der sie das Problem der Obrigkeit zu bewältigen suchten. Andererseits gingen von der Staatsgewalt, zumal wenn sie von so starken Männern wie den Bürgermeistern *Daniel von Büren* oder *Heinrich Krefting* verkörpert wurde, nicht minder kräftige Anstöße aus, die auch ihrerseits theologisch-philosophisch fundiert waren, wenn anders sie sich in der christlichen Gesellschaft überhaupt durchsetzen wollten. Was könnte bezeichnender hierfür sein, als daß die bremische Kirche am Ende in ihrem Bekenntnis zwar reformiert wurde, ihr aber die für die Wahrnehmung der Kirchenzucht notwendigen Verfassungsorgane, wie das Presbyterium, vorenthalten blieben, weil Krefting und sein Kreis der spätzwinglianischen Lehre vom absolutistischen Staatskirchentum anhängen und von gesamtkirchlicher Selbständigkeit nicht viel wissen wollten! Es offenbart sich in diesem Verhalten freilich nur ein durch die Jahrhunderte hin verfolgter allgemein antihierarchischer Grundzug des bremischen Gemeinwesens, der im Zeitalter des Vormärz in Johann Smidts etatistischer Kirchenpolitik zu seinem Höhepunkt und schärfsten Ausdruck gipfeln sollte.

Das landesherrliche Kirchenregiment war bereits fest gegründet, als im Jahre 1803 ein Ereignis eintrat, das den Auflösungsprozeß der reformierten Kirche Bremens vollendete: die Eingliederung des bisher hannoverschen lutherischen Domes auf Grund der Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses. Über die Behandlung der damit fortan dem Senat kirchenrechtlich unterstehenden Lutheraner kam es alsbald zu einer langjährigen erbitterten Auseinandersetzung zwischen dem Staat, vertreten durch *Johann Smidt*, und dem Dompredigerkolleg. Smidt hätte gern die Lutheraner den vorhandenen reformierten Lokalgemeinden zugewiesen und richtete zu diesem Zweck lutherische Pfarrstellen an St. Ansgarii, St. Remberti und St. Pauli ein. Er begünstigte auch die durch das Reformationsjubiläum des Jahres 1817 beförderten Unionsbestrebungen, die aber wegen der unnachgiebigen Haltung der «Domianer» nicht voll zum Zuge kamen. Am Dom erstrebte man vielmehr eine eigene lutherische Kirche unter dem Summepiskopat des Senats, die alle Lutheraner der Stadt in einer riesigen Personalgemeinde umfassen sollte. Das aus diesem Machtkampf schließlich hervorgegangene Kompromiß tastete zwar die Domgemeinde nicht an, trug Smidts Standpunkt aber insofern Rechnung, als es

den Dom tatsächlich 1830 der bisherigen reformierten Landeskirche endgültig inkorporierte.

So waren in ein und derselben Kirche fortan die beiden evangelischen Bekenntnisse teils selbständig, teils uniert vertreten, eine bemerkenswert souveräne, auf alle Fälle ungewöhnliche Lösung, die wiederum die kirchenpolitische Entwicklung in Bremen entscheidend beeinflussen sollte. Denn das mit dem Dom in die bremische Kirche eingebrochene Personalgemeindeprinzip mußte sich als Sprengstoff zur Auflösung der alten Lokalgemeinden erweisen. Indem der Senat als Kirchenregiment 1860 durch eine Obrigkeitliche Verordnung den Pfarrverband betreffend die volle kirchliche Freizügigkeit nur noch von wenigen Formalitäten abhängig machte, die ohnehin in der Folge kaum beachtet wurden, erhob er einen Zustand der Desintegration zum Kirchenrecht, der noch heute, nach und trotz der 1934 erfolgten Neufestsetzung lokaler Parochialsprengel, für die Bremische Evangelische Kirche kennzeichnend ist. Dieser kirchlichen Rechtslage entspricht auf weltanschaulichem Gebiet das Prinzip der Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit, seinerseits ebenfalls das vorläufige Endergebnis einer vierhundertjährigen geschichtlichen Entwicklung des bremischen Protestantismus.

Für das Reformationsjahrhundert stand die kämpferische Auseinandersetzung über den Bekenntnisstand der bremischen Kirche im Vordergrund, das Fortschreiten von der ersten zur «zweiten» Reformation des Calvinismus, von *Heinrich von Zütphen* über den kryptozwinglianischen Domprediger *Albert Rizaens Hardenberg* zu *Christoph Pezel* – ein langer Weg, der in die von Bremen beschickte Dordrechter Synode [1618] einmündete. Die Folgezeit sieht die Aufweichung der zopfigen reformierten Orthodoxie nach zwei Seiten: vom religiösen Gefühl her zum Pietismus, von der aufklärerischen Vernunft zum Rationalismus hin. Für die erste Richtung genügt es, die Namen *Theodor Undereycks* von St. Martini und *Friedrich Adolf Lampes* von St. Stephani anklingen zu lassen. Indem diese Pietisten die Heilige Schrift und die biblische Wahrheit, so wie sie sie verstanden, nach dem Vorbilde ihres berühmten Lehrers Johannes Coccejus über die orthodoxe kirchliche Dogmatik stellten, begründeten sie eine individualistische Tradition altgläubiger Schriftdeutung, die im 19. Jahrhundert auf den Kanzeln von St. Martini und St. Stephani im Biblizismus *Gottfried Menkens* und *Friedrich Mallets* mit soviel Inbrunst und Wiederhall vertreten werden sollte. Der Rationalismus dagegen will die eingeborenen sittlich-religiösen Ideen, die dem aufgeklärten Menschen als Maßstab für die Beurteilung von Geschichte und Offenbarung dienen, laufend mit den auf Vernunft und Erfahrung gegründeten Einsichten der Wissenschaften zur Deckung bringen. Indem er eine zukunftsfrohe Frömmigkeit von leicht hausbackenem Gehabe zur Schau stellt, verträgt er sich vorzüglich mit dem bürgerlichen Erwerbstreben nach den Gütern dieser Welt, worin sich gemäß Max Webers berühmter, aber bestrittener Hypothese die Bemühung des Calvinisten um den Nachweis des Gnadenstandes seiner Erwählung durch Gott niederschlagen soll. Während die Aufklärung als philosophisch-wissenschaftliche Grundhaltung um

die Mitte des 18. Jahrhunderts in Bremen ihren Einzug hielt, erreichte der kirchliche Rationalismus erst um die Jahrhundertwende auf den Kanzeln seinen Höhepunkt, vertreten etwa durch den Schweizer *Johann Jakob Stolz* an St. Martini und den Stocklutheraner *Johann David Nicolai* am Dom. Es ist bekannt, wie sehr sich der deutsche theologische Rationalismus mit Kantischem Ideengut auflud. Das gilt nicht zuletzt für die geistige Entwicklung Johann Smidts, der seine für die bremische Kirche so folgenreich gewordenen theologischen und philosophischen Grundauffassungen in den neunziger Jahren zu Jena bei Paulus und Fichte erhielt, alle beide damals ausgesprochene Kantianer. So sehr auch der Rationalismus bereits um objektive Schriftauslegung, wie die Aufklärung sie verstand, bemüht war, die Bedeutung der Bibel in ihrem Spannungsverhältnis von Zeitlichkeit und Überzeitlichkeit recht zu erfassen, war erst möglich, seitdem einerseits die Romantik und die historische Schule die Individualität alles Geschichtlichen als eines in die Zeit Eingebundenen und aus ihr heraus zu Erklärenden erkannt, andererseits die Philologie und Religionswissenschaft immer feinere Methoden kritischer und vergleichender Textausdeutung entwickelt hatten. So sind neupietistischer Supranaturalismus und aufklärerischer Rationalismus in veränderter Gestalt in das 19. Jahrhundert übergetreten, ersterer durch die Erweckungsbewegung vertieft, letzterer von der modernen Wissenschaft beflügelt, nicht zuletzt von so ätzenden Kritiken wie David Friedrich Strauß und Bruno Bauer aufgerüttelt. Nach der fast erdrückenden Hegemonie des Rationalismus im Aufklärungszeitalter scheint nunmehr der Dualismus beider Strömungen, des alten und des neuen Glaubens, die Kluft zwischen Orthodoxen und Liberalen, wie man in Bremen sagte, unüberbrückbar.

Das 19. Jahrhundert ist eine Epoche scharfer Richtungskämpfe in Bremen – Gottesbegriff, Christologie, Dreieinigkeit, Offenbarung, Versöhnung, Bibel, Sünde, Unsterblichkeit, Kirche: so viele Fragen, so viele Streitpunkte! Unverkennbar ist, daß die Liberalen Oberwasser haben, weil sie auf der starken Flutwelle der historisch-kritischen Theologie und des politischen Nationalismus einherschwimmen. Am Dom ist der Freisinn noch vom Rationalismus her eingefleischt, manche Gemeinden kann er überdies neu erobern. Das geschieht besonders spektakulär bei der Kanzel Gottfried Menkens in St. Martini, die, nach ihm von dem ihm gleichgesinnten *Treviranus* verwaltet, 1867 an einen radikal Neugläubigen fällt, Pastor *Moritz Schwalb*, einen getauften Juden aus Paris von tiefer alttestamentlicher Frömmigkeit. Kaum angekommen, entfacht er mit einem Vortrag einen Sturm der Entrüstung bei den Altgläubigen, indem er den von diesen als wahrer Gott und Mensch zugleich verehrten präexistenten Christus auf den historischen Zimmermannssohn Jesus von Nazareth reduziert, der nicht als Sühnopfer für die Erlösung der Sünder, sondern als Märtyrer des Glaubens am Kreuze gestorben, natürlich auch nicht von den Toten auferstanden und schon gar nicht gen Himmel aufgefahren sei, weil es einen dafür geeigneten Himmel seit Kopernikus nicht mehr gebe. Nicht ganz mit Unrecht gießt der Philosoph *Eduard von Hartmann* die Schalen seines Zornes aus über

den in Plattheiten endenden Historismus der neuprotestantischen Theologie, die zusammengeleimte Fetzen mißdeuteter Bibelsprüche und moderner Kulturideen als das echte ursprüngliche Christentum ausbebe – ein noch größerer Anachronismus als der wenigstens in sich konsequente Paulinismus der Orthodoxie.

Doch die Freigeister, die vor äußerster radikaler Folgerichtigkeit nicht zurückschreckten, waren schon im Kommen. Es sollte kein anderer als Schwalbs Nachfolger *Albert Kalthoff* sein, der das letzte Haltesignal der liberalen Protestantenvereinstheologie überfuhr. Ihm blieb es vorbehalten, auf der Grundlage des soziologischen und marxistischen Weltbildes in seinem « Christusproblem » den primären historischen Jesus ganz und gar zu beseitigen und durch den erst aus der Vorstellungswelt der proletarischen Urgemeinde sekundär emanierenden sozialen Erlösungsmythos vom Christos, dem Messias des kommenden Gottesreiches der Armen, zu ersetzen. Die Folgerung aus dieser These war: Wenn der Christus des Urchristentums nur die Verkörperung des Ideengutes einer als Sozialgruppe aufgefaßten Urkirche war, dann kann auch das göttliche Charisma nicht nur in einer einmaligen historischen Offenbarung Mensch geworden sein, sondern wirkt als natürliche Religion in jeder Religionsgemeinschaft überzeitlich fort. Damit aber hat die Gegenwart Recht und Pflicht, den göttlichen Funken in die ihrer Geisteshaltung angemessene Form zu fassen, wie Kalthoff es in seiner « Religion der Modernen » versucht hat.

Dieser Bremer Radikalismus, wie er sich im Gegensatz zum Liberalismus nannte, deutet also den Begriff der kirchlichen Tradition, die als theologische Fortbildung der biblischen Offenbarung in der römisch-katholischen Kirche bekanntlich eine so entscheidende Rolle spielt, im Sinne des freien Protestantismus als evolutionistisches Formalprinzip einer sich fortwährend reformierenden Reformation. Im Gegensatz zu der zuchtvollen Strenge, mit der die römische Kirche die Entwicklung ihrer Lehrmeinungen vollzieht, war hier allerdings subjektivistischer Willkür Tür und Tor geöffnet. Für Kalthoff konnte die sich fortwährend reformierende Reformation eben nur einen dauernden Anpassungsprozeß der Religion an die Kultur bedeuten: er verkörpert denn auch in Bremen geradezu den Höhepunkt des schrankenlosen Kulturprotestantismus. Hierin folgten Kalthoffs bedeutendste Anhänger, *Friedrich Steudel* von St. Remberti und *Oskar Mauritz* vom St.-Petri-Dom, durchaus seinen Spuren, während sie von seinem noch persönlich gefärbten Gottesbegriff zu einer pantheistischen Naturmystik entschiedener Immanenz im Stile Giordano Brunos fortschritten. Demgemäß nahm Steudel keinen Anstand, rundheraus zu erklären, daß zwischen « christlicher » und « moderner » Anschauung eine unüberbrückbare Kluft bestehe, ohne jedoch deswegen die Kanzel von St. Remberti zu räumen.

Eine so unerbittliche Konsequenz war in der Tat unnötig, wenn man wie Kalthoff den Begriff des Christentums unter Verzicht auf den ganzen Dogmenapparat so übermäßig dehnte, daß nur die christliche Liebe als Kriterium blieb. *Es gehört gar kein bestimmter Begriff von Gott und Religion, keine bestimmte*

*Theorie über das Verhältnis Gottes zur Welt und die Wirkungen Gottes in der Welt dazu, um Christ zu sein. Es gehört nur dazu, daß wir Gott in unseren Brüdern lieben, daß wir im Geringsten unter den Menschen die göttliche Würde, das geistige, persönliche Wesen anerkennen, achten, lieben und fördern. Nicht einmal der Glaube an Christus, die Kenntnis der Person Christi ist im Prinzip notwendig, um nach Christi Urteil zu den Auserwählten zu gehören.* Man wird nicht verkennen wollen, daß dieser dogmenlose Neuprottestantismus Kalthoffs den Endpunkt eines Entwicklungsstranges darstellt, über den auch *Emil Felden*, der religiöse Sozialist auf der Martinikanzel, trotz aller Extravaganzen seines theologischen Freisinns schwerlich hinausgelangt ist.

Das Bild wäre unvollständig und schief, wenn nicht auch des anderen Extrems, der entschieden supranaturalistischen oder positiven Richtung hier kurz gedacht würde. Während Gottfried Menkens Kanzel für lange Jahrzehnte an die radikalen Modernisten verlorenging, fehlte es doch durchaus nicht an festen Burgen altgläubiger Frömmigkeit, wie St. Stephani und St. Pauli, die nie in die Hand der Freisinnigen fielen. Die Liebfrauengemeinde geriet in den acht- und vierziger Jahren über die politische und religiös-pantheistische Schwarmgeisterei eines *Rudolf Dulon* so aus der Fassung, daß sie es nachmals nie wieder mit dem Liberalismus zu versuchen wagte. Auch die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neugegründeten Vorstadtgemeinden waren und blieben überwiegend positiver Observanz, wie etwa die Friedensgemeinde, Jakobi, Zion, Wilhadi. Ähnlich war es mit Ausnahme von Hastedt und Horn im Landgebiet, dessen Gemeinden nach und nach in die Stadt einbezogen und damit dem städtischen Kirchenrecht unterstellt wurden. In den Hafenstädten allerdings lag der Liberalismus für lange Zeit eindeutig in Führung.

Die Stellung der Positiven in Bremen war also durchaus nicht etwa schwach zu nennen, insonderheit, wenn man die weit größere kirchlich-seelsorgerische Aktivität der altgläubigen Gemeinden berücksichtigt. Und sie hatten auch unter ihnen in der Pastoralkonferenz eng zusammengeschlossenen Geistlichen beherzte und tatkräftige Diener am Wort, die sich nie scheuten, den Modernisten den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Der wortgewaltige *Friedrich Mallet* hat ein halbes Jahrhundert lang Sonntag für Sonntag von der Kanzel in St. Stephani seine schlichte und tiefe biblische Frömmigkeit an eine zahlreiche Zuhörerschaft weitergegeben und das Wesen der Steffensgemeinde bis auf unsere Tage durch seine Persönlichkeit geprägt. In der Friedenskirche scharte der auch schriftstellerisch begabte *Otto Funcke* die entschieden Altgläubigen um sich. Selbst am liberal-radikalen Dom wirkte doch stets wenigstens ein positiver Prediger, damit auch der so eingestellte Lutheraner eine geistige Heimstatt fände und nicht zu anderen Gemeinden abzuwandern brauchte.

Es bleiben zwei liberale Kanzeln, St. Michaelis, wo der nicht nur als Kirchenhistoriker geachtete, ausgleichende *Otto Veeck* eine maßvolle Protestanteneinstheologie vertrat, und St. Ansgarii, wo ein ganz eigenständiger, bedeutender Geist, *Julius Burggraf*, für ein deutsches, germanisch gerichtetes Christentum wirkte. Zutiefst berührt und begeistert von der sittlichen Wertwelt des deut-

schen Idealismus, suchte er den von den Modernisten, wie wir sahen, auf so verschiedenen Wegen erstrebten Ansatz zur Synthese von Religion und Kultur in der reinen Höhenluft der Klassik, insbesondere seines geliebten Schiller: *... solange ich lebe und denke, ging mein Streben darauf, eine innere Verbindung zu finden von Kirche und Kunst, von Religion und Kultur, von Bibel und deutschem Volkstum*. Im Schillerjahr 1905 überraschte er Senat und Öffentlichkeit mit seinen Schillerpredigten, die über Monate hin statt eines Schrifttextes ein Werk des Dichters dem Gottesdienst zugrunde legten [z. B. Maria Stuart am Karfreitag!]. Das «Gotteswort aus Dichters Mund» sei dem modernen Lebensgefühl freisinniger Menschen oft angemessener als ein Pauluswort und erreiche daher leichter sein Ziel, zu Christus hinzuführen, war die Begründung für solche Kühnheit. Daß allerdings das Echo auf diesen neu- und eigenartigen Versuch christlicher Wortverkündigung recht zwiespältig war, hat Burggraf nicht daran gehindert, kraft des von ihm in der Kirche beanspruchten ungehemmten Rechtes des deutschen Individualismus auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortzuschreiten: dem Schillerzyklus folgen nach einigen Jahren die Goethepredigten und die Carolathpredigten!

Man erkennt aus diesen Andeutungen über die theologischen Richtungen der alten Landeskirche, wie sie bis 1920 in Bremen bestand, ein sehr buntes Bild verschiedenster Farben und Schattierungen. Das also war der Boden, auf dem das Prinzip der Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit kräftig emporsproß, nachdem es ihn selbst zuvor bereitet hatte! Der in ihm ausgedrückte Toleranzgedanke ist nicht von ungefähr weltlichen Standes; weil nämlich jede Religion wesensgemäß die Ausschließlichkeit ihrer Wahrheitsverkündigung in Anspruch nehmen muß, erwächst hier die sittliche Pflicht des modernen Staates, innerhalb und außerhalb der Kirchen auf Duldsamkeit zu achten.

Sehr ernst nahm Johann Smidt diese Aufgabe, die ihm sein geistiger Standort allerdings erleichterte. Wohl hat er 1845 in dem Nagelschen Kirchenstreit, als das Geistliche Ministerium unter Mallets Führung den Prediger von St. Remberti wegen sehr freisinniger Äußerungen über das Verhältnis von Religion und Naturwissenschaften von seinen Sitzungen ausschloß, diesen Entscheid aufgehoben mit der bekannten Begründung, da Glaubensgerichte im bremischen Freistaate ordnungsmäßig nicht bestünden, sei es auch keiner Behörde gestattet, sich eigenmächtig dazu aufzuwerfen. Aber andererseits trug Smidt 1852 doch kein Bedenken, den wegen seiner sozialrevolutionären Ideen politisch höchst gefährlichen Rudolf Dulon an Unser Lieben Frauen nicht mit polizeilichen Maßnahmen, sondern gerade durch ein ihn der Irrlehre beschuldigendes Gutachten der Heidelberger theologischen Fakultät zur Strecke zu bringen. Der Senat hat auch noch ein halbes Jahrhundert später den von der trinitarischen Taufformel abgewichenen Mauritz und die Haeckels Monistenbund beigetretenen Radikalen – Kalthoff sogar als dessen Präsident! – durch energischen Druck zum Einlenken gezwungen, eben weil er hier die Grenzen des Zulässigen überschritten glaubte.

Der Toleranzbegriff, so wie ihn der bremische Staat in der Landeskirche vertrat

und zur Geltung brachte, ist also kein absoluter, sondern ein relativer: die Freiheit ist nicht Willkür, sondern maßvolle Ungebundenheit, denn sie hat ihre Entsprechung in der Verantwortung vor dem Evangelium und ist damit vor Entartung bewahrt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß das in der Bremischen Evangelischen Kirche wirkende Prinzip der Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit auch heute noch, nach Annahme der Präambel, sofern diese nur nicht engherzig ausgelegt wird, Raum gewährt für die Entfaltung verschiedenartiger theologischer Richtungen, wie es einer echten Volkskirche wohl ansteht, gemäß dem oft angeführten Herrenwort: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Es ist nunmehr zu fragen, ob und inwiefern die spezifisch bremische Ausprägung des Protestantismus kulturbestimmend war, d. h. auf die Formung eines in sich geschlossenen Verhaltens- und Lebensstiles des Menschen in Staat und Gesellschaft hinwirkte.

Nehmen wir als Modellfall hier den Staat als wesentlich kulturschöpferische Leistung des Menschen! Er war bekanntlich seit den Tagen Konstantins, durch den das Christentum Staatskirche wurde, ein Hauptziel kirchlichen Einflußstrebens, wie auch umgekehrt die staatliche Gewalt die Kirche zu assimilieren oder in ihrem Geltungsbereich zu beschränken suchte. Die Auseinandersetzung beider Mächte hat in der christlichen Welt zu sehr verschiedenartigen geschichtlichen Typenbildungen geführt und gehört auch heute noch, nicht zuletzt in Deutschland, zu den nicht endgültig gelösten Problemen der Staatskunst. Daß die Staatsräson eine einheitliche, religiös, d. h. christlich gegründete Staatsgesinnung der Bevölkerung erfordere, galt bis zur Trennung von Kirche und Staat durch die Weimarer Verfassung als wenigstens der Theorie nach unumstößliches Postulat. Und wer hätte schon bezweifeln wollen, daß das bremische Staatswesen bis zur Revolution von 1918 ein christliches, und zwar evangelisch-protestantisches, war, wenn der Senat zugleich das Regiment der evangelischen Landeskirche ausübte!

Untersucht man dagegen, wie es mit der Christlichkeit des derzeitigen bremischen Staates bestellt sei, so muß man in der Verfassung vom 21. Oktober 1947 schon ziemlich blättern, um eine nominelle Beziehung zum Christentum zu entdecken. Sie vermeidet nicht nur im Gegensatz zu anderen deutschen Länderverfassungen jeden transzendenten Bezug, sondern scheint ihrem ganzen Geiste nach wenn nicht religiös indifferent, so doch neutral zu sein. Daß der Verfassungsgeber einen Antrag abgelehnt hat, sich in der Präambel auf Gott oder das Christentum zu berufen, darf ihm freilich nicht, wie es wohl geschehen ist, ohne weiteres als «materialistische Denkweise» im Sinne grundsätzlicher Religionsfeindschaft des historischen Materialismus ausgelegt werden. Denn die Behandlung der Religionsgesellschaften muß doch im ganzen als durchaus loyal gelten. Immerhin: «Die Kirchen und Religionsgesellschaften sind vom Staate getrennt», bedeutete das seit der Weimarer Verfassung nicht annähernd so viel wie die Verwirklichung der alten sozialdemokratischen Programmforderung: «Religion ist Privatsache»? Wurde hiermit ferner nicht das Christentum als

bindende und verbindliche Macht seines Ausschließlichkeitscharakters entäußert und zu einem Kulturwert unter anderen herabgedrückt, für dessen Annahme oder Ablehnung sich der freie aufgeklärte Mensch als Träger einer autonomen Ethik und Wertwelt beliebig entscheiden konnte? Mit anderen Worten: landete der politische und religiöse Freisinn hier nicht bei der grundsätzlichen Säkularisierung des Christentums?

Zu solcher Schlußfolgerung könnte in der Tat der in Artikel 26 der Bremischen Verfassung als durchaus diesseitsbezogen und humanitär definierte allgemeine Erziehungszweck des öffentlichen Bildungswesens Anlaß geben. Die Frage ist aber, ob und inwieweit einer solchen Auffassung der Wortlaut des Artikels 32 widerspricht, demzufolge die allgemeinbildenden öffentlichen Schulen Gemeinschaftsschulen mit bekenntnismäßig nicht gebundenem Unterricht in biblischer Geschichte auf allgemein christlicher Grundlage sind.

Nun hat zwar *Bernhard Reimer* in einer Abhandlung über die «Bremer Klausel» neuerdings alle Register juristischen Scharfsinns gezogen, um zu beweisen, daß der hier bezeichnete Unterricht mit der vor 1947 an den bremischen Schulen üblichen und von ihm als «echter Religionsunterricht» aufgefaßten Unterweisung in biblischer Geschichte nicht im mindesten identisch, sondern nur als Vermittlung kulturgeschichtlichen Bildungsgutes christlicher Herkunft anzusehen sei, auf das auch die in Bremen jetzt eingeführte weltliche Schule nicht verzichten könne. Wohl nimmt auch die Arbeit von *Werner Belke* über Kirche und Schule in Bremen eine Äußerung des Göttinger Staatsrechtslehrers *Rudolf Smend* auf, wonach in Bremen die Berührung von Staat und Kirche in der Schule *nur noch an der beiderseitigen Peripherie, ohne Beteiligung des Wesenskerns des einen oder des anderen Partners* erfolge. Indessen gesteht sie andererseits doch zu, daß die allgemeinbildende öffentliche Schule noch heute in der Lebenswirklichkeit auf ihrer traditionellen christlich-protestantischen Grundlage ruhe; eben das entspreche dem Willen fast aller Eltern.

Die hier gekennzeichnete formalrechtliche Auslegung der Verfassung hat in Bremen wenig Anklang gefunden. Gerade der entschieden reformerisch eingestellte Schulsenator *Christian Paulmann* erklärte bei den Verfassungsberatungen der Bürgerschaft, *daß es für die allgemein evangelischen Volksteile bei dem bisherigen Rechtszustand eines konfessionell nicht gebundenen Religionsunterrichts, der selbstverständlich auf christlicher Grundlage erteilt wird, verbleiben soll*. Wenn der zunächst umstrittene Artikel im Zuge der Verhandlungen schließlich den verdeutlichenden Zusatz «auf allgemein christlicher Grundlage» erhielt, wenn die Erteilung des biblischen Geschichtsunterrichts und die Teilnahme der Schüler daran in die freie Entscheidung der Lehrer und der Erziehungsberechtigten gestellt wurde, so deutet alles dies eben auf eine «christliche» Unterweisung. Denn wer hätte es etwa ablehnen können, «neutrale» Religionsgeschichte zu lehren oder zu lernen?

Freilich: christliche Unterweisung eben im Sinne des bremischen Herkommens! Als Bürgermeister *Johann Smidt* 1823 zuerst die allgemeinbildende bremische Staatsschule einrichtete, in die im Laufe des 19. Jahrhunderts das gesamte

Kirchspielschulwesen aufgehen sollte, da griff er bewußt auf das Vorbild einer Privatschule zurück, an der die religiöse Erziehung seit 1799 im Sinne der Aufklärung als ein undogmatischer, bekenntnisfreier biblischer Geschichtsunterricht durchgeführt worden war. «Bekenntnisfrei» ist aber für Smidt und nach ihm für den bremischen Sprachgebrauch nicht wie für die Weimarer Verfassung gleichbedeutend mit «weltlich», sondern «nicht gebunden an die dogmatischen Unterscheidungslehren der beiden protestantischen Konfessionen». Bekenntnisfrei oder bekenntnismäßig nicht gebunden, d. h. praktisch «uniert» oder «evangelisch», war die von Johann Smidt geprägte bremische Staatskirche, und den gleichen liberalen Geist hat der Scholarch der von ihm geschaffenen Staatsschule eingehaucht. Denn beide Institute arbeiteten ja auf das gleiche Ziel der Menschenbildung hin, wie Smidt es verstand, und ebenso trat auch die Pädagogik des beginnenden 19. Jahrhunderts für einen «allgemeinen», d. h. von konfessioneller Bindung frei zu haltenden Religionsunterricht ein.

So ist seit Smidt also die religiöse Unterweisung der Jugend insoweit zwischen Staatsschule und Staatskirche zweigeteilt, als die Schule mit dem biblischen Geschichtsunterricht das vermittelt, was man seit 1878 auf Amtsdeutsch als das «Minimalmaß des religiösen Unterrichts- und Memorierstoffes» zu nennen pflegte, während die Kirche ihren zweijährigen Prediger- oder Katechismusunterricht darauf aufbaute, der die besondere religiöse Erziehung des Kindes im Sinne der jeweiligen theologischen Richtung der einzelnen Kirchengemeinde zum Ziel hatte.

Die öffentliche Meinung Bremens ging auch durchaus davon aus, daß dies die dem Grundsatz der Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit am besten entsprechende und angesichts der scharfen Richtungsunterschiede der Gemeinden einzig praktikable Regelung sei, wofern man die Schule und die Gemüter der Kinder mit den theologisch-weltanschaulichen Auseinandersetzungen der Erwachsenen verschonen wollte. Als beispielsweise 1851 der von *Ferdinand Donandt*, dem geistigen Vater der demokratischen Revolutionsverfassung von 1849, ausgearbeitete Schulreformentwurf den dogmatischen Religionsunterricht aus der Schule grundsätzlich ausschloß, billigte die Schulkommission der bremischen Kirchengemeinden dies ausdrücklich, da sie *Unterricht in Bibelkenntnis und biblischer Geschichte als genügende Vorbereitung für den von den Pastoren zu erteilenden Religionsunterricht erachtete, andererseits in dem von den Lehrern in den Schulen erteilten Religionsunterricht eine Gefahr für die freie Willensbestimmung der Eltern in Beziehung auf die dogmatische Richtung der religiösen Überzeugung, die sie bei ihren Kindern entwickelt sehen möchten, erkannte.*

Auf solche Art einer interkonfessionellen religiösen Unterweisung, wie man sie genauso in der Schweiz kannte, ist auch nach der Trennung der Kirche vom Staat in der Weimarer Zeit verfahren worden, nachdem der Senat, einer Erkenntnis des Reichsgerichts folgend, eine Anordnung des Arbeiter- und Soldatenrates über die Abschaffung des Religionsunterrichtes rückgängig gemacht hatte. Die bremische Lösung des schwierigen Problems war liberal, vielseitig

und elastisch: Die Schule arbeitete einerseits der Kirche wirksam vor und vermittelte andererseits auch dem Dissidentenkinde wertvolles Bildungsgut, ohne daß eine tiefgehende dogmatische Beeinflussung erfolgte.

Einem solchen Religionsunterricht konnte auch die der Kirche zum Teil entfremdete bürgerschaftliche Linke mit gutem Gewissen ihre Stimme geben! Demzufolge ist den Kirchen, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften in Absatz 3 des Artikels 32 der Bremischen Verfassung von 1947 ausdrücklich das Recht zuerkannt, außerhalb der Schulzeit in ihrem Bekenntnis diejenigen Kinder zu unterweisen, deren Erziehungsberechtigte das wünschen. Indem auch dieser schulmäßig organisierte Predigerunterricht gemäß Artikel 28 der Bremischen Verfassung der Aufsicht des Staates unterliegt, bildet er ebenfalls praktisch eine Klammer zwischen Staat und Kirche, die doch rein verfassungsrechtlich voneinander getrennt sind.

Weil aber die bremische Schule trotzdem verfassungsrechtlich formell als weltlich zu gelten hatte, indem sie die Religion zwar als Unterrichtsfach lehrte, nicht aber ausdrücklich zur tragenden Grundlage der gesamten Erziehung, insbesondere in den Gesinnungsfächern Deutsch und Geschichte erhob, trat hier ein Widerspruch zu Artikel 7 III des Grundgesetzes in Erscheinung, der für die öffentlichen Schulen [mit Ausnahme der «bekenntnisfreien»] den in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften zu erteilenden Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach vorsah. Da ferner nach allgemeiner Norm Bundesrecht Landesrecht bricht, war die bremische Schulreform sehr gefährdet. Der Senat erhob deshalb im Januar 1949 durch Senator Ehlers unter Hinweis auf die hundertfünfzigjährige bremische Tradition im Parlamentarischen Rat Einspruch gegen die durch den Schulartikel bedingte Einschränkung der Kulturhoheit der Länder. Die aus der Uneinigkeit zwischen der Rechten und Linken über diese Grundsatzfrage erwachsene Gefahr des Scheiterns der Verfassungsverhandlungen beseitigte eine vom Abgeordneten Professor Heuss vorgeschlagene Übergangsbestimmung, die sogenannte «Bremer Klausel» des Grundgesetzes [Artikel 141 GG], wonach Artikel 7, Absatz 3, Satz 1, keine Anwendung in einem Lande findet, in dem am 1. Januar 1949 eine andere landesrechtliche Regelung bestand. Das bedeutete: die Hansestadt hatte durchgesetzt, daß in Schuldingen Landesrecht Bundesrecht brach!

Es sei erlaubt, von der Schule als wesentlichem Institut staatlichen Bildungswillens auf den Geist des Staates überhaupt rückzuschließen: Was er im Kinde aussät, gedenkt er im Erwachsenen zu ernten. Ist doch Staatsräson nicht nur die Richtschnur außenpolitischen Zweckhandelns; sie ist auch im Zusammenleben der Staatsbürger wirksam als überindividuelle Vernunft, die man sich, wenn man will, als Ableitung aus dem Absoluten denken mag. Daher ist es ebenso töricht wie ungerecht, wenn aus klerikalen Wettreckern ein allzu stürmischer Ruf nach dem «Elternrecht» in der Schule erschallt. Denn der moderne Staat kann und wird nicht auf die Erziehung seiner jungen Bürger zu jener Gesinnung verzichten, ohne die ein Zusammenleben von Menschen in unserer industrialisierten Massengesellschaft schlechterdings unmöglich geworden ist. Wenn er

weise ist, wird er sich freilich hierbei auf die aus dem Christentum stammenden sittlichen Werte berufen, die nicht nur Rudiment seiner Vergangenheit, sondern konstitutives Element seines heutigen Daseins sind.

Für die Freie Hansestadt Bremen, die sich gewiß glücklich preisen darf, aus einer alten demokratisch-republikanischen Tradition zu leben, bedeutet das eine enge – bewußte oder unbewußte – Verwandtschaft mit der auf bremischem Boden entstandenen Form des freien Protestantismus. Er hat dem Staat unendlich viel zu danken und dieser ihm: beide sind miteinander und aneinander gewachsen; sie haben einen langen gemeinsamen Weg hinter sich, den Weg der Säkularisierung des christlichen Obrigkeitsstaates zur weltlichen Massendemokratie, vom Bekenntniskirchentum zur Freiheit eines Christenmenschen. Daher blieb und bleibt beider Schicksal verbunden, obwohl seit 1920 die formalrechtliche Trennung in Geltung ist – gemeinsame Geschichte bindet mehr als äußere Gewalt.

Der « weltliche » Rechtsstaat ist hier nur die letzte Konsequenz des aufklärerischen Grundsatzes der Toleranz, durch den die Vielfalt weltanschaulicher Formen bewußt als gleichberechtigt anerkannt und die hohe Tugend der Gerechtigkeit gepflegt wird. Im Sinne der westlichen Demokratien will der bremische Staat damit allen Staatsbürgern eine Heimstätte sein. Als politisches Gemeinwesen leitet er seine Gewalt von einem der naturrechtlichen Gedankenwelt verwandten sittlichen Bewußtsein ab, als entschiedener Sozialstaat stützt er sich in seinen humanitären Zielen unausgesprochen, aber unverkennbar auf den Gedanken der Nächstenliebe und Mitmenschlichkeit. Sein immanentes Entwicklungsgesetz zielt also auf die Verallgemeinerung ursprünglich christlicher Werte, die zugleich eine Säkularisierung ist, wobei aber nicht nur Reste, sondern Wesensbestandteile der Religion erhalten bleiben. Der bremische Staat ist daher « weltlich » in letzter Konsequenz der Christlichkeit: seinen geistigen Ort hat er im freien Protestantismus.

Mit Staat und Schule sind zwei wichtige Kulturschöpfungen der Gesellschaft auf ihre Christlichkeit untersucht worden. Der Blickwinkel soll nun allgemein auf die Beziehung von Kirche und Gesellschaft erweitert werden, um danach zusammenfassend nach der verhaltenprägenden und stilbildenden Kraft des christlichen Bewußtseins in unserer Gegenwart fragen zu können. Hierbei sind zwei verschiedene Aspekte desselben Phänomens zu unterscheiden, gewissermaßen « Angebot und Nachfrage », d. h., es ist einmal zu klären, von welcher Art und Bedeutung die gemeinhin als « kirchliche Versorgung » bezeichnete Öffentlichkeitsarbeit der Kirche ist, zum anderen, wie die Gesellschaft oder repräsentative Gruppen und Institutionen auf dieses Wirken reagieren.

Die Bremische Evangelische Kirche umfaßt nach dem Stande vom 1. Juli 1959 fünfzig Kirchengemeinden mit etwa neunzig ordentlichen Pfarrstellen. Hinzu kommen einige übergemeindliche kirchliche Einrichtungen, darunter das Landesjugendpfarramt, das Studentenpfarramt, das Amt für Öffentlichkeitsdienst, die Militär- und Polizeiseelsorge, die Innere und die Norddeutsche Mission, die Seemannsmission, die Diakonissenanstalt. Man wird nicht behaupten wollen,

daß diese kirchliche Versorgung einer evangelischen Bevölkerung von gut einer halben Million Seelen übertrieben üppig sei. In der Tat haben die Anstrengungen von Gemeinden und Gesamtkirche zum Wiederaufbau kriegszerstörter Gotteshäuser und Gemeindezentren oder zur Neubegründung junger Gemeinden das Mißverhältnis von Nachfrage und Angebot noch nicht beseitigen können. Eine Katastrophe würde zum Beispiel eintreten, wenn die evangelische Kirchlichkeit auch nur entfernt der katholischen gleichkäme. Und doch: Wie sehr heben sich die absolut genommen bedeutenden Leistungen der Kirche in der Nachkriegszeit von dem Notstande ab, der vor der Einführung der Kirchensteuer [1922] im stadtbremischen Kirchenwesen herrschte!

Jahrhundertlang hatten vorher die Gemeinden der Alt- und Neustadt nebst dem Dom und den beiden Vorstadtparochien St. Remberti und St. Michaelis ausgereicht für die Pastorierung der im wesentlichen konstanten Bevölkerung. Deren starkes Wachstum, durch natürliche Vermehrung und Zuwanderung besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, infolge der Industrialisierung Bremens zugleich mit einer sozialen Umschichtung verbunden, führte zu einer dauernden räumlichen Ausdehnung der Vorstädte, d. h. raschen Verstädterung und fortschreitenden Assimilierung der ländlichen Randsiedlungen, vor allem entlang der zentralen Längsachse. Die seelsorgerische Betreuung dieser neuen Bevölkerungsmasse war ein personelles und finanzielles Problem, vor dem die Landeskirche als Institution versagte und versagen mußte, weil sie kein eigenes Finanzwesen und trotz zentraler Spitze auch keinen einheitlichen Gesamtwillen besaß. Die Gemeinden wiederum hatten zwar ihre autonome Vermögensverwaltung unter senatorischer Aufsicht, waren aber entweder selber von Haus aus bedürftig oder ohnehin durch eigene Aufgaben bis an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit beansprucht. Ein Finanzausgleich zwischen wohlhabenden und armen Gemeinden bestand nicht. Vereinzelt blieb daher das Vorbild von St. Stephani, aus eigener Kraft gegen die westliche Vorstadt hin Wachstumsspitzen vorzutreiben: die Gemeindekerne von Wilhadi und Immanuel, die der Mutterkirche auf Jahrzehnte hin – bis 1946 – inkorporiert blieben, auch dies eine ebenso ungewöhnliche Erscheinung wie die Art der Filialbildung überhaupt. Denn im übrigen bedurfte es auch hierbei durchaus der Initialzündung durch einen privaten Willensakt, der sich in der Zweckorganisation eines Vereins zu verwirklichen suchte.

Als erster sprang hier der Verein für Innere Mission in die Bresche, der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Neustadt einen Bruder des Wichernschen Rauhen Hauses als Stadtmissionar mit seelsorgerischer und sozialer Aufgabe wirken ließ. Die Innere Mission stand auch hinter den Bemühungen, im Industrieort Hastedt, d. h. im Sprengel der liberalen Rembertigemeinde und gegen deren hinhaltenden Widerstand, durch Anstellung eines Hilfsgeistlichen und Bau einer Kirche den Kern einer positiv gerichteten kirchlichen Landgemeinde zu bilden. Als diese 1868 laut Verfügung des Senats durch Auspfarung auch rechtlich konstituiert wurde, machten die zumeist liberal eingestellten Familien in der Mehrzahl von dem freigestellten Recht der Option für St. Remberti

Gebrauch. Erst gut zwei Jahrzehnte später schlossen sie sich der neuen Gemeinde Hastedt an, nachdem diese nunmehr ins liberale Lager übergegangen war.

Dies zeigt bereits sehr klar die jeder Neubildung durch kirchliche Parteien inwohnende Problematik, die insbesondere dann für den Frieden gefährlich werden konnte, wenn die junge Gründung sich, gestützt auf das Personalgemeindeprinzip, in dem – ja formal noch bestehenden – Lokalsprengel einer anders gerichteten älteren Parochie einnistete. So war es wiederum in St. Remberti mit der 1872 konstituierten vereinigten evangelischen Friedensgemeinde Pastor Otto Funckes, der fast ein Jahrzehnt lang die Arbeit eines von der Inneren Mission in der östlichen Vorstadt angesetzten Stadtmissionars vorhergegangen war. Aber auch als der Verein für Innere Mission 1876 im positiven St.-Pauli-Sprengel die Jakobikirche errichtete, enthielt die Mutter der gehorsamen Tochter die Parochialrechte fast ein Jahrzehnt lang vor.

Diese wenigen Beispiele genügen, die Planlosigkeit der kirchlichen Versorgung innerhalb der alten bremischen Landeskirche zu kennzeichnen. Daran sollte sich späterhin nur wenig ändern, nachdem auf positiver Seite der Evangelische Verein und im gegnerischen Lager der aus dem Protestantenverein hervorgegangene Liberale Kirchliche Ausschuß den Notstand bekämpften. Kurz vor dem ersten Weltkrieg von beiden Parteien unternommene Versuche, die für das bremische Kirchenwesen erforderlichen Mittel durch Einführung einer Kirchensteuer zu beschaffen, scheiterten an der Angst konservativer Kreise vor der mit der allgemeinen Besteuerung erwartungsgemäß verbundenen Demokratisierung des kirchlichen Gemeindelebens. Erst die Inflationskatastrophe, die das Kapitalvermögen der Gemeinden vernichtete, zwang zur Wiederaufnahme und Verwirklichung dieser Vorkriegspläne. Der somit auch der Kirche unmittelbar zugute kommende Wirtschaftsaufschwung schuf erst die unerläßlichen materiellen Voraussetzungen für die kirchliche Arbeit. Die Kirche hat es überdies immer besser gelernt, die Errungenschaften der modernen Technik und die Erkenntnisse der Sozialpsychologie in ihren Dienst zu stellen. Bei der Seelsorge denkt sie durchaus fortschrittlich in den Methoden der Breitenwirkung; das moderne Massenkommunikationsmittel des Rundfunks lockt jetzt allsonntäglich eine weit größere anonyme Gottesdienstgemeinde an den Lautsprecher, als die Predigt von den Kanzeln es vermöchte. Das Amt für Öffentlichkeitsarbeit ist unorthodox und einfallsreich in der Suche nach neuen Wegen des Kontaktes mit der Großstadtbevölkerung.

Neben die eigentliche Arbeit der Kirche tritt die der freien Vereine. Die vielen Gründungen vor allem des 19. Jahrhunderts, mit denen sich nicht zuletzt Pastor Treviranus von St. Martini einen Namen machte, zeigen alle das schon für die Kirchengemeinden charakteristische Merkmal enger Zusammenarbeit des geistlichen und des Laienelementes. Dabei handelt es sich immer wieder um denselben verhältnismäßig beschränkten Kreis besonders aktiver Familien, eine dynamische Minorität, deren Vertreter innerhalb oder außerhalb ihrer Kirchengemeinden ihre geistigen und materiellen Kräfte für die Verbreitung und Erhaltung christlich-evangelischer Lebensart in unserer Stadt einsetzen.

Damit sind wir bei der Frage, ob und in welchem Maße der, wie ersichtlich, immerhin noch weit vernehmbare Ruf der Kirche gehört wird. Mit anderen Worten: wie ist es um die Kirchlichkeit der evangelischen Bevölkerung Bremens bestellt? Ausgangspunkt der Untersuchung ist hierfür die traditionelle Kirchengemeinde im Verband der Volkskirche, die aus der unbestrittenen Absolutsetzung von Wort und Sakrament lebt. Sie will mit ihrer Fülle institutioneller Lebensformen [Gottesdienst, Feste des Kirchenjahres und sogenannte Amtshandlungen, wie Taufe, Konfirmation, Trauung, Bestattung usw.] immer noch einen unmittelbaren normativen Einfluß auf die soziale Existenz der Gemeindeangehörigen ausüben. Nun ist aber die Industriegesellschaft unserer Tage mit ihrer starken horizontalen Mobilität autonom geworden und genügt nur sich selber; sie hat die Ortsgemeinde als sozialen Integrationskern «emeritiert», weil die alte geographische Dimension nachbarschaftlicher Verbindungen heute weitgehend durch die soziale Dimension überregionaler mitmenschlicher Beziehungen in Beruf, Freizeitgestaltung usw. ersetzt ist. Die Kirche sieht sich durch die in ihrer Eigengesetzlichkeit einfach vorhandenen und sich selbst bejahenden sozialen Strukturen der modernen Arbeitswelt brutal «an den Rand der Gesellschaft» gedrängt, ihre Gemeinde integriert nicht mehr die Gesamtheit, sondern nur noch einen Teil der Gesellschaft normierend und gestaltend. Dieser innere Stamm schließt sich dagegen um so enger zusammen als eigentlich gläubiger Träger eines bewußten Gemeindelebens, das sich in spezifischen Gemeinschaftsformen niederschlägt [Bibelstundenkreis, Männerarbeit, Frauenarbeit, Jugendarbeit usw.]. Er ist mehr nach innen als nach außen gewendet und hat daher nicht die missionarische Dynamik, um der «Emigration der Kirche aus der Gesellschaft» nachhaltig entgegenzuwirken.

Indes hat die allgemeine Säkularisierung zwar den Gottesdienstbesuch und die Teilnahme am Abendmahl schwer beeinträchtigt, nicht aber merkwürdigerweise die institutionellen Strukturen: Es blieb für die Mehrheit der evangelischen Bevölkerung weithin kirchliche Sitte, die Amtshandlungen der Taufe, Konfirmation, Trauung und Bestattung zu begehren, wie die Statistik der Bremischen Evangelischen Kirche vom Jahre 1958 erweist [rund 91 Prozent der rein evangelisch Geborenen wurden getauft, 70 Prozent der Eheschließenden kirchlich getraut, 88 Prozent der Verstorbenen kirchlich bestattet]. Diese von den verweltlichten Massen bezogene «distanzierte» Kirchlichkeit [nicht Kirchenfeindschaft!] der institutionellen Lebensformen steht nun, wie sich denken läßt, innerhalb der Gemeinde in einem dauernden Spannungsverhältnis zu den oben erwähnten gemeinschaftlichen Gestaltungen. Hier taucht die alte Polarität von Volkskirche und Freiwilligkeitskirche, «Randsiedlern» und Kerngemeinde, sichtbarer und unsichtbarer [Sanctorum Communio] Kirche in neuer Gestalt wieder auf, die nur der Pastor als Schlüsselfigur des Gemeindelebens auszugleichen berufen und imstande ist.

Wenn im besonderen das soziale Gefüge der bremischen Gemeinden im Hinblick auf ihr soeben gekennzeichnetes kirchliches Verhalten untersucht wird, so ist auszugehen von ihrer Selbstverwaltung gemäß dem Prinzip der Autonomie

und Demokratie einerseits, von der eigentümlichen Verschränkung des Orts- und Personalgemeindeprinzips andererseits. Die von Haus aus bestehende finanzielle Eigenständigkeit der Gemeinden, die oft, wie wir sahen, zugleich drückende Finanznot war, legte es ihnen nahe, einen Stamm gebefreudiger Familien aus dem begüterten Großbürgertum möglichst dauernd an sich zu binden. Es genügt, auf das Wirken *Franz Schüttes* in der Domgemeinde, auf die Leistungen der *Vietor* oder *Labusen* für St. Stephani und Unser Lieben Frauen hinzuweisen, um Einfluß und Gewicht der reichen Kaufmannschaft in der bremischen Landeskirche zu ermessen. Wie im Senat der hochangesehene Stand der « Gelehrten » [Juristen] mit den Kaufleuten zu einer obersten Führungsschicht vereinigt war, so erhellt dieser Zusammenhalt des Honoratiorentums in den altstädtischen Gemeinden aus der bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts [Unser Lieben Frauen bis 1881!] beibehaltenen Bestimmung, daß ein im Pfarrsprengel ansässiger oder sich zur Gemeinde haltender Senator grundsätzlich geborener Bauherr sei. Es nimmt auch nicht wunder, daß in den Diakonien – lange Zeit Pflanzschulen des Nachwuchses für die kirchlichen und staatlichen Ehrenämter Bremens –, denen bis zur Sozialreform von 1878 auch die öffentliche Armenpflege der politischen Stadtgemeinde oblag, nicht nur der Sinn für die Not des Nächsten geweckt wurde, sondern als Folge des unbestrittenen Selbstergänzungsrechtes auch ein für die Gemeinden nicht immer erfreuliches Elitebewußtsein und Streben nach gesellschaftlicher Exklusivität zutage trat, das zum Teil noch heute in ihnen nachwirkt.

So stand an der Spitze der Gemeinden in der Regel eine durch Besitz oder Bildung ausgezeichnete großbürgerliche Amtsaristokratie. Sie sorgte dafür, daß ihr Schreckgespenst, die unbeschränkte Demokratie, dem Plenum der Konvente durch allerhand Kautelen [Konventsbeiträge, Kirchenstuhlrenten usw.] bestmöglich ferngehalten wurde. Abgesehen davon, daß bezeichnenderweise ein besonders kirchentreuer Teil der Gemeinde, die Frauen, trotz der bereits aus dem Pietismus kommenden Anregung zu ihrer sozialen Emanzipation überhaupt erst im 20. Jahrhundert das kirchliche Stimmrecht erhielt, war durch die üblichen materiellen Bedingungen für die Konventsfähigkeit der Vorrang des bürgerlichen Elementes durchaus gesichert. Hinzu kam, daß die kirchliche Freizügigkeit der Personalgemeinden oft ein Modepastorentum hochzuchtete, das die intellektuelle Seite des Gottesdienstes und den Kultus damit zu einem Bestandteil jenes bürgerlichen Bildungsmonopols machte, von dem sich der einfache Mann ausgeschlossen fühlte. Dies mußte die soziale Integration nach oben sehr begünstigen. Es war nur eine letzte Konsequenz dieser Entwicklung, wenn einige als besonders « vornehm » geltende alte Kirchengemeinden ihren Sitz nach dem letzten Kriege in den Stadtteil Schwachhausen verlegten. Ein bemerkenswertes Gegenbeispiel ist andererseits die von dem sozialdemokratischen Pastor Emil Felden gegen bürgerlichen Widerstand im Kirchenvorstand betriebene soziale Integration nach unten, die St. Martini in eine ausgesprochene Arbeitergemeinde mit entsprechendem freireligiösem Radikalismus umwandelte. Das führt uns in die kirchliche Problematik der schichtengegliederten Klassen-

gesellschaft, die das Prinzip der ständischen Sozialordnung seit der industriellen Revolution ersetzt hat.

Es ist bekanntlich eine weltweite religionssoziologische Beobachtung, daß die Entkirchlichung der Verstädterung und Industrialisierung proportional verläuft, d. h., die Kirchlichkeit wird um so geringer, je größer die Bevölkerungsbällung und der Anteil des Arbeiterelementes ist. Dementsprechend mußte auch der Schriftführer der Bremischen Evangelischen Kirche auf dem letzten Kirchentag im Februar 1960 bedauernd feststellen, daß der Gottesdienstbesuch in dem sich immer schneller von der Handels- zur Industriestadt wandelnden Bremen nunmehr der schwächste von allen Ländern der Bundesrepublik sei.

Die Unkirchlichkeit ist freilich eine Erscheinung, an der das liberale Bürgertum seit dem 19. Jahrhundert ebenso Anteil hat wie die Arbeiterbevölkerung. Bei beiden Klassen sind hierfür sowohl soziologische als auch weltanschauliche Ursachen maßgebend gewesen. Für das Bürgertum war die Kirche als traditionell konservatives Element wohl ein tragender Grundpfeiler seiner sozialen Vormacht, zugleich indes durch den modernistischen Geist der Wissenschaften in der Absolutheit der Lehre anfechtbar. Nützlichkeits erwägungen, Gleichgültigkeit und Zweifel endeten bei der «distanzierten Kirchlichkeit». Beim militanten Arbeitertum dagegen, das aus dem Elend wirtschaftlicher Gedrücktheit und der Enge der Bildungslosigkeit dem Fernziel einer höheren Menschlichkeit zustrebte, verdichtete sich die soziale und ideologische Komponente der Unkirchlichkeit zu dem Sprengstoff des marxistischen Klassenkampfgedankens, der mit der Kirche die herrschende staatstragende Gesellschaftsschicht treffen wollte.

Durfte man sich freilich hierüber wundern, wenn selbst ein Gottfried Menken kein Bedenken trug, mit der Äußerung: *Alle Revolutionen sind gegen das Reich Gottes* den Obrigkeitsstaat mit dem Nimbus des Gottesgnadentums zu schmücken? Was lag somit näher, als daß der historische Materialismus von der bürgerlich radikal-demokratischen Bewegung des 19. Jahrhunderts die betont kirchenfeindliche Einstellung übernahm, die sich mit Freidenkertum und Kirchaustrittsbewegung in der Sozialdemokratie der Vorkriegszeit sehr breit machte, wenn auch das offizielle Parteiprogramm religiöse Neutralität verkündete. In gleicher Stoßrichtung wirkte der naturwissenschaftliche Materialismus und Monismus. Um die Jahrhundertwende gehörte es in Bremen für die Avantgarde der jungen sozialistischen Lehrer zum guten Ton, Haeckels Welt rätsel oder einen Nietzscheband als ideologisches Brevier in der Tasche zu tragen und sich für die Abschaffung des Religionsunterrichts auszusprechen. *Die Lehren des Religions- und Geschichtsunterrichts in der Schule sind falsche Münze, die in der Welt, wie sie wirklich ist, keinen Kurswert hat*, erklärte der Bürgerschaftsabgeordnete *Alfred Henke* am Palmsonntag 1909 auf einer der von Jahr zu Jahr stärker besuchten sozialdemokratischen Jugendweihefeiern. Nicht lange danach schrieb die *Bremer Bürgerzeitung*, klassenbewußte Arbeiter könnten mit keiner Kirche mehr etwas zu tun haben. Das lief auf eine schroffe Abweisung christlich-sozialer Gedankengänge hinaus. Indem sich überdies am

Vorabend des ersten Weltkrieges die monistische Agitation der Haeckel, Ostwald, Wille, Drews im «Komitee Konfessionslos» mit dem sozialdemokratischen Kampf gegen die Reaktion der «Geschorenen und Gescheitelten» verband, war eine den Landeskirchen gefahrdrohende Boykottbewegung im Entstehen begriffen, die nur durch die Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeit gebremst wurde.

Man mag es als eine tragische Fehlentwicklung beklagen, daß der soziale Standort der evangelischen Landeskirchen und die Bedeutungslosigkeit des freikirchlichen Elementes es der deutschen Arbeiterbewegung im Gegensatz zur englischen verwehrt haben, aus der Staatskirche in den kirchlichen Nonkonformismus auszuweichen und sich damit vor atheistischer Verkrampfung zu bewahren. Dies hat einen historischen Umweg von Jahrzehnten verursacht. Die Kirche mußte sich zunächst aus der staatlichen Umklammerung lösen und ein neues, reineres Verhältnis zur Welt und Obrigkeit gewinnen, womit sie, wie wir den Auseinandersetzungen auf der diesjährigen Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland entnehmen, noch immer nicht endgültig ins reine gekommen ist. Die Sozialdemokratie ihrerseits mußte sich erst vom orthodoxen Marxismus östlicher Observanz das Schreckbild einer staatlichen Kommandowirtschaft vor Augen stellen lassen, bevor sie aus der tatsächlichen Integration des früheren Industrieproletariats in die nivellierte mittelständische Massengesellschaft unserer Tage mit ihrem Godesberger Grundsatzprogramm vom Jahre 1959 auch die entsprechenden ideologischen Folgerungen zog.

Damit hat auch ein neues Kapitel in der Geschichte der Beziehungen von deutscher Arbeiterbewegung und Kirche begonnen. Charakteristisch für die derzeitige Phase ist auf beiden Seiten der fortschreitende Abbau historischer Vorurteile und Ressentiments. Infolge der gesellschaftlichen Emanzipation und Integration der Arbeiter wie auch seit dem sozialen Erwachen der Kirche haben sich die Standpunkte genähert, ja, es zeichnen sich geradezu im Bereich des sozialen Humanismus Möglichkeiten der Zusammenarbeit ab. Wie bemerkenswert immerhin, daß bereits 1957 bei Gesprächen zwischen dem Öffentlichkeitsamt der Bremischen Evangelischen Kirche und den Jungsozialisten eine weitgehende Gemeinsamkeit der Ziele festzustellen war im Kampf um die Würde und gegen die Selbstentfremdung des Menschen durch die alles versachlichende Industriegesellschaft!

Freier Protestantismus und Sozialdemokratie Schulter an Schulter: Ist das eine aus der Diagnose unserer Gegenwart abzuleitende echte Zukunftshoffnung oder nur eine Fata Morgana? Man wird einschränkend feststellen müssen, daß diese Berührung zunächst mehr peripher als zentral ist, weil sie auf dem weiten Felde des «Sozialen» und «Menschlichen» erfolgt und die Kernfrage, das religiöse Glaubenserlebnis, ausklammert. In der älteren Führungsschicht beider Institutionen sind – zwangsläufig – die geistigen Rudimente der Vergangenheit als Denk- und Gefühlsgehalte noch recht wirksam. Was einander bekämpfte, konnte nicht umhin, die Wirklichkeit der gegnerischen Existenz anzuerkennen. Bei dem Freidenker alter Schule war «Gott» immerhin noch

Urheber eines seelischen Traumas und damit allgegenwärtige Realität. Für weite Teile der jüngeren Generation unserer « postchristlichen » Gesellschaft scheint er dagegen « tot », d. h. als Mitte und Beziehungspunkt des Lebens dem Bewußtsein völlig entrückt zu sein. Wenn nach Adolf von Harnack den Inbegriff des Christentums die Überzeugung vom unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele ausmacht, so müßte der Persönlichkeitsschwund des als Funktionsträger im Kollektiv aufgehenden modernen Massenmenschen notwendig zur Entchristlichung geführt haben.

Wo aber steht heute nun die großstädtische evangelische Kirchengemeinde in diesem Prozeß der Säkularisierung? Gewiß ist ihr Ort nicht mehr derjenige der kleinen Landgemeinde, wo kirchliches und gesellschaftliches Leben einander – man muß jetzt bereits sagen « früher » – deckten und überhöhten, so daß die gegenseitige Kontrolle in der Gemeinde die Kirchlichkeit zur festen Sitte erhob. Denn bei jeder Zuwanderung in die Großstadt brachte die damit einhergehende Aufgabe alter Bindungen ja zunächst eine soziale Desintegration des Ankömmlings mit sich, die ihn insonderheit angesichts des bremischen Personalgemeindeprinzips sehr häufig überhaupt vom Neuanschluß an eine Kirchengemeinde abhielt. So überhob die Atomisierung des großstädtischen Sozialgefüges die Kirchengemeinde für große Teile der Bevölkerung nicht nur ihres religiösen Hauptzweckes, sondern auch ihrer geselligen Nebenfunktion.

Dieser Weg der Gemeinde von der Volkskirche in das Ghetto sozialer Isolierung, von dem aus scheinbar keine Antriebe zu normativen Verhaltensweisen mehr in die private Sphäre von Familie und Beruf der breiten Massen ausstrahlen können, wurde in Bremen schon vor einem Jahrhundert angetreten und hat, wie gezeigt, zu einem besonderen Notstand der kirchlichen Versorgung geführt. Hier war schon vor dem ersten Weltkriege der Abendmahlsbesuch, der vielfach als zuverlässiger Maßstab der Kirchlichkeit gewertet wird, am schwächsten in ganz Deutschland [1910: etwa 7 Prozent der evangelischen Gesamtbevölkerung gegen 40 Prozent in der hannoverschen Landeskirche; 1958: 10,5 Prozent].

Sich mit dieser « distanzierten Kirchlichkeit » der Mehrheit einfach abzufinden, würde für die Kirche Untreue gegen ihren Auftrag der Wortverkündigung bedeuten. Da aber die einer vergangenen Sozialstruktur entsprechende traditionelle Kirchengemeinde dieser Aufgabe in einer veränderten Welt offensichtlich nicht mehr gewachsen ist, muß nach neuen Formen der Existenzbewältigung in der sozialen Dimension Ausschau gehalten werden. Es gilt, aus der Fluchtburg allzu kultusbetonter, vergeistigter Kirchlichkeit wieder vorzustoßen auf das Schlachtfeld der robusten gesellschaftlichen Dynamik, um dem modernen Lebensgefühl entsprechende mitmenschliche Gemeinschaftsbeziehungen zu entwickeln, die auch dem einfachen Mann zu Herzen gehen. Hier setzt die Arbeit der Spezialpfarrämter außerhalb der traditionellen Kirchengemeinden bei bestimmten Bevölkerungsschichten ein, oft in einer Atmosphäre absoluter Entfremdung, mit dem Ziel missionarischer Gruppenbildungen – Paragemeinden, wie sie die Weltkirchenkonferenz von Evanston genannt hat. Dies Anliegen

ist fürwahr vordringlich, denn «Die Zeit drängt», um angesichts der notvollen Existenz der Evangelischen Kirche in Deutschland zwischen Atheismus und Gegenreformation den bezeichnenden Titel eines einschlägigen Werkes von Hans Storck zu zitieren. Für Bremen erhellt die Art dieser Gruppenarbeit aus den Bezeichnungen: Amt für Öffentlichkeitsdienst, Landesjugendpfarramt, Studentenpfarramt, Seemannsmission, Polizeiseelsorge, Standortpfarramt usw. Es mag wegen der Bedeutung der Welt der Arbeit Verwunderung hervorrufen, daß noch nicht wie anderswo ein Sozial- und Industriepfarramt eingerichtet wurde, das sich in den zwischen Unternehmern und Gewerkschaften noch unentschiedenen «Kampf um die Seele des Arbeiters» einschalten könnte. Auf alle Fälle sind aber vielerlei neuartige Bestrebungen im Gange, um auch im außerkirchlichen Raum wieder Fuß zu fassen. Über den Erfolg dieser Ansätze und die künftige Entwicklung der Beziehungen von Kirchen- und Paragemeinden maßen wir uns hier allerdings kein Urteil an.

Es sollte in diesem Zusammenhang deutlich ausgesprochen werden, daß die Frage nach dem Wesensgehalt der christlichen Kirche stets in erster Linie ein theologisches und erst dann ein soziologisches Problem war, ist und sein wird. Denn unverkennbar entscheidet das tragische Ringen des modernen Menschen um einen seinem reflektiven Wahrheits- und Wirklichkeitsverständnis entsprechenden Gottesbegriff auch über Sein oder Nichtsein der Kirche. Steht und fällt sie doch mit dem Erfolg ihres Auftrages, den in jedem Menschen vorhandenen, aber vom Schutt der Ichsucht verdeckten «Schöpfungsrest» freizulegen und den ihr von dort entgegertönenden Ruf de profundis nach transzendenten Sinndeutung des Rätsels Mensch hörbar zu beantworten. Auf diesem Gebiet der Religionsanthropologie müßte, so dünkt uns, alles von der Sprache abhängen, in der die Kirche zu den ihr entfremdeten Menschen unserer Zeit spricht.

Soll das nun heißen, daß von jetzt an das Absolute sich dem Relativen anzupassen hätte, daß vielleicht eine «dritte» Reformation es unternehmen müßte, das überkommene christliche Glaubensgut protestantischer Prägung in dem Feuerofen des Modernismus etwa durch einen radikalen Prozeß der «Entmythologisierung» und «Entdogmatisierung» von allen vermeintlichen Schlacken der Geschichtlichkeit zu läutern und in die funkelnde Legierung einer abstrakten Wissenschaftsreligion umzuschmelzen? Hier könnte der gerade aus der bremischen Kirchengeschichte zu belegende Mißerfolg des von der liberalen Theologie vertretenen Historismus erweisen, daß die Spannung zwischen Offenbarung und Geschichte nicht so ohne weiteres durch fortgesetzte Anpassung, d. h. Relativierung, überbrückt werden kann. Nichts ist ja mehr dem Wechsel unterworfen als das wissenschaftliche Weltbild unseres Jahrhunderts, und Ersatzreligionen gibt es wahrlich schon genug. Wenn dem so ist, soll man umgekehrt die Lösung bei einem mit strenger Kirchengenossenschaft verbundenen Dogmatismus suchen, wie ihn etwa die katholische Kirche seit langem nicht ohne sichtbare Erfolge in der Breitenwirkung praktiziert? Das würde allerdings die Kanonisierung der von der Bekennenden Kirche wieder in das Zentrum des

evangelischen Glaubenserlebnisses gerückten reformatorischen Bekenntnisschriften bedeuten und möglicherweise auf einen strengen Konfessionalismus hinauslaufen, wie ihn in Bremen die Liberalen stets verabscheut und die Positiven seit Menken ebenfalls nicht mehr vertreten haben. Jedenfalls wäre dies kein Allheilmittel gegen die von einem großen Teil der protestantischen Bevölkerung Bremens an den Tag gelegte distanzierte Kirchlichkeit, die, wie gezeigt, sowohl ideologische als auch soziologische Ursachen hat.

Damit sind wir wieder am Ausgangspunkt unseres Generalthemas Kirche und Kultur und fassen nunmehr unsere Beobachtungen kurz zusammen. Es wurde dargestellt, daß das «Herkommen», d. h. eine gewohnheitsrechtlich bestimmte Lebensnorm, für die Bremische Evangelische Kirche ein Bestandteil ihres Selbstverständnisses ist. Hiermit wird der Rechtspositivismus der geschriebenen Verfassung durch das organische Element des Geschichtlichen aufgelockert und der tatsächlichen Lebenswirklichkeit der Kirche elastisch angepaßt. Es entsprach durchaus dem bremischen Zug zu praktischer Vernünftigkeit, die ursprünglich homogene Zwangsanstalt der Kirche in einem langen Entwicklungsprozeß der Individualisierung zu einer Gruppe lose zusammenhängender geistiger und sozialer Kerneinheiten, den Gemeinden, umzubilden, die als Ganzheit wiederum ein Farbspektrum von genügender Variationsbreite ausmachten, um moderne Menschen der verschiedensten Prägung an sich binden zu können. Seine geschichtliche Bedeutung hat dieser freie Protestantismus bremischer Art in der geistigen Durchdringung der gesellschaftlichen Institutionen, wie die Untersuchung der Christlichkeit von Staat und Schule zeigen sollte. Die Kirchlichkeit der modernen Gesellschaft ist in Bremen wie auch sonst mehr und mehr «distanziert» geworden, und zwar infolge eines sowohl ideologischen als auch sozialen Entwicklungstrends, der beim Bürgertum wie bei der Arbeiterklasse den Abstand zu dem zentralen Inhalt der Offenbarungsreligion ständig vergrößerte.

Ist etwa überhaupt, so möchte man hier folgerichtig fortfahren, die Sternstunde des Protestantismus vorbei, nachdem der von ihm gestützte bürgerliche Harmonieglaube an einen Ausgleich von Religion und Kultur bereits in den Stahlgewittern des ersten Weltkrieges zusammenbrach? Hat ein dergestalt innerlich ausgehöhlter Protestantismus, zwischen Rom und Moskau auf engem Raum eingekesselt und von der in aller totalitären Geistigkeit wirksamen Dämonie der Macht angefochten, wie er ist und immer mehr wird, vielleicht in Zukunft nur noch die Wahl zwischen der Unterwerfung unter den Universalismus der römisch-katholischen Kirche oder des dialektischen Materialismus? Der Opfergang der evangelischen Kirche jenseits der Zonengrenze könnte da eine sehr bittere Prognose nahelegen für die Bewahrung distanzierter Kirchlichkeit bei harter politischer Belastung. Oder gibt es umgekehrt eine Chance des Überlebens für das von Paul Tillich so genannte «protestantische Prinzip», das als selbstkritisches Verfahren theologisch-philosophischer Dauerreflektion die scheinbar kanonisierte Fassung und Auffassung der offenbarten Religion immer wieder in Frage stellt und diese durch solche lebendige Dynamik aus

narzißhafter Erstarrung erlöst, so wie sich dem Priester als oft selbstgefälligem Wahrer des religiösen Erbes der Prophet als unbequemer Mahner entgegenstellt? Es liegt auf der Hand, daß die Antwort auf diese Fragen nicht wenig bedeutet für unsere Problemstellung, die ja zu erkunden hat, ob die typisch bremische Ausprägung des deutschen Protestantismus in der Lage war und ist, ihren «Konfessionsverwandten» eindringliche Leitbilder verhaltenprägender Lebensgestaltung und damit kulturschöpferische Werte zu vermitteln.

Wir haben an dieser Stelle nicht den Gedankengang der religionssoziologischen und kulturphilosophischen Arbeiten Webers und Troeltschs im einzelnen nachzuvollziehen, zumal da die bremische Geistesgeschichte bisher nicht genügend erforscht ist, um hier neue Spezialkenntnisse beizubringen. Immerhin läßt sich die von Troeltsch in ihrer Bedeutung für die Entstehung der modernen Kultur geschilderte Zäsur von Alt- und Neuprotetantismus auch in Bremen um die Mitte des 18. Jahrhunderts feststellen. Der Altprotestantismus wachte noch in konfessioneller Strenge über die Objektivität der institutionellen Autoritätskirche, die der Welt mit der biblischen Offenbarung das allgemein verbindliche Prinzip einer kirchlichen Gesamtkultur lieferte. Der Neuprotetantismus dagegen, der die heterodoxen Elemente der humanistischen historisch-kritischen Theologie, täuferischer und spiritualistischer Ideen in sich aufnahm, ist nach Troeltsch bereits ein Erzeugnis der modernen Kultur, insofern er die objektive Heilsanstalt der Kirche und ihr verabsolutiertes Dogma durch den Subjektivismus des unmittelbaren religiösen Bewußtseins einerseits zersetzte, durch den bereitwilligen Einlaß der fortschrittsgläubigen Wissenschaften andererseits relativierte. Indem die neuprotetantische Bewegung fortwährend mit der Wissenschaft neue Verbindungen einging, entstand auf dem Boden des theologischen Rationalismus jener optimistische zukunftsgewisse Kulturprotestantismus, dessen reiche Blüte im liberalen Bremen des 19. Jahrhunderts wir beobachtet haben.

Was die Beurteilung des altprotestantischen Einflusses auf das Verhalten des Bremers angeht, so wird man dabei nicht außer acht lassen dürfen, daß die reformierte Kirche wohl beispielhaft, aber nicht disziplinar in das Leben des einzelnen hineinwirken konnte, da der Rat sich die Achtung auf Zucht und Sitte als obrigkeitliches Hoheitsrecht vorbehielt. Sein einsichtiges Walten auf diesem Gebiet erklärt es, daß sich zwar der allgemeine Lebenszuschnitt unserer Stadt durch einen gewissen strengen Ernst auszeichnete, daß neben den gebrochenen aber auch die helleren Farben einer maßvollen Sinnenfreude nicht fehlten, wie sie dem Charakter unseres Menschenschlages entsprechen. Der Verfolgung reisender Schauspielertruppen durch die Eiferer des Geistlichen Ministeriums, das ein festes Theater in Bremen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu hintertreiben wußte, stehen als Pendant die vielen Ratsverordnungen wider den übertriebenen Luxus gegenüber. Es dürfte nicht ganz leicht sein, die Ambivalenz des Lebensgefühls auf die im 17. Jahrhundert einsetzende, sodann immer stärker werdende lutherische Unterwanderung und Überfremdung der reformierten Stammbevölkerung zurückzuführen, die im 19. Jahrhundert auf

den oben geschilderten konfessionellen Ausgleich hinauslaufen sollte. Immerhin: Max Webers «innerweltliche Askese» wird man bei den zumeist aus dem benachbarten niedersächsischen Raume in die Hansestadt zugezogenen Lutheranern schwerlich suchen wollen, wenn sich auch vielleicht andererseits manche gedämpften Töne noch der heutigen Wesensart des Bremers als Rudimente des maßgeblich verhaltenformenden calvinistischen Geistes deuten ließen.

Einen weit mächtigeren Einfluß aber auf das geistige Klima Bremens hat seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Tage der Neuprotestantismus ausgeübt. Indem er sich mit dem rationalen Wissenschaftlichkeitsprinzip der Moderne verband, trug er aus eigener Wurzel zu einem Individualismus bei, der am bremischen Gemeindegirchentum nur allzu großen Gefallen fand und von diesem wiederum genährt wurde. Hier möchten gewisse Ursprünge eines oft beklagten Kantönligeistes zu suchen sein. Das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft bemißt sich also nach dem Maße der Freiheit als konstitutivem Element der Gesellschaft. Die «bremische Freiheit» ist zwar als geschichtliche Macht zunächst eine Komponente der staatspolitischen Entwicklung unseres Gemeinwesens. Sie ist aber überdies zugleich verantwortungstragende «Freiheit eines Christenmenschen», d. h. für Bremen als Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit Inbegriff eines Ethos, das Kirche und Staat auf die gleiche metaphysische Wurzel zurückführt.

Ein wesentliches Merkmal dieses «protestantischen Prinzips», um hier den Begriff Paul Tillichs wieder aufzugreifen, ist seine Assimilationskraft, mit anderen Worten seine Fähigkeit, mit profanen Inhalten eine innige Verbindung einzugehen und sie wie ein Sauerteig zu durchdringen, ohne Furcht, bei dieser Berührung selber säkulare Elemente aufzunehmen. Ja, man wird es geradezu fordern müssen, daß Kirche und «Welt» sich immer aufs neue gegenseitig anreichern, da sie nur so der fortwährenden Veränderung der Lebenswirklichkeit Rechnung tragen können. Denken wir zum Beispiel daran, daß die christliche Freiheit durchaus nicht zugleich das Postulat der Gleichheit in sich schloß, daß vielmehr der kirchliche Liberalismus und Konservatismus Bremens von derselben Furcht vor Demokratie und Revolution beseelt waren, die das Bürgertum im politischen Leben bis zum bitteren Ende des Kaiserreiches auf der Ungerechtigkeit des bremischen Achtklassenwahlrechts beharren ließ. Soll man es da nicht als einen von außen kommenden Gewinn an Christlichkeit betrachten, wenn der draußen stehende Arbeiter mit seinem Anspruch auf soziale Gleichberechtigung vernehmlich an die Kirchentüren pocht und Einlaß erhält? Hatte der Protestantismus doch von Anfang an auch das auf Grund von Fleiß und Sparsamkeit bewerkstelligte Leistungsstreben des Bürgers nach Besitz und sozialer Geltung bereitwillig sanktioniert!

Theodor Litt hat sicher recht, wenn er für beide Formen der Verbindung von Religion und Kultur, die theokratische bei Vorrang der ersten Komponente, die säkulare mit dem Akzent auf der Kultur, einen Verweltlichungsprozeß annimmt, der mit einem Schwund an Glaubensintensität verbunden ist. Man darf aber deswegen nicht von einer Scheinversöhnung sprechen. Denn das

Evangelium ist doch nur «frohe Botschaft», wenn die Verkündigung in einer dem Menschen begreiflichen Sprache erfolgt; mit anderen Worten, die religiöse Wahrheit muß sich in ihrer Form der Zeit anpassen, d. h., die Verbindung von Gott und Welt, Offenbarung und Geschichte, Ewigkeit und Zeitlichkeit, Schöpfer und Schöpfung oder wie immer man den Dualismus der mit den Begriffen Religion und Kultur gemeinten geistigen Prinzipien nennen wolle, ist nicht beiläufig, sondern wesensgemäß. In der Lehre von den zwei Naturen der Zentralgestalt des Christentums kommt der verborgene Doppelsinn aller religiösen Existenz in tiefer Symbolik zum Ausdruck. Und welche Religion hätte sich auch wohl mehr mit Geschichte, d. h. Kultur, angereichert, als es die unsrige in bald zweitausend Jahren getan hat! Man denke nur an den spätjüdisch-hellenistischen Synkretismus der Weltstunde ihrer Entstehung, an die Patristik, das Machtinstitut der römischen Päpste, das geschlossene Weltbild der augustinischen Theologie und thomistischen Philosophie und nicht zuletzt an den weiten Weg der Reformation, bis etwa in die feinen Verästelungen bremischen Gemeindeglaubens hinein! Ja, selbst Karl Barths scheinbar so radikaler Ausbruch aus der Geschichtlichkeit, seine Flucht über die Todeslinie hinaus in das ganz andere ist doch nur begreifbar als Reaktion auf die spezifische Glaubenssituation des Protestantismus am Spätabend des durch einen verlorenen Krieg um seinen Optimismus gebrachten liberaltheologischen Historismus.

Der heutigen Nachkriegsgeneration ist das Problem von Offenbarung und Geschichte mit besonderer Dringlichkeit als Aufgabe neu gestellt, nicht nur, weil einerseits Konfessionen und Religionen immer enger aneinanderrücken und sich damit gegenseitig desto «fragwürdiger» werden, sondern weil andererseits die Spannung zwischen Tradition und Moderne so groß wird, daß die Synthese oft nicht mehr zu finden ist. Und doch lehrt gerade die Kulturmorphologie, daß der abendländische Geist sich aufbaut auf einem System unendlich abgestufter Verbindungen von profanen und religiösen Ideen. Die Religion wirkt mächtig hinein in die Sittlichkeit der von ihr erfüllten Gesellschaft. Auch dann noch, wenn aus dem christlichen der soziale Humanismus des modernen Wohlfahrtsstaates geworden ist, münden unterirdische Ströme christlicher Glaubensvorstellungen in die scheinbar säkulare Kultur und bestimmen unbewußt die Wertwelt und damit die Lebensgesetzlichkeit der Menschen. Die Christlichkeit der Kultur folgt aus ihrem Geschichtsbewußtsein. Für Bremen konnten wir das Herkommen geradezu als Begriff des Kirchenrechtes in seinen Gegenwartswirkungen beobachten. Auch der bremische Staat erwies sich uns als durchaus nicht geschichtslos. Bei solchem geistigen Klima mußte die mit jedem Historismus verbundene Relativierung der Inhalte in den theologischen Richtungen besonders deutlich zutage treten. Sicher bemerkt man auch am Protestantismus unserer Stadt die ausgesprochene Individualisierung des Verhältnisses zur Religion, von der glaubensgetragenen Aktivität einer positiven Minderheit über die distanzierte Kirchlichkeit der Randsiedler bis zur absoluten Indifferenz der Kirchenfremden. Wer sich auf den Standpunkt

eines engen Doktrinarismus stellt, mag die Entkirchlichung der Bevölkerung beklagen; wer von dieser Säkularisierung als Faktum ausgeht, wird dagegen staunend erimmen, bis in welche Tiefen christliches Gedankengut noch heute hineinwirken kann. Man wird zugeben, daß die Kirchlichkeit in Bremen heute vielfach durch die «Sittlichkeit», d. h. die Konvention gesellschaftlich festgelegter Maßstäbe öffentlichen Wohlverhaltens, ersetzt ist. Es braucht hier nicht unbedingt von dem sich Schöpfer seiner selbst wählenden Menschen ein Scheinersatz echten sittlichen Bewußtseins versucht zu werden, wie Litt will, der die Hybris eines autonomen Humanismus fürchtet. Sub specie aeternitatis bleibt das Gute immer gut, auch wenn es aus Motiven geschieht, die nicht als bewußt christlich empfunden werden. Sicherlich wird so mancher Theologe heftig darüber die Nase rümpfen, daß das Christentum in unserer Massengesellschaft in eine ziemlich allgemeine und flache Morallehre auslaufen solle, wie sie bereits der junge Kalthoff laut des oben angeführten Zitats vertreten hatte. Immerhin soll der mit diesem Anpassungsprozeß verbundene Verzicht auf dogmatische Prägnanz ein Mehr an christlichem Ethos für die moderne säkulare Gesellschaft bedeuten. Daß trotzdem die in die Gesellschaft hineinwirkende christliche Energie tradierter institutioneller Formensprache fort-dauernd nachläßt, hängt mit dem von Schelsky aus Wandlungen des modernen Bewußtseins erklärten Veränderungen der Glaubensform zusammen. An die Stelle eines einfachen Fürwahrhaltens fester Glaubenssätze setzt die moderne Welt einen kontinuierlichen dialektischen Prozeß höchst subjektiver Wahrheits-erkenntnis, die sogenannte Dauerreflektion. In ihrer sublimer Intellektualisierung des religiösen Bewußtseins greift sie über alle geistigen Grenzen und Schranken hinweg nach jeder nur sich bietenden Erkenntnisquelle und ist damit in ständiger Gefahr der Selbsttäuschung und Überhebung. Denn ein solches Verhalten reflektierter Innerlichkeit, das, wenn auch mit unendlich abgestufter Tiefenschärfe, bei allen denkenden Menschen vorausgesetzt werden kann, hat zwangsläufig eine totale Relativierung aller objektiven Heilswahrheiten zur Folge. Damit stellt sich im religiösen Bezirk mit aller Deutlichkeit die Frage der Subjekt-Objekt-Beziehung, des Verhältnisses von Ich und Gott, von Individuum und Gemeinschaft, von Christ und Gemeinde.

Uns will scheinen, daß die Bremische Evangelische Kirche hierfür ein besonders einprägsames Beispiel ist. Sie hatte sich, wie gezeigt wurde, den geistigen Tendenzen des Neuprottestantismus in hohem Maße verschrieben und die Versöhnung von Religion und Kultur in einem so intensiven Prozeß der Dauerreflektion versucht, daß über die Ausbildung der verschiedenartigsten Individualität zu Zeiten fast die Einheit der Gesamtkirche zu zerbrechen drohte. Aber mag die Kirchlichkeit in Bremen oft auch noch so distanziert sein und sich vielfach auf die Achtung vor der moralischen Konvention beschränken: der freie Protestantismus hat ohne Frage wesentlichen Anteil an der Formung eines sehr unabhängigen, vernünftigen und selbstbewußten Menschentyps, der mit Stolz von sich bekennt: «Ick bin Bremer Borger.»

In seiner intellektuellen Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Kultur

ist der moderne bremische Protestantismus durchaus das Spiegelbild – manchmal freilich auch das Zerrbild – des deutschen Neuprotestantismus gewesen. Bei aller Genugtuung über die Entbindung geistiger und sittlicher Kräfte in der freien, autonomen Einzelpersönlichkeit blieb als Kehrseite des Individualismus die Vereinzelung, Vereinsamung, wenn nicht gar Verzweiflung des Menschen, die verzehrende Sehnsucht nach Geborgenheit in der Gefühlswärme überindividueller naiver Glaubensgemeinschaften. So sehr der unablässig in der Seele bohrende Zweifel die kritische Vernunft zu immer erneuter Überprüfung der überkommenen Glaubensgehalte am System der Kulturwerte antreibt: eine Objektivierung und Heiligung seines allzu ichbezogenen Denkens und Verhaltens findet auch der Mensch unserer Zeit nur in der verabsolutierten Normenwelt überpersönlicher, außengesteuerter Gestaltungskräfte, eben der sogenannten Institutionen. Was Helmut Schelsky in der Fachsprache des Soziologen mit der Frage: Ist die Dauerreflektion institutionalisierbar? anschnidet, ist also nur das alte, ewig junge Problem der lebendigen Beziehungen zwischen christlicher Gemeinde und Freiheit eines Christenmenschen.

Eberhard Lutze

*Die Bremer Museen als Besitz und Aufgabe*

Unsere Zeit, von der man so gern behauptet, sie stehe unter dem Zeichen des Optischen, weist den öffentlichen Schausammlungen einen anderen Standort an als die unserer Väter und Großväter, deren Sinnen und Trachten mehr vom verstandesmäßigen Bildungsideal geprägt war. Das Wissen um die Dinge, seien sie geschichtlicher, künstlerischer oder auch aktueller Art, stand unerschütterlich über dem Erleben, über der Erfahrung durch das Abenteuer des Sehens. In solcher rationalen Erkenntnis wird das fortzeugende Erbe des Idealismus, ja der Aufklärung deutlich, deren Realien sich in den Sammlungen, deren Inhalten und Tendenzen « verkörpern ». In den materiellen Werten der Sammlungsobjekte lassen sich Zeitrichtungen oftmals « sinnfälliger » nachweisen als mit geistesgeschichtlichen Deduktionen.

Dafür zwei Beispiele: Der für die bremische Geistesgeschichte wie auch für die benachbarten Niederlande auf weite Strecken prägende bilderkritische Calvinismus hat zwar den kirchlichen Bereich von der farbschimmernden Welt des bilderfreudigen mittelalterlichen Katholizismus purifiziert, er hat aber dem privaten Sammler neue « säkularisierte » Welten in den Rahmen des gemalten Bildes einspannen helfen. Dafür bietet die niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts den typischen Beweis, deren Fruchtbarkeit sich nicht allein in der stupenden Fülle der Talente darstellt, ihre Entfaltung ist nur möglich gewesen durch eine ganz ungewöhnliche Abnahmebereitschaft. Das Bild jedweden Sujets weltlicher Art – ob Genre, Porträt, Landschaft oder Stilleben – gehörte zum begehrten « Mobiliar » des kultivierten Bürgertums. Die Freude am eigenen Kunstbesitz ist ein Kennzeichen und eine Voraussetzung der öffentlichen Sammlung. Das gilt ganz speziell für die hanseatische Tradition. Sie lebt in Bremen bis zum heutigen Tag und ist nach wie vor ein wesentliches Fundament der Museumsarbeit.

Das zweite Beispiel bietet unsere Gegenwart an. Der übliche Fortschrittsglaube mußte nach dem Aufbau aus dem Nullpunkt im Jahre 1945 dem Standpunkt zuneigen, daß im Bildgeschehen das Zeitalter der technisch perfekten Reproduktion angebrochen sei, d. h., daß die Farbphotographie und das bewegte Bild der Kinematographie die absolute Vorherrschaft erringen würden. Nun zeigte sich aber allenthalben, daß sehr planmäßig, sehr eindringlich die künstlerische Aussage, das schöpferisch gestaltete Bild sich nicht nur behauptete,

sondern durchsetzte. Wer die Gebrauchsgraphik, die Plakatkunst, die Werbung im allgemeinen betrachtet, findet diese Beobachtung in allen Ländern beliebig bestätigt. Nicht genug damit, es setzte ein Massenzustrom zu schwierigen Ausstellungen von Werken der zeitgenössischen Kunst ein, deren Problematik lebhaft Diskussionen nach wie vor entfesselt. Hinzu tritt jene erstaunliche Kurssteigerung, welche die Kunst des deutschen Expressionismus in der ganzen Welt gefunden hat, die eine Hinneigung im eigenen Lande auch in Kreisen gefördert hat, die in der Regel derartigen zeitgenössischen Kulturfragen indifferent gegenüberzustehen pflegen.

Diese aktuellen Beispiele lassen schließlich die neuartige pädagogische Aufgabe erkennen, die den öffentlichen Sammlungen heute zukommt. Im nachfolgenden wird verdeutlicht, wie die bremischen Sammlungen im Einklang mit den Bildungsidealen des 19. Jahrhunderts als lehrhafte Vorbilder- und Muster-sammlungen angelegt und geordnet worden sind.

Der lebendigen Reform, nicht zuletzt ausgelöst durch die Zäsur zweier Kriege und deren Folgen in soziologischer Beziehung, ist die Aufbauarbeit der letzten Jahrzehnte gewidmet, und Bremen darf sich glücklich schätzen, eine Reihe führender deutscher Museumsmänner dabei zur Verfügung gehabt zu haben und noch über solche verfügen zu können. Sie haben bewußt den Schritt aus der Klausur der wissenschaftlichen Studierstube hinaus getan und ihr Lebenswerk der Bildungsarbeit in Bremen verschrieben. Das schließt nicht aus, daß exakte wissenschaftliche Kennerschaft die Grundlage jeder volkspädagogischen Wirksamkeit ist. Die Protokolle der Inventare, die Bestimmung der Objekte, ihre sorgsame chronologische Einordnung, die konservatorische Pflege – alle diese sehr prosaischen Alltagspflichten des Museumsmannes sind die selbstverständlichen Voraussetzungen für jede verantwortungsvolle Volksbildungsarbeit, die sich zum Ziel setzt, die Welt des Sichtbaren, in dem Museum vereint, wirklich bewußt zu machen. So stellt sich ein Werk oder eine Gattung von Objekten, die im Museum zur Schau gestellt sind, unter der hinführenden Deutung des wissenschaftlichen Betreuers stellvertretend als Typus, als Repräsentant einer größeren Einheit dar.

Nicht zuletzt spiegelt sich die den Objekten abgewonnene Sinndeutung in der Art ihrer Veröffentlichung, mit der sie einem breiteren Publikum « zugänglich » gemacht wird. Auch hier bestätigt sich der grundlegende Unterschied gegenüber der meist hochwissenschaftlichen Quellenedition des vorigen Jahrhunderts. Der Unterschied liegt nicht allein in der höheren Qualität der nun wirklich stetig vervollkommenen Reproduktionstechnik: er läßt den eingangs erwähnten verschiedenartigen Standort erkennen. Wo einst Vollständigkeit und erschöpfende Beschreibung angestrebt wurden, bieten sich heute Auswahl, Erinnerungsbild und knappe Charakteristik dem Besucher zur verweilenden Betrachtung, dem Leser als Anweisung zu eindringendem Studium an.

In einer dem Welthandel zugekehrten Stadt wie Bremen nimmt es nicht wunder, wenn das Herz der bremischen Kaufleute zuvörderst dieser großen

Welt zugetan ist, aus der und in der sie seit Generationen leben. Weltoffener Seefahrergeist hat sich im Bremer *Überseemuseum* gleichsam seine Selbstdarstellung geschaffen. So ist es gegründet, so auch wiederaufgebaut worden. Der Erfolg gibt dieser Entscheidung recht, denn heute liegt die Besucherzahl des Bremer Überseemuseums mit der des Deutschen Museums in München an der Spitze aller deutschen Sammlungen. Im Aufbau, der Art der Darbietung und der temperamentvollen Gruppierung der ausgedehnten Sammelgebiete ist es in der Tat eines der modernsten und «interessantesten» Museen in Europa. Die aktive Beschäftigung des Besuchers hat schon vor dem Kriege mancherlei von den Modellen und Apparaten zur «Selbstbedienung» übernommen, wie sie das Entzücken besonders jugendlicher Beflissener in derartigen Museen ist. Die Kaufleute und Handelshäuser von Kaffee, Tabak, Holz, Baumwolle und Wolle haben die Materialien gestiftet, aus denen die Wissenschaftler und Handwerker des Hauses bald originale Typen, bald Modelle, Dioramen, Statistiken oder räumliche Nachbildungen geschaffen haben.

Begonnen wurde nach dem Kriege mit den völkerkundlichen Abteilungen, zunächst nach dem Gesichtspunkt des Querschnitts, d. h. die von jeher beliebten Dioramen oder plastisch aufgebauten Gruppen versuchten Leben, Handel und Wandel in den fernen Ländern, ihrer Menschen und Tiere zu vergegenwärtigen. Die Auswahl und ihre Aufstellung wurden dann stetig verfeinert, die Ausschnitte kritischer genommen; Exportware wanderte in die Magazine, die Qualität hervorragender Einzelstücke, etwa aus Ostasien, Afrika oder dem alten Ägypten, trat in Erscheinung und soll dem kritischen Auge des Betrachters «nahe» gebracht werden. Diese Isolierung aus der Fülle des Gebotenen wird immer ein Leitbild des Direktors sein müssen; schwierig zu erreichen in einem Areal, das sich um zwei Lichthöfe legt, die in der Art von Warenhäusern von Galerieumgängen aus begehbar sind. So reizvoll die beabsichtigten oder auch die zufälligen Perspektiven sind, die sich da dem Besucher anbieten: es bleibt unerfüllbar, ihm einen bestimmten Kurs vorzuschlagen; die hier unter einem Dach zusammengetragene Welt dringt wie in einem Zeitraffer, bunt wie ein Kaleidoskop, auf ihn ein.

Der Wissenschaft sind in einem «Welt»-Museum vielfältige, eben «weltweite» Aufgaben gestellt. Dem Laien drängt sich ein Gefühl hierfür nachdrücklich in den Magazinen und Studiensammlungen, in den Labors, Werkstätten und Büros auf. Noch findet der Besucher erst bescheidene Proben aus den Fachsammlungen der Naturwissenschaften in den Schauräumen vor. Eine Attraktion für sich ist das See- und Süßwasseraquarium, dessen in Grotten eingebaute Bassins oftmals auch seltene Meeresbewohner in ihren Lebensgemeinschaften farbig und geheimnisvoll aufleuchten lassen.

Jahrelange Ordnungs- und Bestimmungsarbeit, verbunden mit Organisation und Beratung mit anderen Fachgenossen, verbirgt sich in den Gläsern und Schränken, Schüben und Fächern der Depots; die wichtigsten Proben sind «aufbereitet», um einmal in der Vitrine ausgelegt oder aufgestellt zu werden. Überflüssig zu betonen, daß bestimmte Kategorien, wie die berühmte Mol-

luskensammlung des Museums, die mineralogische Fachsammlung, die Herbarien oder die Vogelbälge in der Masse ihrer nach Hunderten und Tausenden zählenden Bestände in ihren Behältern ruhen und, wissenschaftlich erschlossen, den Studien des Fachmannes vorbehalten bleiben. [Eine ähnlich wissenschaftliche Seite hat auch die meereskundliche Schausammlung des Instituts für Meeresforschung in Bremerhaven.]

Große Teile dieser Studienmaterialien sind auf Expeditionen zusammengetragen worden. Auch in den letzten Jahren sind Mitarbeiter des Museums, zum Teil mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, nach den USA, Mexiko, Afrika und Australien gereist und haben Sammelgut verschiedener Art nach Bremen mitgebracht. Am bekanntesten ist die vom Museum 1886 zwecks Sammlung von Tieren und Pflanzen ausgerüstete Expedition nach Angra Pequena im Lüderitz-Land geworden, auf der *J. Steingröver*, der Wissenschaftler, und *F. A. E. Lüderitz*, der bekannte Kolonialpionier, ihr Leben eingebüßt haben. Nachdem 1783 die Gesellschaft «Museum» zur Förderung und Verbreitung der Naturwissenschaften und Pflege der Geselligkeit gegründet war und 1876 die Sammlungen und die Bibliothek der Gesellschaft dem bremischen Staat geschenkt worden waren, wurde die lebhaftere Verbindung des Instituts mit der Bremer Bevölkerung von besonderer Wichtigkeit. So brachten die Überseekaufleute zahlreiche Geschenke mit, so wurden bremische Kapitäne mit Sammelanweisungen, Fanggeräten und Behältern für zoologische und botanische Ausbeute auf ihren Auslandsreisen versehen.

Nicht anders stand es in der Heimat, wo besonders aus den Kreisen der Volksschul- und Oberlehrer begeisterte ehrenamtliche Mitarbeiter gewonnen wurden, denen botanisch, ornithologisch, geographisch schöne Erfolge, bisweilen sogar internationaler wissenschaftlicher Ruf zu danken war. Für die heutige Ausstrahlung des Museums schuf der Direktor *Dr. H. H. Schauinsland* [1887–1933] die Grundlage, wenn er es als seine museale Aufgabe ansah, jene Verschmelzung aus wissenschaftlicher Sammlung und pädagogischer Wirkung herbeizuführen, die noch heute Eigenart und Zauber des Hauses am Bahnhofplatz bilden. Die engere Heimat und ihre Tier- und Pflanzenwelt schließlich werden in einer bestimmten Abteilung für Kinder mit eigenem Unterrichtsraum vorgestellt, wo dem Lehrer die Möglichkeit geboten ist, die eben mit der Klasse gewonnene Anschauung theoretisch zu unterbauen oder in Bild und Film zu erweitern. Wer heute die bunte Welt des Überseemuseums verläßt, deren Gruppen und Abteilungen auf Schritt und Tritt die schematische und blutleere Ordnung so mancher veralteten Museen erfreulich vergessen läßt, so wie man die dogmatische Methode überholter Schulbücher hinter sich gelassen hat, der kann sich kaum noch vorstellen, daß es Theaterfreunde in Bremen nach 1945 unternehmen konnten, die kahlen ausgebrannten Mauern der Lichthöfe für den Einbau einer Bühne vorzuschlagen! Und doch war dem so; so fern, so unreal erschien damals die Idee vom Museum, soviel mehr erhoffte man in der grauen Aussichtslosigkeit jener Tage vom gegenwartsnahen Spiel der Musen auf den Brettern, die «die Welt bedeuten». 1947 begann der Ausbau; am 22. Oktober 1949 konnte

der Präsident des Senats die erste Bauphase mit der Erstaufstellung der Abteilungen Ostasien und Südsee der Öffentlichkeit übergeben.

Der Weg zur Freimachung von Noträumen und deren Eröffnung, der für das *Focke-Museum* nach der völligen Zerstörung des alten, stimmungsvollen Hauses an der Großenstraße im Stephaniviertel beschritten werden mußte, war länger und dornenvoller [1953 Wiedereröffnung im alten Gut Riensberg in Schwachhausen]. Schlägt deshalb das Herz des Bremers weniger lebhaft für die Werte, die ihm die *Heimat* überlieferte? Diesen Werten ist das Landesmuseum für Altertümer und Kulturgeschichte gewidmet, das nach dem verdienstvollen Sammler und Senatssekretär *Dr. Johannes Focke* [gest. 1922] benannt wurde. Der stetige Mitgliederzuwachs, den der Verein von Freunden des Focke-Museums in den letzten Jahren erfahren hat, zeugt davon, daß der Gedanke des heimatlich gebundenen Museums feste Wurzeln geschlagen hat und in dem neuen Museumsbau, inmitten einer herrlichen Parklandschaft am Rande der Stadt gelegen, einer Verwirklichung entgegengeht, die eine Lösung europäischen Ranges verspricht.

Die Chronik dieses Museums berichtet von mancherlei Widrigkeiten und von provinzieller Enge, die gleichwohl *auch* zum Bilde Bremens gehören, will man es richtig zeichnen. Seit 1892 – das ist innerhalb der deutschen Museumsgeschichte ein sehr spätes Datum –, zu einer Zeit also, als unter dem oft trügerischen Vorwand von Fortschritt, Technik und Verkehr schwerste Breschen in die bisher noch geschlossene Gestalt der Innenstadt gelegt wurden, trug eine Kommission zur Erhaltung kunst- und kulturgeschichtlicher Denkmale «Stadtgeschichtliche Sammlungen» zusammen. Fockes Verdienst war es, bewegliches Gut vor dem Verderb zu bewahren, genau zu inventarisieren und seit 1900 im Kreuzgang und Refektorium des ehemaligen Katharinenklosters, seit 1905 im Domanbau aufzustellen. 1914 wurde dieses «Historische Museum» in das Gebäude des früheren Armenhauses an der Großenstraße übergeführt. Fundierte Veröffentlichungen aus der Feder Fockes begleiteten seine Sammelarbeit, die typisch im Sinne des 19. Jahrhunderts auf Erhaltung der geschichtlichen Sachurkunde gerichtet war. Das Familienbild ebenso wie das Kostüm, wie Spielzeug, Hausgerät, Kupferstich, Möbel oder Kelch, jedwede «Sache» aus Bremens Vergangenheit wurde «vereinnahmt». Bilder aus dem damaligen Museum Fockes bestätigen, daß es ein wahres Sortiment von Altertümern enthielt. Es mangelte an architektonischer Ordnung und musealer Selektion, weil dem Lokalhistoriker der «alleredelste Sinn» des Auges, der Sinn für Qualität, abging.

Erst 1924 erfuhr das Historische Museum eine Rangerhöhung ins Ästhetische, so daß es nun über den Durchschnitt eines Heimatmuseums hinauswuchs. Damals zog das Gewerbemuseum in das Haus an der Großenstraße, um als stillkundliche Abteilung mit den heimatkundlichen Sammlungen vereint und 1927 in der Aufstellung von *Ernst Grohne* wiedereröffnet zu werden.

Das Gewerbemuseum war 1873 als «Technische Anstalt für Gewerbetreibende» begründet worden. Im Sinne einer Vorbilderkollektion sollte es dazu bestimmt

sein, dem bremischen Handwerk durch Beratung, kunstgewerblichen Fachunterricht und durch Muster zu künstlerischer Neubelebung zu verhelfen. Aufschlußreich, wie man einestils versuchte, dieses pädagogische Ziel durch den Einbau der Sammlungen in die Kunstgewerbeschule zu erreichen, andererseits sich von didaktischer Bevormundung freizuhalten, indem man 1904 dazu übergang, die künstlerisch bedeutsamen Altertümer Nordwestdeutschlands und Bremens in das Sammelprogramm aufzunehmen. Der Umsicht *Karl Schaefer*s ist es zu danken, daß damals wirklich Kunstwerke für Bremen erworben wurden, die heute Hauptzierden des Focke-Museums sind, und dies in disziplinärer Abhängigkeit von den Direktoren der Gewerbeschule, deren Ziele und Qualitätsurteil als Pädagogen und ausübende Künstler notwendigerweise allzu oft vom Werturteil des Museumsassistenten abwichen. Schaefer hat die Chancen und Notwendigkeiten eines echten Landesmuseums klar erkannt und ist dafür eingetreten, daß bremisches Kulturgebiet, nicht seine politischen Grenzen, daß Qualität und Bedeutung der einzelnen Objekte entscheidend seien für den Maßstab des Sammelns, daß aber *geschichtliche Beziehungen allein nicht genügen, um ein an sich wertloses und geschmacklich unbedeutendes Stück für uns begehrenswert zu machen*. Das sind Worte von programmatischem Gewicht, und ähnlich klarsichtig polemisierte Schaefer, der aus der Praxis des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg nach Bremen kam, gegen die Zwangsehe seiner Sammlungen mit der Kunstgewerbeschule, die *im schärfsten Widerspruch steht zu der Auffassung, die man im übrigen Deutschland von den Lebensnotwendigkeiten eines Museums und seinem Verhältnis zu Kunstgewerbeschulen* hat. Der große *Justus Brinckmann*, der eben damals im benachbarten Hamburg sein Museum für Kunst und Gewerbe entscheidend fördern konnte, zugestandenermaßen häufig im Vorteil gegenüber der unglücklichen Konstellation in Bremen, schrieb in einem Gutachten diesen für jede verantwortliche Museumsleitung wesentlichen Satz: *Gut kaufen in jeder Hinsicht kann nur jemand, der persönlich für seine Taten oder Untaten einzustehen hat. Wer fragen muß bei der höheren Instanz eines Künstlers, der kein Kenner und Schätzer von Altertümern ist, wird stets im Voranschreiten gehemmt sein* [1913].

1925 bis 1939 hat das Focke-Museum in seiner neuen Gestalt nicht nur seine Bremer Freunde, auch viele auswärtige Fachleute erfreut in seiner für die damalige Zeit wohlgelungenen, wohlnlichen Ausgeglichenheit. Da war es nach dem Kriege eine glückliche Tat, daß es Schritt für Schritt gelang, das malerische Gut Riensberg mit Scheune und Backstube für das Focke-Museum zu gewinnen, und das um so mehr, als das Areal durch den Erwerb des benachbarten Pferdekamps arrondiert werden konnte. So vermochte der Plan zu einem Neubau gefaßt zu werden, für dessen Ausführung die Deputation für Kunst und Wissenschaft eine langfristige Finanzierung aus Lottomitteln beschloß. Aus einem beschränkten Wettbewerb ging Prof. *H. Bartmann*, Darmstadt, mit einem den Beständen und der landschaftlichen Situation vorzüglich angepaßten Entwurf als Sieger hervor. Wenn dieses Buch erscheint, ist die Erstellung des Roh-

baues in vollem Gange. Das neue Focke-Museum in Bremen wird das erste, von Grund auf neugeplante kulturgeschichtliche Museum in Deutschland sein, das nach dem Kriege gebaut wird. Auswärtige Kommissionen sind bemüht, die Erfahrungen und Eigenarten dieses Neubaues für eigene Projekte auszuwerten. Der zweistöckig aufgeführte Bau wird Rundgänge enthalten, die so verschiedenartige Aspekte wie die Originale der Steinbildwerke des Kaisers und der Kurfürsten vom Bremer Rathaus, wie die ausgedehnte Schiffsabteilung, wie Trachten und kunsthandwerkliche Fachsammlungen aufzunehmen haben. Wenn nicht alles trägt, könnte sich bei diesem Neubau, dessen charakteristisches Merkmal die Einbeziehung des Parks und der zukünftigen Stilgärten ist, im Idealfall erweisen, daß Funktion und Gestalt «stimmen», d. h. Bauherr und Architekt sich «zusammengerauft» haben. Das bedarf der Erwähnung, weil nur wenige positive Erfahrungen vorliegen und weil modische «flexible» Bauweisen sich wohl für vorübergehende Ausstellungen, nicht aber für dauerhafte Museen eignen. Museen bedürfen des bergenden Gehäuses, das viele Hänge- und Stellwände enthält; Museen können nicht von der Fassade her gebaut werden, und seien der Schaufenster noch so viele oder sei die architektonische Transparenz noch so bestechend.

Die Museumsbestände sind größtenteils dank vorsorglicher Auslagerung erhalten. Dennoch sind die Schäden bedeutend. Sie sind noch nicht behoben. Manche Entdeckung, manche dankbar begrüßte Wiedergewinnung konnte den Substanzverlust nicht wettmachen. Aber es ist kein Anlaß zur Klage. Es ist tätiges Leben in den Riensberg gezogen. Mit Vorliebe trifft man sich in den schönen Stilträumen zu Empfängen, Abendmusiken, Lesungen und Begegnungen. Dieser festlich gestimmte Rahmen hat schon heute Möglichkeiten der Entfaltung gegeben, die ein in der Stadtmitte eingeeengtes Grundstück niemals hätte bieten können. Holländische und skandinavische Beispiele, aber auch deutsche Museen, die aus der Not kriegsbedingter Auslagerungen die Tugend einer ständigen Ausstellung machten, haben bewiesen, in welchem Ausmaße ein mit der Landschaft verwachsenes Museum Leben anzuziehen vermag. So ungewohnt manchem alten Bremer diese Planung am Riensberg zunächst hatte erscheinen mögen: sie wird einmal eine ideale Verwirklichung dafür sein, wie jeder Generation sich das Museumsideal neu stellt und wie die Kultur der Heimat sich am eindringlichsten darbietet, wo sie in ihrer Verschmelzung aus Landschaft und Stadt selbst ein Denkmal dieser Heimat ist.

Der Bremer *Kunsthalle*, deren Sammelgebiet die *Kunst* im weiteren Sinne ist [Gemälde, Skulpturen, Zeichnungen, Druckgraphik, Buchkunst], wurde das freundliche Geschick zuteil, daß sie seit 1899 von Männern geleitet wird, die geborene Bremer sind [*Gustav Pauli, Emil Waldmann, R. A. Schröder, Günter Busch*]. In dieser Kontinuität erweist sich, daß in den bildenden Künsten die angestammte Begabung eher dem kritisch-wissenschaftlichen als dem schöpferischen Genius zugeneigt ist, denn wirklich überragende bildende Künstler, die geborene Bremer sind, verzeichnet die Kunstgeschichte nicht.

Bis heute wird die Kunsthalle vom Kunstverein Bremen E. V. getragen, in dessen Vorstand von zwanzig Mitgliedern fünf vom Senat «Ernannte» gleichberechtigt mit den «Erwählten» wirken. Der Verein ging 1823 auf Vorschlag von Senator Dr. *Hieronymus Klugkist* aus der uns schon bekannten Gesellschaft «Museum» hervor und war zunächst auf fünfzig Mitglieder beschränkt, die sich zum Ziele setzten, eine Kunstbibliothek aufzubauen und sich regelmäßig zum Studium von Kunstblättern und zu Vorträgen zu treffen. Dies exklusive Studium weitete sich zu Ausstellung und Sammlung aus, als erstmals 1843 eine Bilderausstellung in der «Union» unerwartet rege Nachfrage brachte. Die Mitgliedersperre wurde aufgehoben; der Verein wuchs sprunghaft über das Zehnfache seiner bisherigen Mitglieder an und beschloß den Bau eines Ausstellungshauses. Schon 1849 konnte die «Kunsthalle» vor dem Ostertor, wo bisher ein staatlicher Schuttabladeplatz gelegen hatte, eingeweiht werden, derselbe Bau, der 1898 bedeutend erweitert und nach Tilgung der schweren Kriegsschäden noch heute den ständigen Besitz und die wechselnden Ausstellungen beherbergt.

Die Gründer des Kunstvereins sind bedeutende Sammler und Mäzene gewesen. So konnte Klugkist 1827 jene unschätzbaren Zeichnungen und Aquarelle Albrecht Dürers erwerben, die aus dem Besitz der Albertina zu Wien auf den Markt kamen und über deren Nachkriegsschicksal am Auslagerungsort in der Mark bis heute dunkle Ungewißheit gebreitet ist. *J. H. Albers* ergänzte den Dürer-Fundus wertvoll mit weiteren altdeutschen und altniederländischen Druckgraphiken. Alle diese Schätze gingen in den öffentlichen Besitz über. Diese bürgerliche Mitverantwortung und selbstlose Ehrenpflicht hat im Kunstverein wahrhaft Schule gemacht. Spitzenwerke der Galerie, kostbare Bestände des Kabinetts verdanken den Legaten bremischer Bürger ihren Ehrenplatz in der Kunsthalle. Dr. *Segelken* vermachte eine Sammlung italienischer Holzschnitte, Dr. *H. H. Meier jr.* fast 60 000 Blatt moderner Graphik von Goya bis Toulouse-Lautrec, Dr. *H. Wiegand* seine Sammlung japanischer Farbholzschnitte, Dr. *H. Smidt* kostbare Zeichnungen alter Meister, Dr. *J. F. Lahmann* bedachte im Testament zu gleichen Teilen die Dresdener Galerie und die Kunsthalle seiner Heimatstadt Bremen. Endlich schuf Generalkonsul *E. Kulenkamp* 1877 durch die Bereitstellung von 300 000 Mark eine Stiftung, deren Erträge eine erste Grundlage für eine Etatisierung und damit für die Berufung eines fachlich vorgebildeten Direktors boten. 1897 konnte Gustav Pauli an die Kunsthalle verpflichtet werden, deren Leitung er bis 1914 innehatte. Damit war die Zeit des dilettierenden Kunstvereins beendet, wie er ähnlich unter dem Einfluß der Düsseldorfer und Münchener Schule in den meisten deutschen Städten mit Ausstellungen, Verlosungen und Vermittlung von privaten Ankäufen eine ziemlich niveaulose Aktivität entfaltet hatte. Ein planmäßiger Ausbau der Sammlungen begann. Man muß sich vor Augen halten, daß solch Programm – etwa für den französischen und deutschen Impressionismus, den Barock, die Romantik oder die Worpweder – vonnöten war, weil in Bremen der Fundus fehlte, den die regierenden Häuser als Schützer der Künste anderen

Staats- und Stadtgalerien eingebracht hatten. Unermüdlich ist die pädagogische Wirksamkeit der Kunsthalle Hand in Hand mit ihrer Sammelarbeit gegangen. Sie konnte sich bald auf breite Kreise stützen, die ihr Vertrauen entgegenbrachten. Dafür ist der Streit symptomatisch, den Pauli 1912 anlässlich der Erwerbung des Gemäldes «Das Mohnfeld» von Vincent van Gogh gegen künstlerische und politische Reaktion für die Kunsthalle gewann.

Ernste Krisen um die Struktur der Kunsthalle 1919 und 1933 blieben nicht aus. Der private Charakter konnte gewahrt bleiben, weil sich der geschilderte hanseatische Bürgergeist bewährte. Das hat dazu geführt, daß die in Verträgen festgelegten Garantien von Senat und Bürgerschaft für den Sach- und Personalhaushalt stetig verbessert worden sind. War es schon für Emil Waldmann schwierig, ohne festen Vermehrungsetat im Kunsthandel konkurrenzfähig für Bremen mitzuhalten, so drohte dies die veränderte Lage im internationalen Kunsthandel der Nachkriegszeit vollends zunichte zu machen. Seit einiger Zeit kann die Direktion über einen im Haushalt fest ausgewiesenen Betrag verfügen, aber auch dies machen oft die plötzlichen Angebote auf dem Markt, die sich an die fiskalische Ordnung des Haushaltsjahres nicht halten, illusorisch, so daß Nachbewilligungen oder Sondergenehmigungen notwendig werden.

Drei Gesichtspunkte mußten beachtet werden: die kostbaren Bestände des Kupferstichkabinetts, die durch den Krieg nicht weniger als rund 1600 Zeichnungen und 2000 Blatt Druckgraphik eingebüßt hatten, waren planmäßig aufzufüllen; die gut vertretene Epoche des 19. Jahrhunderts war fortzuführen und der Anschluß an die Kunst der Gegenwart herzustellen. Darüber hinaus gilt das Gesetz aller Sammlungen: die verhältnismäßig kleine Galerie in ihren Stärken so wesentlich wie möglich zu erhalten und noch zu fördern. Das ist mit einer stattlichen Reihe von Erwerbungen gelungen, die seit der Wiedereröffnung 1948 in die Kunsthalle eingezogen sind. Dabei ist zu sagen, daß der Anteil der privaten Stiftungen als so bedeutende freiwillig geleistete Unterstützung anerkannt wurde, daß man ihn mit entsprechenden Bewilligungen aus öffentlichen Mitteln ergänzte. So findet der Galeriebesucher auf vielen Beschriftungen der Bilder die Erwerbsdaten der letzten Jahre vermerkt und immer wieder den Zusatz, ob öffentliche oder private Stiftung. Namen wie Rembrandt, van Dyck, Delacroix, Maillol, Rodin, Picasso, Barlach, Leibl, Menzel, Corinth, Beckmann, Kokoschka, Marc haben mit inzwischen bekanntgewordenen Werken Eingang gefunden.

Wie schon in den früheren Jahren, hat die Vortrags- und Führungsarbeit der Kunsthalle dem Verständnis für die zeitgenössische Kunst entscheidende Voraussetzungen bereitet. Wort, Druck und Bild haben dazu geholfen, daß heute auch in Bremen Probleme aktueller Formgestaltung diskutiert werden, die noch vor ein paar Jahren an der «Bedächtigkeit» konservativer Überlieferung hätten halt machen müssen. Gelegentlich wird auch heute noch bezweifelt, ob Bremen ein geeigneter Boden für künstlerische Experimente sei. Sicherlich ist es seiner Wesensart nach Modischem abhold, und das mit gutem Grund. Doch darf auf *Ludwig Roselius* verwiesen werden, dessen Aufgeschlossenheit es zu-

sammen mit der Kunsthalle zu danken war, daß die Kunst der Paula Modersohn-Becker doch noch Heimatrecht in Bremen fand, nachdem es der Lebenden beinahe verweigert worden war.

Die öffentlichen Sammlungen haben sich in Bremen im Zeichen der Welt, der Heimat und der Kunst entwickelt und durchgesetzt. Alle drei Häuser, aus privater Initiative entstanden, haben Senat und Bürgerschaft unter ihre Obhut genommen. Am eigenständigsten ist die Verfassung der Kunsthalle geblieben, in ihrem privaten Charakter etwa dem Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt vergleichbar. Deutlich zeichnet sich aber auch bei ihr die allgemeine Entwicklung ab, daß ein ursprünglich exklusiv auf einen bestimmten Mitgliederkreis beschränktes Privileg Gemeingut aller geworden ist. Gemessen an der stürmischen Museumspolitik mancher jungen Industriestädte, die fehlende Tradition durch nachholende Bereitstellung bedeutender Mittel zu ersetzen suchen, geht es in Bremen still zu. Indessen läßt sich nicht übersehen, daß die kraftvollen Impulse, die an der Weser zu Beginn unseres Jahrhunderts im gleichen Sinne wie in Hamburg, Mannheim und Frankfurt das Sammeln von Kunst- und Kulturwerken in Einklang brachten mit einem fest umrissenen pädagogischen Ziel, das wir heute Erwachsenenbildung und Jugendarbeit nennen, inzwischen zum festen Bestand der Kulturarbeit geworden sind.

Ob man heute den Blick nach Ost oder West wendet: überall werden die Museen, Galerien und Ausstellungen an den arbeitsfreien Tagen oder in den Abendstunden in einem Ausmaße besucht, hinter dem Deutschland zurückbleibt. Entsprechend bedeutend sind die Mittel, die zum Unterhalt und zum Ausbau zur Verfügung stehen. Unendlich viel Kulturgut ist in den letzten Jahren aus Europa und aus Deutschland abgewandert. Zwar wäre es übertrieben, von einem einseitigen Ausverkauf zu sprechen. Der Handel sorgt für Bewegung. Der neu erworbene Rembrandt und der große Beckmann in der Bremer Kunsthalle kommen aus Amerika. Aber sicher ist, daß Museumspolitik von heute weder ein Luxus für wenige ist, noch von einem schmalen, lokal begrenzten Gesichtspunkt her betrieben werden kann. Tradition bedeutet daher in doppeltem Sinne Verpflichtung: das erworbene Erbe zum wahren Besitz zu erheben und diesen Besitz verantwortlich zu mehren.

*Horst Keller*

*Kleine Bremer Malergeschichte seit 1800*

Über die Bildkünste in Bremen, ihre Sammler und Förderer, über Museen und ihre Betreuer, über Ruhm des einzelnen und Rang aller Werte aus Künstlerhand ist das Entscheidende längst mitgeteilt. Da diese Geschichte großer Kunst mit dem Werden der Stadt als Welthafen Hand in Hand geht, reicht sie kaum drei Generationen zurück. Die Aufstellung hochbedeutender öffentlicher Standbilder, zumal in der alten Kernstadt, die Bau- und Sammlungsgeschichte der Kunsthalle und privater Sammlungen spiegeln diese gedrängte Historie getreu. Männer und Kunstwerke treten spät in das geistige Erscheinungsbild der Hansestadt, aber gerade zu der Stunde, da eine das Gemeinwesen erhöhende Gesinnung und der Kunstsinn sich so sehr entfaltet haben, daß der anwachsende Reichtum als Verpflichtung empfunden wird, das große, alle umschließende steinerne Gehäuse zu schmücken, innen und außen mit den Zeugnissen erhabener künstlerischer Eingebung auszustatten. Das Qualitätsgefühl, das bei solchem Verhalten waltete und waltet, ist vielleicht die für alle in Bremen heimischen Menschen, die an den Schätzen für das Auge teilhaben und gar ihrem eigenen Stilgefühl wertvolle Anregungen zuführen, dabei die glücklichste Begleiterscheinung.

Dieser langsam und beharrlich vordringende, sich zu höchsten Werten vorwagende Sammeleifer, der sich ja doch nicht auf alte Traditionen stützte – da in Bremen alte Kunst bis auf kaum zu nennende Überreste zerstört war –, ist anzumerken und als Zeichen eines außerordentlichen geistigen Aufschwungs zu werten, wenn man sich zugleich einmal dem weniger bewußten und immer problematisch gebliebenen Bereich der künstlerischen Eigenproduktivität Bremens zuwendet. Hier wird seit dem Dreißigjährigen Krieg – und früher sind Künstler überhaupt nicht mehr nachzuweisen – in einem merkwürdig kargen und die schöpferische Persönlichkeit eigentlich mehr von sich weisenden Verhalten der Stadt zu ihren Musensöhnen jene andere Komponente hanseatischer Lebensfestigkeit erkennbar, die dem «Wagnis der Kunst» offenbar lieber dort begegnet, wo ihr Rang sich außerhalb der Mauern geprägt hat und nun als gern begrüßter Sieger einzieht, als daß sie dieses Werden und Entfalten des Genies in ihrem Weichbilde geduldig mit ansieht.

Eine Malergeschichte Bremens in den letzten einhundertfünfzig Jahren ist von einer gewissen Übervorsicht des weisen Rates und seiner Bürger gekennzeich-

net, und wenn sich in solchem Verhalten auch viel Klugheit ausspricht, so ist doch eine gewisse einschränkende Wirkung nicht zu übersehen. Alles geschah in bester Absicht, und doch ist die folgende kleine, hier als freundlicher Beitrag gemeinte Künstlergeschichte Bremens nicht ohne tragische Züge, die auf das geistige Klima zurückzugehen scheinen. Erst auf unsere Tage zu zeigt sich lebhaftere Anteilnahme am Künstler, und das hat seinen Grund in einer gewissen weltstädtischen Erschlossenheit, die den Künstler sich neben dem Kaufmann ansiedeln läßt.

Eine Malergeschichte seit 1800 hier nachzutragen und mitzuteilen, heißt beinahe Neuland betreten und einen unsicheren Boden dazu; denn das künstlerische Bewußtsein der Bürger Bremens ist viel fester mit dem Roland, mit Hildebrand und Tuaille, mit Barlach und Gerhard Marcks, mit Monet und Manet, mit Liebermann und Corinth, mit vielen anderen Großen der Kunst verbunden als mit den angestammten Malern und Zeichnern, denen hier ein bescheiden entfaltetes Ruhmesblatt aufgeschlagen werden soll, um sie in ihrer schlichten Reihe doch *einmal* in den Annalen der bremischen Kulturgeschichte zu nennen. Ihr begrenztes Wirken, ihre unstete Wanderschaft, ihre schlecht bestellte Heimstatt machen den Prozeß des großen geistigen Aufschwungs nur um so erstaunlicher.

Und nun zu den bremischen Künstlern seit 1800. — Wir wollen es offen aussprechen, daß wir nicht von der Fülle der Gesichte geblendet werden; die Genies drängen nicht zu Scharen auf uns ein. Malgenies haben hier nicht gelebt, wie wir bei der Betrachtung entfernter Zeiten sehen, sind nur vorübergezogen, haben hier keine bleibende Statt gefunden, wie die Lebensläufe ausweisen. Daß sie hier Gutes erfahren haben, Auftraggeber und Freunde fanden, das gilt für manchen Namen des 19. Jahrhunderts. Aber wie steht es um die Gabe dieser Stadt, der Welt Maler zu schenken, etwa wie ihre Schwester Hamburg es früh schon und dann zu Runges Zeiten in Fülle vermochte? Von Bremen keine Namen, die so recht ihre Zeiten überdauern. Ist vielleicht ein Körnchen Wahrheit an der alten, gesunden Feststellung, die den Geist des Bürgers der Jahrhundertwende spiegelt: *Und dein Vater war so ein ordentlicher Mensch!* — ausgesprochen von einem älteren Herrn, der einen jungen Maler auf der Straße trifft? Verfolgt man nämlich die Viten der wenigen Maler, die in Bremens Taufregister genannt werden, so sind es immer «Umwege zur Kunst», die da beschritten werden müssen: Lithographie als Brotarbeit, Photographie neben der Malerei, die ihren Mann nicht nährt; das Amt des Zeichenmeisters einer Schule verbunden mit einer Schankkonzession, wobei die zweite Tätigkeit die erste moralisch untergräbt . . .

Überall seltsame Hemmnisse: Der vielbegabte Fitger, getragen vom Wohlstand der zweiten Jahrhunderthälfte, ist Linkshänder und auf einem Auge blind, was seiner Tatkraft freilich nicht geschadet hat. Wirklich, man sieht sich einer mageren Beute gegenüber, wenn die Jagd durch die Gefilde bremischer Malerei führt. Aus dem 17. Jahrhundert ein einziger Name von bescheidenem Rang [aus den spätmittelalterlichen Zeiten nichts, nichts fest Überliefertes

jedenfalls], mit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dann eine freundliche Perlenschnur von Malernamen. Auch hier wieder Schicksale bürgerlicher Enge oder unfrohen Auszugs, resignierter Heimkehr, Berufswechsel oder leise Verfemung. Bis vor wenigen Jahrzehnten hat diese Stadt ihre Kräfte auf andere Ziele gerichtet und ihre ganze Energie dafür aufgewandt. So wurde sie freilich auch vor selbstgefälliger Kleinbürgerlichkeit bewahrt, gerade in diesem Reiche der bildenden Kunst, die um die Jahrhundertwende mit einem mächtigen Strom in die Kunsthalle einzieht: Kunst Europas; in das Focke-Museum: Kunst unserer Landschaft mit ihren besten Kräften, und in das Übersee-Museum: Ferne und von jenseits der Meere, das Auge und die Sinne bestrickend und verwirrend. Die Kunst bekommt Heimat, da sie von ferne kommt.

Wir stoßen auf seltsame Wanderungen und Bildungswege; der große Zug nach den Niederlanden wird von dem nach Rom abgelöst, später nach Greifswald, Dresden und Kopenhagen, und wenn es ein wirkliches Wagnis ist, nach Paris. Das sind die Malerwege der Bremer bis ins Ende des 19. Jahrhunderts.

Was wir dabei aus der Vergangenheit heraufführen, wird uns vom Nachbarn nicht geneidet, der mit seinen Kabinetten eingeborener Malerei in der Hamburger Kunsthalle eine allerdings zauberhafte Blütenlese von Zeugnissen heimischer Malkunst ausbreitet, von Philipp Otto Runge, der Hamburger geworden ist, gar nicht zu reden, auch nicht von den spätmittelalterlichen Meistern der Tafelmalerei: Meister Bertram und Francke, die dem hamburgischen Strahlungsbereich zumindest angehören, wenn sie schon nicht im wörtlichen Sinne Hamburger sind. [Ich würde gern einen Vegesacker oder Lilienthaler Tafelmaler für bremisch erklären, wenn es ihn gegeben hätte!]

Wir Spätlinge aus dem großen Vermischungsprozeß einer eigentlich schon nachbürgerlichen Kultur stehen rückschauend vor einer Stadt, die sparsam und vorsichtig mit dem umgegangen ist, was nicht zu ihrem vertrauten Daseinsbereich gehört hat. Malerei konnte ihren Mann nicht nähren. Nicht einmal vom Porträt, diesem doch auch in Notzeiten noch immer einigermaßen florierenden Zweige der Bildkunst, kann man in Bremen die Ausnahme vermelden, die schöne Sonderstellung, die sie in den Niederlanden seit dem 16. Jahrhundert gehalten hat. Eine sparsame Stadt vergab auch spärlich öffentliche Aufträge, weder Zunft- noch Doelenbilder, wie im benachbarten Holland – das verbot der Dreißigjährige Krieg –, weder kirchliche noch weltliche Malereien, bis auf wenige Stücke, die aber nicht an Bremer vergeben wurden. So bleibt denn für die wenigen, die hier ihren Ausgang nehmen, nur der Weg in die Ferne, den sie nach dem jeweiligen Kunstgesetz ihrer Epoche antreten.

Wenn dieser Bericht vom Leben der Künstler mit einer geprägten Persönlichkeit einsetzen soll, so wird man ein Weniges noch über das Jahr 1800 in die Vergangenheit zurückgehen müssen, wo ein modern anmutendes Künstlerschicksal erkennbar wird. Hier ist *Ludwig Rullmann* zu nennen, der für die Liebfrauenkirche einen Altar gemalt hatte. Eine große Sepiazeichnung, die der ganz junge Rullmann, ein Zeichenwunderkind, von sich machte, versah der ehemalige Besitzer, Dr. Nicolaus Meyer – Goethes Freund –, der sie dem

Kupferstichkabinett der Kunsthalle vermachte, mit dem rührenden Satze, der für das Leben dieses Künstlers im ganzen gilt: *Der Maler Rullmann, Porträt von ihm selber – gieng von Bremen nach Paris und ist verschollen.*

Rullmann ist 1765 in Bremen geboren. 1788 bezieht er als Frühbegabung, was wohl von Eltern und Lehrer richtig erkannt worden ist, die damals führende Akademie in Dresden. Seine dortigen Lehrer sind nicht bekannt. Er kehrt nach Bremen zurück und wird dann unter dem Druck der Fremdherrschaft und dem allgemeinen Zuge folgend nach Paris gegangen sein, wo er seltsamerweise geblieben ist. Er hat da nicht gut gelebt. Der begabte Junge, wie er sich als Frühvollendeter, vielleicht Zwölfjähriger, in anmutiger Pose und modischem Kleid, dem Dreispitz mit Schleife, die wohlgelungene Zeichnung nach einem Gipsköpfchen in der Hand, darstellt, das will sich in seinem späteren Werk nicht recht wiederfinden lassen: Zeichnungen, die seinem großen Ideal Jacques Louis David, zu dem er zuerst auch in ein Schülerverhältnis tritt, nacheifern, Lithographien, die um 1820 entstanden sein müssen – Rullmann ist im Jahre 1822 schon verstorben –, zu einem aktuellen Pariser Ereignis, etwa das Schlußblatt, titulierte: «La Fin du Crime», der Abtransport eines verdeckten Leichnams von offensichtlich recht schuldbeladenen Mördern oder Häschern, deren Gestik etwas von der Übertriebenheit einer nicht ganz sicheren Zeichenkunst an sich hat: Augenrollen, Kniedurchdrücken, Schreiten mit gewaltsamen Schritten usw. Es handelt sich hierbei um Illustrationen zu einem politischen Prozeß, dem Prozeß Földéz, der die Gemüter der Zeit erregt hat. Hier also findet der Bremer Gelegenheit, zu einem Tagesereignis als Künstler Stellung zu nehmen, und das erst durch Alois Senefelders geniale Erfindung der Lithographie, die um 1818 schon in Straßburg und Paris so fest Fuß gefaßt hatte, daß die Franzosen viel echteren Nutzen aus diesem zu großen Auflagen bereiten Verfahren eines neuartigen Flachdruckes vom Stein ziehen. Ich kenne nicht Rullmanns Folge der Porträts, die er von Künstlern aus Baden und aus der Schweiz gemacht hat – gleichfalls Lithographien –, während solche, sich ablösend, in Paris studierten. Hier wird er mit Geschick ein «Souvenir de Paris» dem jeweils Scheidenden, und vielleicht das Mappenwerk mit den wohlgeformten Gesichtern der Landsleute dazu, Badenern oder Schweizern, hoffentlich für ein gutes Geld, in den Café-Stuben verkauft haben.

Wir finden Rullmann, den «in Paris Verschollenen», wie Dr. Meyer notiert hat, noch auf einem anderen Wege. Das bürgerliche Zeitalter meldet sich in einem satirisch-sozialkritischen Schaffen an. Es gibt von Rullmann eine handkolorierte Lithographie, die sich sicherlich zu einer Reihe ähnlich scharf und überscharf beobachteter Szenen zu fügen hat: «Les Contrastes», noch vorsichtig titulierte: der pummelige Prasser beim Einkauf in einem reich bestückten Krämerladen mit Wild und allen Genüssen für den Gaumen, riecht prüfend an einem Käse, während das Mamsellchen sich empfehlend dem verwöhnten Käufer zuwendet. Unter der Treppe aber, vor dem offenen Laden, wahrhaft moritatenecht hingebreitet, lagert ein herkulisches Bettelweib auf Stroh, mit gleich drei Kindern, die ungewöhnlich schön und wohlgebildet – dem Klassi-

zisten verbieten sich einfach die Hogarthschen Mißbildungen – einem nicht sehr edlen Nichtstun frönen: sie betteln. Das Ganze noch recht gestellt, der «Kontrast» immerhin schlagend und – da es sich um eine Lithographie handelt – von der kauflustigen Menge an den Quais und in den dichtbevölkerten Quartieren der Pariser Innenstadt als Blatt gewünscht und gekauft, eben weil ein neues «spitzes» Thema hier Gelächter, dort Beschämung, auf alle Fälle aber einen alltäglichen Zustand unter sichtlicher Parteinahme fixiert, ja mit wahren Behagen bis in die Einzelheiten schildert.

Wenden wir uns seinen bremischen Zeitgenossen zu, die wie er Musensöhne sind, so ist neben dem fast genau gleichaltrigen Menken, mit dem wir vertrautem Werk und Wert begegnen, *Gerhard Ludwig Lahde* zu nennen. Der 1765 geborene Schneiderssohn, zum Goldschmied und Stecher ausgebildet, erwirbt sich ein Stipendium seiner Vaterstadt für das Studium an der Kopenhagener Akademie durch einen «Nachstich», wie das Mode der Zeit war. Besonders sind niederländische Genremaler für solche reproduzierenden Künste, wie Lahde sie betrieb, geschätzt. Das Wandbild wird in der ärmeren Zeit durch den Stich, später durch die Lithographie ersetzt. Guercino, Claude Lorrain werden ebenso wie van Mieris im Stich kopiert. Wir sind im Zeitalter der zeichnenden Künste. Die Koloristen haben den Schwarzweiß-Künstlern das Feld geräumt. So lassen sich auch Gemälde für den Zeitgeschmack übersetzen. Und das tut Lahde, der in Kopenhagen mit dem mächtigen Thorwaldsen in Berührung kommt, um bürgerlicher Enge zu entfliehen. Bildnisse bremischer Pastoren und das des verdienten Freiherrn von Knigge sind die bremische Spur seines Wirkens. Auch er wendet sich später seiner Wahlheimat Kopenhagen zu, wo er 1833 stirbt.

Lahde steht geistig an der Wende vom «Zopf» zur bürgerlichen Zeit, in die sich *Johann Heinrich Menken* so vorzüglich hineinfindet, daß er den Namen Bremens glücklicher als seine Vorgänger in die Lande getragen hat, und sei es nur durch die schöne Eigenwilligkeit seiner Landschaftsschilderung, seiner liebevollen und auf nachbarlich holländischer Tradition fußenden Malerei des Weideviehs, so wie es noch heute rund um die riesige Landstadt mit behäbiger Gelassenheit weidet und in ältere bäuerliche Zusammenhänge einbindet. Menken ist 1766 geboren, sollte wie der Vater Kaufmann werden, findet aber früh einen Gönner, so daß er 1792 die Dresdener Akademie beziehen kann, wo wohl Klengel sich seiner angenommen hat.

Man tut besser, ihn für eine Naturbegabung zu halten. Der Kunstfreund entzückt sich immer wieder an der Frische seines Strichs, wenn er die mächtigen Eichen von Alt-Oberneuland in lebhaften Liniengefügen beschreibt und sich wie überall in seinem Werke zu einer freien und unpathetischen Schilderung der niederländisch anmutenden Natur bereitfindet, so wie sie vor den Toren dieser Stadt noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, groß und einfach geformt, sich ausgebreitet hat. Sein bremisches Leben – im Gegensatz zu dem seiner Vorgänger – wird angenehm durch Ehrung und bürgerliche Verankerung: Heirat der Tochter des Senators Dr. Dreyer, Wahl zum Vorstadtkapitän im

Erbgang, Ernennung zum Professor der schönen Künste, nachdem sich Goethe selbst, den ja dauerhafte, etwas materiell unterlegte Freundschaftsbande zum Bremer Dr. Nicolaus Meyer an Menkens Vaterstadt halten, dafür verwendet hat, daß die Universität Jena ihm den Ehrendoktor der Philosophie verleiht. Sein begabter Sohn Gottfried ist schon vor ihm ins Grab gesunken. Er selbst stirbt 1839, nachdem er neben Ehrungen auch manches Mißgeschick erfahren hat. Brand zerstört einen großen Teil seines Werkes. Die Franzosenzeit nimmt ihm die Möglichkeit zu gesicherter Tätigkeit und Absatz seiner freilich auf das Ende hin etwas in Routine ausmündenden Kunst. Am schönsten wohl sind seine Handzeichnungen. Erntefahren – Traum jeder reichen Kindheit –, Gewitterhimmel als Folie, um die kräftige Bewegung der heimpreschenden Tiere – ein gewisses wohliliges Gruseln des Beschauers mit sicherem Gefühl einbeziehend – kraftvoll zu entwickeln. In dem älteren Menken haben wir so etwas wie unseren «Landschaftsporträtisten» ganz reiner Prägung. Jeder begegnet seinem Schaffen noch heute gern, da er sich einem Maler und Zeichner gegenüber sieht, der seine Grenzen richtig einschätzt und innerhalb seiner mächtigen «geistigen Weidekoppel», wie man bei ihm sagen könnte, ein freies Ausleben der Phantasie gefunden hat.

Daß Menken bei dem Restaurieren von Bildern und einem wohl nicht allenthalben anerkannten Kunsthandel geendet ist, tut nichts zur Sache. Es ist ein Glück für diese Stadt, daß sie einen Schilderer der Landschaft gefunden hat wie ihn, einen Mann, der das zauberhafte Eigenleben der ländlichen, allenthalben noch tief in die Stadt einwachsenden Viehbauernbezirke sah und wahrhaft konservatorisch notiert hat, ehe ein neues Jahrhundert anfang zu kultivieren, zu zerschneiden, zu parzellieren und zu erschließen.

Und da ist auch des freundlichen Altstadtschilderers *Papendiek* zu gedenken. Das Focke-Museum bewahrt den Schatz seiner liebevollen Abschilderungen einer breiten und sonntäglich stillen Kleinbürgerenge vor dem Aufschwung zur Welthandelsstadt. Auch wenn uns Welten von solcher biedermeierlichen Eingezogenheit und Meistersinger-Verwunschenheit trennen: Geistern wie Papendiek können wir nicht genug danken; denn sie halten uns mit Bildern jene Aufgabe vor Augen, für Abgerissenes ein bedeutendes Neues zu setzen. In vielen deutschen Städten haben sich damals bescheidene oder auch berufene Zeichner wie in einer Vorahnung der architektonischen Gräßlichkeiten der Gründerjahre daran gemacht, das noch einmal mit Liebe zu notieren, was man beseitigte, um viel Häßlichkeit und Pomp dafür zu setzen. Und es ist wohl geheimes Gesetz des Häßlichen, des ausnehmend Scheußlichen, Nachempfundenen und Leblosen, daß es die Zeiten wie ein unausrottbares Scheusal überdauert, auch wenn es Pech und Schwefel vom Himmel regnet.

Papendiek ist eigentlich kein Bremer. George Ernest wird 1788 in Windsor geboren. Seine Eltern standen in englischem Hofdienst. Er war Kaufmann und betrieb die Aquarellmalerei nur nebenbei. Erst mit neunundzwanzig Jahren kommt er nach Deutschland und dabei auch nach Bremen, wo er aus freiem Antrieb die ersten Ansichten der Stadt malt. Vier Jahre später setzt er seine

Studien fort, um sich dann ganz hier niederzulassen. Als englischer Vicekonsul und Hannoverscher Konsul in Bremen hat er einen wohl einigermaßen auf seine Lieblingsbeschäftigung Rücksicht nehmenden Honoratiorentag verbracht. Seine Folgen von Lithographien oder Radierungen sind wohlbekannt, an Ausdruckskraft erreichen sie freilich nicht seine Aquarelle, in denen sogar etwas von altdeutscher Strenge lebendig ist. Und es verliert sich bei diesem im besten Sinne als Dilettanten zu bezeichnenden Wahlsohn der alten Hansestadt auch bei Motiven städtischer Enge nicht in kleinliche Erzählung oder in allzu breit ausgespielte Idylle. Er fegt Straßen und Plätze menschenleer, um der reizenden Verwinkelung und topographischer Treue nicht durch Genre entgegenzuwirken. Ein Geist sachlicher, prüfender Kühle waltet in seinen «Stadaufnahmen», in denen immer gerade so viel ausgedrückt ist, wie seine künstlerischen Mittel es erlauben, mehr nicht.

Die kleinen Zeichenmeister und Lithographen, die in Bremen mit ihrer bescheidenen Kunst und Graphik im 19. Jahrhundert ihr Brot verdient haben, zu nennen, kann man sich ersparen. Der reisende Künstler, wenn er nur gute Arbeit liefert und sich angenehm zu machen weiß, wird ihnen auch jetzt noch das Feld streitig machen. Obwohl er nicht Bremer ist, muß man aber den Maler und Zeichner *Rudolph Friedrich Carl Suhrlandt* als gesuchten Porträtisten und in Bremen zur Wirksamkeit gekommenen Künstler erwähnen. Er stammt aus Schwerin, hatte die Akademien von Dresden und Wien besucht, sich durch Bildnisse italienischer Fürsten einen Namen gemacht und war 1808 in Rom und Neapel ein Mann von Welt. Freund Canovas, des Modebildhauers und des einzigen Künstlers des Novecento, verfügte er über Beziehungen nach allen Seiten hin. Auf seinen Reisen scheint er immer wieder als gern gesehener Gast in Bremen vorgespochen zu haben, um einen gesicherten Porträtauftrag nach dem anderen einzustecken. Was uns mehr interessiert als diese etwas trockene und auf Präntention bedachte Malerei sehr schweigsamer und hanseatischer gegenüber ist die Tatsache, daß gerade Suhrlandt es gewesen ist, der das bremische «Scheusal Nr. 1» des 19. Jahrhunderts, die Giftmischerin «Gesche» Gottfried, porträtiert hat, und zwar mit einem Interesse am Aktuellen, wie wir es von Géricault wissen. Das Bildnis der Gesche Gottfried, eine Lithographie, hat einen so reißenden Absatz gefunden, daß sich der Verleger entschloß, einen langen, genußvoll zu lesenden Text unter die schlichte Zeichnung zu setzen, und damit nicht genug: in Faksimile Anfang und Ende ihres «nach geschlossenen Verhandlungen» an den untersuchenden Richter gerichteten Briefes. Einer der Steindrucker der Zeit, der wohlbekannte und verdienstvolle F. A. Dreyer, hat den Druck besorgt: *Gesche Gottfried geborene Timm, geboren am 6. März 1785 [am Tage Gottfried]. – Unmittelbar auf Stein gezeichnet im Criminalgefängnisse zu Bremen, den 3ten Oktober 1829 von Professor R. Suhrlandt.* Und dann folgt in ziemlich schöner Schrift: *Je mehr ich über meine vielen und schweren Sünden nachdenke, fühle ich, was ich hier auf der Welt verdienet habe, doch wenn es von lieben Gott zu erbitten ist, so gebe Sie mir eine milde Todesstrafe, mein Herz sehnt sich beym lieben Gott zu seyen, der mich unglückliches*

*Geschöpf gewiss nicht ewig von sich stoßen wird.* Man kann sich leicht ausmalen, wie viele Tränen der Abbitte beim Lesen des Briefes auf diese Lithographie in den Händen manches guten Bremer Bürgers niedergetroffen sind . . . Die kleine Malergeschichte hätte so manches begabten Mannes zu gedenken, der uns in hinterlassenen Zeugnissen begegnet. Es bleibt für manchen nur eine kurze Anmerkung, so für den Maler *Stefan Messerer*, der in München und Düsseldorf studierte, was eine neue Generation und andere Ziele angeben. Er hat sich um die graphischen Legate, die bremische Sammler der Kunsthalle zu eben dieser Zeit zu vermachen begannen, als Ordnender und Betreuender verdient gemacht. Ja, seit 1849 hat er als gereifter Mann die Studienabende für Graphik in der neuerbauten Kunsthalle geleitet. Und das wie seine Malerei neben einem kaufmännischen Beruf. Auch in anderem drückt sich der Wandel der Zeiten aus. Der 1869 in Bremen verstorbene Porträtmaler *Peter Brockmann* ist zugleich als Inhaber eines photographischen Ateliers bekanntgeworden. Eine merkwürdige «Doppelposition» zeichnet sich ab, die Köster und mancher andere Zeitgenosse einnehmen müssen, um gerade im Porträtfach – wie es scheint – beides zu beherrschen. Wer allerdings an die Frühzeit der Porträtphotographie denkt, an sicherlich qualvolle Sitzungen, der ist betroffen von der Fülle und Größe des Menschlichen, ja, der geistigen Dichte, die aus einem solchen frühen Erzeugnis der «camera obscura» spricht. Bei Brockmann scheint sich denn auch die künstlerische Leistung schon wirklich hinter die photographische zurückzuziehen. Das gleiche gilt von dem gleichaltrigen *Johann Eberhard Feilner*, dessen Photographien auf Silberplatten und Papier besser geglückt sind als seine Lithographien von der Überschwemmung der Weser und dem Arbeitshaus. *Christian Grabau*, der betagt 1874 stirbt, hat vor allem topographische Punkte von Stadt und Vorstädten, ähnlich Papendiek, festgehalten und Photographien nach seinen Zeichnungen in den Handel gebracht! Das Mechanische beginnt das Manuelle abzulösen oder zu stützen.

Würden wir bei solchen Betrachtungen ausführlich werden können, so hätten die Malerinnen *Luise Kugler*, die die letzten vierzig Jahre ihres Lebens als Blumenmalerin in Bremen verbracht hat, und *Amalie Murtfeld*, die bis ins Atelier von Couture in Paris vordrang, eine eingehende Würdigung verdient. Beide Künstlerinnen errangen sich durch die Energie, mit der sie an ihrer Arbeit hingen und sie lehrend und im geistigen Austausch mit Dichtern und Schriftstellern ihrer Zeit zu einem vollen Lebensinhalt zu machen wußten, in Bürgerkreisen die Geltung, die nach 1870 auch die wirtschaftliche Existenz sicherte.

Vor einigen Jahren wurde der künstlerische Nachlaß des Malers *Carl Georg Köster* zum ersten Male ausgestellt. Was wird doch bei einem solchen überraschenden Einblick in Skizzenbücher und Handzeichnungen von der Fülle und Liebe künstlerischer Arbeit selbst eines bescheidenen Malers offenbar! Da konnte einmal ein Künstler für viele sprechen, deren Hinterlassenschaft in alle Winde zerstreut ist. Köster ist 1812 in Hamburg geboren und erst 1893 in Düsseldorf gestorben. Vierzig Jahre aber wirkt er in Bremen, nicht gerade ohne Mühe, da er Schwierigkeiten mit seiner Familie hat und später mit dem Senat, der von

ihm die Errichtung eines photographischen Ateliers verlangt, wohl, damit der Stadt durch ihn keine Fürsorgekosten entstehen. In Dresden, auf der Akademie, sind Peter Cornelius und Schnorr von Carolsfeld seine Lehrer. Etwas von Bühnengröße und mehr Gedachtem als Gesehenem ist zuerst in seinen Zeichnungen, die bald durch Blätter abgelöst werden, die von bremischer Vegetation und bremischer Idylle berichten; auch Ölskizzen sind erhalten, lebhaftere, treffsichere Malereien, die bisweilen die Handschrift Corinths vorwegnehmen. Was erlebt auch ein Mann als Künstler, indem er fast das ganze 19. Jahrhundert mit seinen Augen durchschreiten darf! In ihm sind Koch und Dillis und Menzel und noch viel Späteres ebenso wie Bürgerkunst, Albumblatt und Satire wirksam und zu friedlichem Nebeneinander aufgereiht, also auch immer die heitere Begleitmusik zum Heroischen, zum Stillen und Großen: Hosemann und Krüger, auch Menzel in Berlin – Köster also in Bremen – und dazu Kulturgeschichtliches.

In der Kunsthalle kann man sich die kleinen Skizzenbücher von Köster vorweisen lassen, in denen vielleicht am ursprünglichsten entgegentritt, was einen Künstler des 19. Jahrhunderts beschäftigt hat, nicht so sehr bildungsmäßig wie handwerklich; denn im «Handwerk» wurde von ihnen allen noch Mittelalterlich-Endgültiges verlangt. Was wir heute oft mehr bewundern: die Skizzen und Entwürfe, das Genial-Unfertige und Unfertig-Geniale, das blieb in ihren Schubladen, bis der Blick der Menschen für solche persönlichen Niederschriften reif wurde. Und das geschieht erst in unseren Tagen.

Ehe wir uns Arthur Fitgers als eines für seine Zeit auch sehr typischen Künstlers annehmen, ist mit einem Wort auf Steinhäuser, den Maler, und Fedeler, den einzigen für mich greifbar gewordenen Marinemaler, hinzuweisen.

*Wilhelm Steinhäuser*, der Bruder des Bildhauers Carl, der als Rauch-Schüler zu großem Ansehen kam und durch seine Standbilder in den Wallanlagen uns noch heute nahe ist, dieser jüngere Bruder Wilhelm ist als Porträtmaler hervorgetreten, durch Bürgerbildnisse, von denen erst kürzlich zwei der Kunsthalle geschenkt worden sind. Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts war er, einem allgemeinen Streben folgend, nach Rom gegangen, wo auch der Oldenburger Willers seine zweite Heimat gefunden hatte. Sein Bildungsgang wird außerdem durch die Stationen Belgien und Paris gekennzeichnet. Später hat er eine verdienstvolle Tätigkeit als Zeichenlehrer angehender Künstler entfaltet. Das bürgerliche Zeitalter strebte ja nach Bildungsstätten aller Art, auch außerhalb der Akademien und Hochschulen. So wird die nicht sehr breite Begabung eines Mannes wie Steinhäuser dennoch fruchtbar für viele, und das bedeutet nichts anderes als ungebrochenes zuversichtliches Ausgreifen einer auch geistig frei gewordenen Stadt in die Bereiche künstlerischen Lebens, die bisher nie so recht hatten mitsprechen dürfen. Steinhäusers Rolle als Lehrer steht eben schon auf einer Stufe allgemeiner Schätzung, die dem 1752 geborenen Zeichenmeister *Friedrich Eberlein* noch versagt war, der neben seiner gewiß recht trockenen und zopfigen Lehrtätigkeit im Pädagogium am Ostertorwalle eine Schenkwirtschaft betrieb. Das führte denn dazu, daß er sein Lehramt vernachlässigte und endlich entlassen werden mußte.



Ludwig Rullmann: Selbstbildnis, Pinsel  
Ludwig Rullmann: Ausschnitt aus „Les  
Contrastes“, handkolorierte Lithographie





*George Ernest Papendiek: Aus Alt-Bremen, Aquarell*



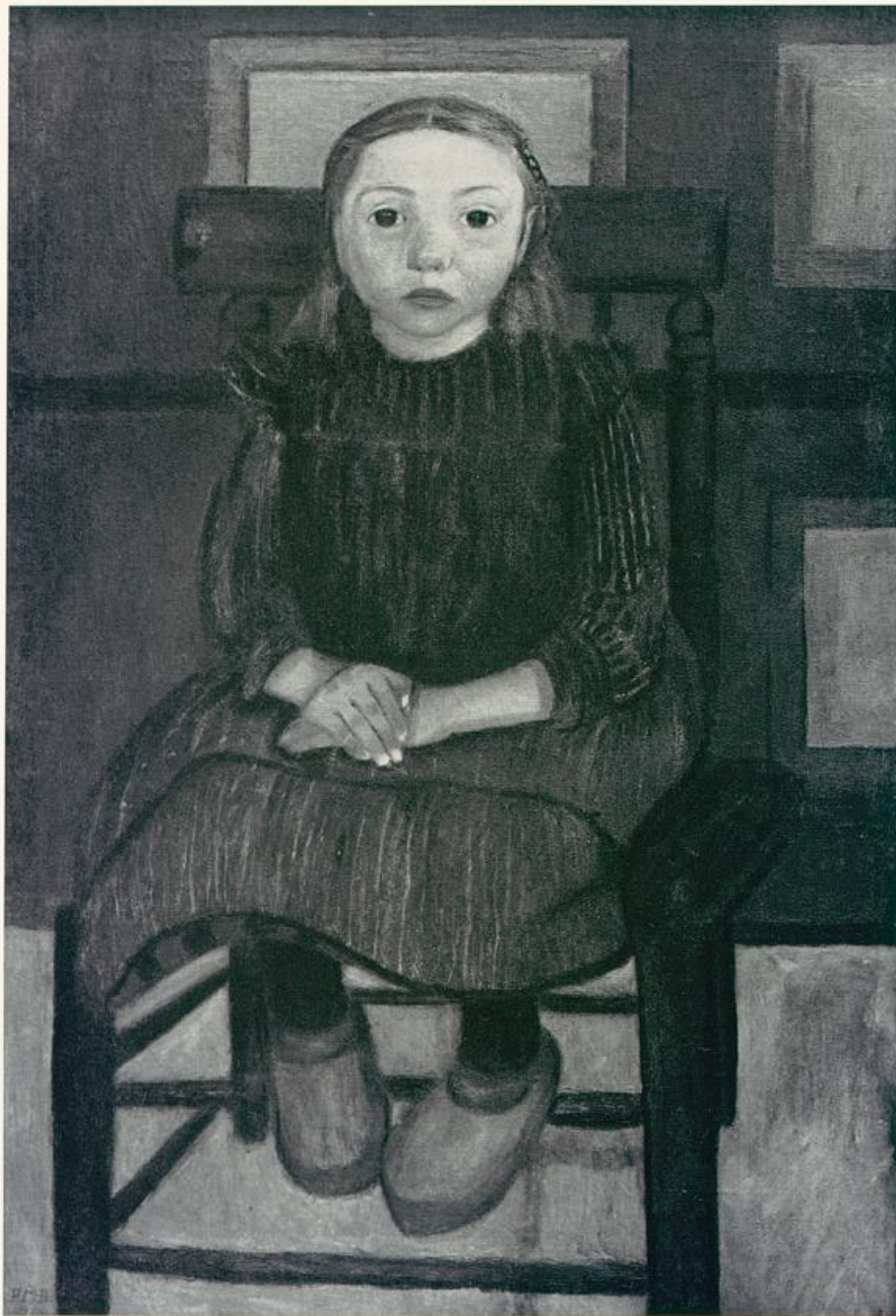
*Carl Georg Köster: Auf dem Eise, Aquarell*

*Rud. Friedrich Subrlandt:  
Die Giftmischerin „Gesche“ Gott-  
fried, Lithographie*



*Job. Heinrich Menken: Erntefuhr  
vor dem Gewitter, Lithographie*





*Paula Becker-Modersohn: Worpsweder Bauernkind, Öl auf Leinwand.*

Die beiden Maler *Fedeler*, Vater und Sohn, sind die einzigen deutlich hervorgetretenen Spezialisten für Schiffe und Wasser. Das mag hier in Bremen daran gelegen haben, daß das offene Meer, so wie es in den Niederlanden sich als großartige Szenerie jederzeit anbot, mehr gewußt als gesehen war. Zwischen Bremen und Bremerhaven haben sie eine mehr historisch benennende und darum für den Archivar wichtige Malerei von Schiffen und Schiffsländen betrieben. Die lithographierten Ansichten von Bremen – vom Werder und von Woltmershausen aus, da man von dort die Stadt noch erspähen konnte – sind jedem Sammler von «Bremensien» wohlbekannt, wie denn überhaupt in dem Bereiche solchen auch Intimeres vereinnahmenden und bewahrenden Sammelns von stadthistorischer Bedeutsamkeit Namen und Werke zu ergänzen wären. Wir schreiten auf einen Künstler zu, der ebenso erfolgreich wie besessen, ebenso problematisch wie eindeutig aus den Gesinnungen und Voraussetzungen seiner Zeit schöpferisch wird: *Arthur Fitger*. Seine unabsehbare späte Produktion an Wandbildern im Bereich der Hansestädte wird eher einen Schatten auf ihn werfen, wenn wir es heute überdenken; nur vergesse man nicht, daß die Zeit den Künstler gerufen hat wie seit Jahrhunderten nicht und seitdem noch nicht wieder. Ein ehrwürdiger Bremer, der es wissen muß, sagte mir dazu: *Keine Baugrube, in die nicht Poppe ein Haus gestellt hätte, keine Wand, die nicht Fitger bedeckt hätte mit Malerei*. Wie kommt es zu solcher Entfaltung? Wir sehen uns einem typischen und auch wieder höchst eigenwilligen Künstler-«Erdenwallen» gegenüber, einer der in der deutschen Kunst nicht seltenen Doppelbegabungen. Über sein wohlbekanntes Leben kann man sich kurz fassen, auch die Verdienste und Probleme des Dichters und Dramatikers Fitger außer acht lassen, was zu würdigen dem Literarhistoriker zukommt.

Interessant bleibt allerdings an einem solchen vielgewandten Manne, daß die Malerei ihm ein «Gegengewicht gegen die allzu schmerzlichen Grübeleien gewesen ist, denen er sich in seinen Dichtungen hingab», wie es in einer Würdigung seiner Person heißt. Sein Weg: 1858 bezieht der Achtzehnjährige die Münchener Akademie als Schüler von Moritz von Schwind. Das wird also für sein ganzes Leben den Zug zum Märchenhaften begründen. [Die Kartons zu den «Sieben Raben» waren eben in der Glyptothek der bewundernden Öffentlichkeit vorgestellt worden.] Peter Cornelius erscheint dem jungen Nordländer als der zweite Kunstgott. Wir sprachen von der Macht der zeichnenden Künste in jener Zeit. Bonaventura Genellis Illustrationen aber scheinen noch deutlicher auf den Stil eines erst nachahmenden Kunstjägers einzuwirken. Diese etwas abstruse Phantasie eines Nur-Zeichners entzündet Fitger zu Themen und zu Strich, wie er das selbst später offen bekannt hat: *In meinem Herzen hat die verlöschende Flamme des Cornelianertums – zu dem eben auch Genelli zählt – vielleicht mit ihren letzten Zuckungen geflackert, ehe sie ganz erstarb*. Dabei macht ihm die korrekte Zeichnung zuerst große Schwierigkeiten, da er linkshändig, also meist den Strich verdeckend, arbeitet. Auch das Visieren mit nur einem gesunden Auge, besonders bei den oft riesigen Kartons, fordert von ihm eine immense Kraftanstrengung.

Da ihn bei dem Versuch, in das Atelier von Schnorr von Carolsfeld einzutreten, die allzu starre Zeichenkunst schreckt, wendet er sich entschieden den Koloristen zu, die er bisher vernachlässigt hatte. In Antwerpen wird er von der Frische und Saftigkeit der Spät-Rubenisten fast zuviel und freigiebig von dem bisher Entbehrten aufgeladen bekommen. Wie mächtig greift dieser junge Mann aus: 1863 ist er in Rom. Er malt und dichtet, er schwärmt und gewinnt Freunde. Das alles unter Männern, die ihr Leben mit Anstand genossen, bescheiden und gelassen ein auf sie wartendes, noch einsames Rom und die noch einsameren Landschaften Mittelitaliens in sich aufnahmen. Böcklin und Lenbach treten in seinen Gesichtskreis. Und von ihnen allen, später von Makart in Wien, noch später von den Berlinern, wird er sich eine Zeitlang zu nähren haben, bis sich mehr und mehr zu einem Eigenen und Eigenwilligen verschmilzt, was einzeln so übermächtig auf den Bildungswütigen eingedrungen war. Wir dürfen es heute schon wieder gelassener ansehen, daß diese Kunst eklektisch bleiben mußte. Wo durch Verarmung in zwei Kriegen und damit durch das Abreißen einer Tradition der Wandmalerei Sicherheit, oder wenn man will: Routine, in der Bewältigung großer dekorativer Aufgaben verlorengegangen ist, wirkt Fitger wie ein Barockmeister, ein etwas überdeutlich gewordener Entwerfer, der seine Phantasie an den großen Stoffen der Geschichte nährt und im Großen und Kleinen beherrscht und durchdringt, was er an Form benötigt, in Untersicht und Aufsicht, in allen Erfindungen des großen Dekorateurs, der ohne Zittern und Zagen die quadrierte Skizze auf die Wand übertragen kann, weil sie verlässlich und zweckvoll entworfen ist.

In Fitger, der das Bremen der Gründerjahre mit seinen Malereien wie mit einem einzigen Prunkteppich überzogen hat, sammeln sich also die künstlerischen Strömungen der Jahrhundertmitte. Versagen wir uns aufzuzählen, wo überall in Bremen, in Hamburg und sonst in deutschen Landen er unermüdlich und einführend wirksam geworden ist. Es scheint, als könnte man einen guten Teil des Blocklandes mit seinen Kartons und Bildern, die zum großen Teil den Stürmen der Zeit zum Opfer fielen, bedecken. Und was an bremischer Malerei hier vorausgegangen ist, erscheint wie ein kleines Albumblatt neben einer barocken Decke, freilich betrifft das nicht die geistige Aussage.

Arthur Fitgers Kunst ist ein Abgesang, Ausklang einer Epoche, die sich Heroischem zuwendet und Ländergrenzen überspielt, so wie das Biedermeier gerade den Reiz der Enge betont hatte. Zum Schluß dieser Betrachtung schlagen wir eine neue Seite auf: Altworpswede. Die Malergruppe um Fritz Mackensen läßt den Namen Bremens aufleuchten. Ein neues Thema nach Vedute, Porträt und Allegorie: Landschaft und Mensch. Neuentdeckung der Maler nach dem « Marschenbuch » von Allmers, jenem wohlgelungenen und echten Hymnus auf ein geistiges Niemandsland. Was Worpswede bedeutet, ist nach fünfzig Jahren gesichert. Die Landschaft und ihre neuen Reize, von Großstädtern entdeckt und freiwillig ertragen in Sommer und Winter, die Malerkolonie, die ein gemeinsames Ziel sieht und ermalt, das ist heute ein fester Begriff. Und es liegt in einem solchen Aufbruch, ähnlich dem der Münchener « Scholle », nicht nur Kultur-

resignation, sondern eine Lust zu neuem Sehen des Einfachen und Unvergänglichen, einer Wahrheit und einer neuen « Natürlichkeit », um derentwillen bisher noch alle neuen Bestrebungen in der Malerei vorgetragen worden sind. So wie diese Zeugnisse in Bremen und Worpswede bewahrt wurden, so sind ihre Schöpfer mit ihrem gemeinsamen Aufschwung, auch ihrer Versponnenheit, ihrer Schönheits- und Einsamkeitsseligkeit ein Stück bremischer Kunstgeschichte. Daß aus ihrer Mitte, aus der Idylle und dem zarten Beieinander rund um den Weyherberg, gerade eine Frau herausragt, die den Zauber schöner Abgeschiedenheit abstreift und sich der großen Auseinandersetzung stellt, das hebt – vielleicht zum ersten Male in der Geschichte der bildenden Künste aus dem Blickfelde Bremens – Malerei auf die Höhe internationaler Kunst.

*Paula Modersohn-Becker* hat das nicht mehr erlebt und vielleicht kaum geahnt, so fest sie auch von ihrer Mission durchdrungen war. Sie hat aber mit der spröden Schrift ihres Pinsels und der stumpf-trockenen Malweise, dem Blick für die menschliche Substanz und das göttliche einfältige Beieinander der Dinge auf dieser schönen Welt, auch ein Denkmal Bremens gesetzt, selbst wenn sie nicht die Domtürme malte und das schöne Rathaus. In dem Bild des « Kindes auf dem Stuhl » der Bremer Kunsthalle ist in einem tieferen Sinne « Topographie » getrieben. Hier wird das sichtbar Enge zum Unsichtbar-Weiten, zu einem wunderschönen und bleibenden Bekenntnis zum Menschen. Das hatten die Porträtisten nur zuweilen vermocht oder aussprechen mögen, das hatten die Schilderer der Stadt mit dem warmen Sonnenlicht auf der Gasse auch gemeint, das hatte Menkens schlichte Kunst nach Paulus Potters Weise draußen vor den Toren benannt, und das hatte Fitgers Suchen nach Allegorie gemeint, um kühne Huldigungen darzubringen. Was in dem Werk von Paula Modersohn-Becker als das « Innerliche », das Stille und Kraftvolle auf uns eindringt, das wird auch für kommende Generationen, die dieser Stadt in ihrem künstlerischen Schaffen verpflichtet bleiben, der beste Teil sein, den sie erwähnen können, auch wenn die Sprache der Kunst sich wandelt, ihre Verständigungsformeln allgemein werden und das Bremische nicht unverwechselbar hervorleuchten kann.

Die Malerin, mit der diese sehr kleine Geschichte bremischer Bildkunst schließt, hat nun doch – entgegen unserer anfangs aufgestellten Behauptung – die Fackel der Kunst aus der Stadt und ihrer Landschaft hinaus in die ganze Welt getragen als größte Malerin aller Zeiten, nachdem sie sich mit Welt gesättigt hatte wie mancher vor ihr, der durch Bremens Tore aus und ein geschritten ist, und denn hier und dort ein « ordentlicher Maler » wurde, wo doch schon sein Vater so ein ordentlicher Mensch gewesen war . . .

*Alfred Faust*

*Sammler und Mäzene*

Denkmäler aus Marmor oder Erz stiften ihrer Vaterstadt die einen, Werke des Geistes – ich versteige mich nicht zu dem Horazschen Ausspruch: «aere perennius» – die anderen.

Von den letzteren sollen zwei Werke jüngsten Datums an die Spitze gestellt werden: der 1959 erschienene Prachtband «Meisterwerke der Kunsthalle Bremen», den zu ihrem fünfundsiebzigjährigen Jubiläum die Bremer Wollkämmerei, ein Weltunternehmen in Bremen-Blumenthal, finanziert hat, und der vorliegende Band über das «geistige Bremen», den die Sparkasse in Bremen zu ihrem hundertfünfunddreißigjährigen Jubiläum am 1. Juli 1960 vorlegt. Fügt man noch die Publikation hinzu, die Rudolf Stein zur Neuerrichtung des Sparkassenhauses am Markt – ein Juwel der Rokoko-Architektur – herausgab, und stellt man den ebenfalls von der Bremer Sparkasse geförderten Wiederaufbau der Stadtwaage mit der schönen Renaissancefassade daneben, die in einer Bombennacht im zweiten Weltkrieg niedergelegt und am 30. März 1960 neu gerichtet wurde, so steht die Sparkasse in Bremen in der vordersten Reihe der heutigen Mäzene.

Sammler und Mäzene müssen Schritt halten mit ihrer Zeit. Es ist eine Binsenwahrheit, daß im frühen und späten Mittelalter und auch noch in der Renaissance-, Barock- und Rokoko-Zeit die Kirche und die Klöster, die Päpste und die Landesbischöfe und neben ihnen die weltlichen Potentaten von den Kaisern bis zu den Duodezfürsten der kleinen Residenzen die Träger und Förderer der Kunst, die Sammler und Mäzene darstellten. Sie waren gleichzeitig auch die Finanzmacht, allein in der Lage, herrlichste Bauwerke kirchlicher und profaner Art auszuführen und die Schar der Künstler zu ernähren, die jedes Zeitalter aufweist – von den primitiven bis zu den genialen Architekten, Malern, Bildhauern und Kunsthandwerkern der Blütezeiten der Kultur. Jede neue Periode, jede neue Kunstrichtung trug eine neue Schicht vielfältigsten Künstlertums empor und unterwarf sie den Gesetzen der Zeit.

Die große Zäsur brachte die französische Revolution von 1789, die dem Bürgertum den Weg zum Aufstieg bahnte und es zum Träger nicht nur der Finanz- und Wirtschaftsmacht, sondern auch zum Schöpfer neuer Kunstrichtungen, zum Gründer bürgerlicher Wohnkultur, zum Initiator eines neuen Lebensstils machte, der den letzten zwei Jahrhunderten den Stempel aufdrückte.

Die Ablösung brachte das industrielle Zeitalter, durch das wir heute in die Periode der Atome und der Automation eingetreten sind. Beide erzwingen neue, ihnen adäquate Kunstformen. Wenn wir etwa lesen, daß der Darmstädter Großindustrielle Karl Ströher die bedeutendste Sammlung moderner deutscher Maler, wie Schmidt-Rottluff, Kirchner, Erich Heckel, Otto Mueller, Emil Nolde, Paul Klee, Franz Marc, Wassily Kandinski, August Macke, Lyonel Feininger, A. von Jawlensky, Willi Baumeister und andere, sein eigen nennt, so illustriert dieses Beispiel unter vielen, wie die Industrie die kirchlichen und weltlichen Potentaten abgelöst hat.

Der Kirche kann man jedoch das Zeugnis ausstellen, daß sie vor dem Wechsel der Zeit nicht kapituliert, sondern sich selbst an die modernsten Formen der Kunst anpaßt und ultramodernen Architekten und Innenarchitekten, Holzschnitzern und Glasmalern Aufträge erteilt. Gedacht sei dabei beispielsweise an die neuen Kirchen von Ronchamp, Audincourt und Vence. Für die ausführenden Künstler, wie Le Corbusier oder Fernand Léger, ist es kein religiöser Auftrag, an dem die Seele des Künstlers beteiligt ist, sondern ein Bauauftrag wie für ein Hochhaus, eine Wohnsiedlung, einen Industriebau oder eine Gartenstadt.

Und schon kündigt sich in der Reihe der Kunstförderer die nächste Schicht an: die großen Industriegewerkschaften, die seit Jahren mit den Ruhrfestspielen und den damit verbundenen Kunstaussstellungen die Nachfolge und Fortsetzung im Kunstmäzenatentum zu übernehmen gedenken – eine geschichtslogische Evolution, bedingt durch Entwicklungsperioden, von denen die eine sich auf die andere schichtet wie die Fundschichten der prähistorischen Epochen.

Unser Thema ist jedoch nicht die Schilderung der Phasen der Kultur vergangener Jahrhunderte, sondern die weit bescheidenere Darstellung der Aktivität der Kunstsammler und Kunstförderer auf unserem engeren Gebiet – etwa in dem Zeitraum seit der Gründung der Bremer Sparkasse bis heute.

Bremen war ursprünglich kein fruchtbarer Boden für die Förderung von Kultur und Kunst. Handel und Wandel gaben unserer Stadt das Gepräge. Die Rivalität mit den westlichen Konkurrenzhäfen der europäischen Randstaaten des Atlantischen Ozeans zwang Reeder, Schiffbauer und Exporteure zu harter Arbeit und zu kühnen Wagnissen. Da blieb kaum Raum übrig für die Dinge des Geistes und der Kultur. Es ist einer der Gründe, warum bis in unsere Zeit hinein Bremen als eine « amüsische Stadt » bezeichnet bzw. verleumdet wurde. Ein anderer Grund mag sich herleiten von dem in der Zeitwende der Reformation in den bremischen Kirchen vorherrschenden Calvinismus. Er war bilderstürmerisch veranlagt. Diese Bilderfeindschaft übertrug sich auch vom Religiösen auf das Profane, von der Kirche auf das Wohnhaus. Auch hier wiederum bedurfte es der Mithilfe der großen Französischen Revolution, die die Lockerung zwischen den Konfessionen und die freiere Bewegung des Stadtbürgers auf allen Gebieten einleitete.

Es begann eine Blütezeit, die zur Bereicherung der führenden Kaufmannsschichten wesentlich beitrug. Reichtum verschaffte ihnen auch Muße und bot ihnen

Zeit zur Betrachtung und Erwerbung von Kunstschätzen. Sie behüteten sie nicht nur in ihren Privatwohnungen und Villen – an der Lesum, an der Contrescarpe, in der Kohlhöckerstraße, in Schwachhausen, Horn und Oberneuland –, sondern sie wollten ihre Schätze auch in einer Kunststätte sehen, erst recht, wenn der Name des Stifters auf dem Bildetikett zu lesen war. So erklärt sich einfach und logisch die Entstehung des Kunstvereins und der Kunsthalle [1823] und auch – im Gegensatz zu anderen aufblühenden Städten – der private Charakter der Kunsthalle, der heute noch mit einigen staatlichen Milderungen besteht.

Dies schließt nicht aus, daß eine kunst- und bilderfeindliche Bewegung weiter bestehen blieb und sich ab und zu, auch heute noch, bemerkbar macht. Der geschichtlichen Wahrheit und der vollständigen Charakterisierung zuliebe muß eine solche Gegenbewegung auch registriert werden, denn sie verrät ebenfalls einen Teilcharakter der modernen Industriegesellschaft. Zwei Bremer Beispiele aus jüngster Zeit nur zum Zwecke dieser Charakterisierung:

Anfang 1960 richtete das Focke-Museum einen Appell an wohlhabende Bürger der Stadt, für den Verein der Freunde des Focke-Museums zugunsten der Mehrung der Sammlungen Spenden zu gewähren. Ein sehr reicher Stadtbewohner meldete sich mit einer Spende von fünf Mark [!], dabei betonend, daß seine Geschäfte sich eigentlich mehr außerhalb Bremens abwickeln!

Und der zweite Fall: Der Direktor der Bremer Kunsthalle, ein Genie auf dem Gebiet der Spendensammlung, besuchte einen Firmeninhaber, den man ebenfalls zu den reichsten der Stadt zählen darf. Beim Besuch entwickelte sich das folgende Gespräch:

Nach Erwähnung des Zwecks des so unkaufmännischen Anliegens erwiderte der Angesprochene: «Für Ihre Kunsthalle gebe ich keinen Pfennig. Sie sollten lieber das Haus schließen und die Bilder verkaufen!» – «Da bliebe mir ja nichts weiter übrig, als für einen Strick zu sammeln», meinte der Galeriedirektor. – «Warum gleich einen Strick? Lernen Sie was Ordentliches, Sie junger Mann; im Kaufmannsberuf ist immer noch Platz für tüchtige Angestellte!»

Diese beiden Beispiele mögen genügen, auch wenn sie nicht vereinzelt dastehen. Wenn ich dazu bemerke, daß der zum «Strick» oder zum «kaufmännischen Angestellten» verurteilte Direktor der Bremer Kunsthalle – den uns vor zwei Jahren Köln als Generaldirektor seiner städtischen Museen abnehmen wollte – seit 1948 rund 1,6 Millionen Mark für die Kunsthalle bei Privaten persönlich gesammelt hat, so sei diese anonyme Mäzenatentat individueller Spender, die für den Kunstsinn der bremischen Bank-, Industrie- und Kaufmannswelt zeugt, laut gepriesen. Sie setzt das Mäzenatentum des 19. Jahrhunderts würdig und lobenswert fort.

Man kann wohl verallgemeinern, daß die echt hanseatische Mischung von Tatsachensinn und weltläufig kultivierter Freude an schöner Form, wie *Emil Waldmann*, der bedeutende und geistreiche Leiter der Kunsthalle zwischen *Gustav Pauli* und *Günter Busch*, es definierte, die Stellung des Bremers zur bildenden Kunst beherrscht. Die Stadt hat nie eine große Malerschule in ihren Mauern

beherbergt, wie etwa Köln, Colmar, Augsburg, Ulm, München, Innsbruck, Wien, Kalkar, Luxemburg, Brüssel, Gent, Brügge. Für große Talente und große Taten war im engen Wesergebiet kein Raum. Ein Museum alter Meister gedieh hier – im Gegensatz auch zu Hamburg – nie. Die Stadt beherbergt keine Genies, am wenigsten in den letzten hundertfünfzig Jahren, aber doch einige Talente, die *Horst Keller*, Kustos der Bremer Kunsthalle, in seinem Beitrag aufgeführt hat.

Doch sei festgestellt, daß trotz der fehlenden Gipfelleistungen Bremens Sammler und Mäzene nichts Provinzielles an sich haben. Die Bremer Kunsthalle ist bescheiden in der räumlichen Ausdehnung, aber doch kein Provinzium. Die Qualität ihrer Sammlungen ist höchststrangig, und Hauptstücke repräsentieren ganze Epochen und lassen deren Bedeutung im Kulturgeschehen ahnen.

Die großen bremischen Kunstfreunde vor mehr als hundert Jahren hatten nie den Ehrgeiz, alles zu sammeln, sondern sie spezialisierten sich wie auf Verabredung. Senator *Hieronymus Klugkist* [1778–1851] sammelte vorzugsweise Dürer [Ölgemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche, Radierungen, Holzschnitte]. Seine gesamte wertvolle Sammlung vermachte er dem Kunstverein, in dem die «Klugkistsche Dürer-Sammlung» noch heute den ersten Platz einnimmt. Auf Veranlassung von Klugkist wurde im «Museum» – dessen Rolle im bremischen Geistesleben im Beitrag von *Günter Schulz*, dem Direktor der Bremer Volkshochschule, geschildert ist – am 14. November 1823 von vierunddreißig Herren der Kunstverein gegründet. Damit war vor hundertsiebenunddreißig Jahren – beinahe parallel mit der Bremer Sparkasse – die Basis geschaffen für das, was später die Bremer Kunsthalle wurde.

*Johann Heinrich Albers* [1774–1855], wie Klugkist Kaufmann und Kunstfreund, verdiente im Indigohandel in London ein ansehnliches Vermögen, das dem Junggesellen den Erwerb von alten Ölgemälden und Kupferstichen gestattete. Schon zu Lebzeiten machte er dem Kunstverein, zu dessen Gründern der «englische Albers» gehörte, viele Geschenke und beteiligte sich mit dreitausend Talern am Bau der Kunsthalle selbst. Seine reiche, 15 000 Blätter umfassende Graphiksammlung, darunter kostbare Stiche von Lukas von Leyden und von Rembrandt, vermachte er dem Bremer Kunstverein. Sie bildete den Grundstock zu einem – trotz der Kriegsverluste – heute noch vorhandenen Schatz von über 200 000 Blättern Graphik. Durch diese und spätere Stiftungen ist das Bremer Kupferstichkabinett eines der größten und besten seiner Art geworden, nicht nur wegen des Reichtums an Beständen, sondern auch wegen der künstlerischen Qualität.

Das Sammeln italienischer Holzschnitte war die Liebhaberei des Bremer Arztes *Melchior Hermann Segelken* [1814–1885], der seine große wertvolle Sammlung ebenfalls dem Kunstverein vermachte. *H. H. Meier jr.*, langjähriger Vorsitzender des Kunstvereins, sammelte vorzugsweise Graphik des 19. Jahrhunderts, insonderheit Ludwig Richter, Adolf Menzel, Max Klinger, Toulouse-Lautrec und Munch, die heute zum Besitz der Bremer Kunsthalle gehören.

Klugkist, der seine ganze Kunstliebe auf Dürer konzentriert hatte, gelang es,

vierzig Handzeichnungen von Dürer zu kaufen, darunter die größte Anzahl der weltberühmten Landschaftsaquarelle, die den berühmtesten Schatz der Bremer Kunsthalle darstellten. Leider gingen diese kostbaren Blätter, die – ihres Seltenheitswertes wegen – in ein Schloß in der Mark Brandenburg ausgelagert worden waren, verloren. Es besteht nur schwache Hoffnung, daß einige von ihnen wieder in die Bremer Kunsthalle zurückkehren werden.

In jeder Generation traten neue Kunstsammler auf. Wenn wir Melchers, Biermann, Wiegand, Wolde, Schütte, Lohmann, Lahmann, Sparkuhle, Pauli, Waldmann, Rassow und Beckmann nennen, so erhebt diese Liste keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Durch die Ausstellungen und die Vorträge der Galerie- direktoren angeregt, erwarben viele Private für ihre Wohnungen und Villen Bilder jeder Kunstrichtung, insbesondere französische Impressionisten, von denen auch die Kunsthalle mehrere Kabinette aufzuweisen hat. Sie steht dadurch im Ruf, eine der bedeutendsten Sammlungen des französischen Impressionismus zu besitzen.

Nicht nur die Kunsthalle wurde reichlich von Franz Ernst Schütte und später auch von seinem Bruder Carl, dem Nachfolger von H. H. Meier jr. im Vorsitz des Kunstvereins, bedacht; der gebefreudigste Mäzen des 19. Jahrhunderts schenkte der Stadt auch ihre bedeutendsten Denkmäler, dazu die Mittel für die Wiederherstellung und Ausmalung des Doms, die Plastik «Die Turmbläser», die heute wieder an der Südwestecke des Doms aufgestellt wurde, die Marmorgruppe der «Geschwister» in der Meierei des Bürgerparks, der ganz hervorragende und besonders schöne Bronzeguß des «Rosselenkers» des Berliner Bildhauers Louis Tuailon in der Baumgruppe hinter der Theaterruine in den Wallanlagen, die Reiterstatue von Kaiser Friedrich III. – ebenfalls von Tuailon – am Zugang zum Bürgerpark, die Fitger-Bilder im großen Saal des Künstlervereins, der das Opfer einer Brandkatastrophe wurde, das Bismarck-Denkmal von Adolf von Hildebrand neben dem Nordturm des Doms sind aus den Spenden und Stiftungen des «Petroleumkönigs» Franz Ernst Schütte errichtet. Es ist der Brief erhalten, den Franz Schütte am 24. Januar 1901 an den Präsidenten des Senats, Bürgermeister Schultz, richtete, mit dem er die Stiftung des «Rosselenkers» bestätigte:

*Hiermit bitte ich um die Genehmigung, eine Bronzegruppe nach beifolgender Photographie «Jüngling, ein Pferd führend», welche mir von Herrn L. Tuailon in Rom in etwa sechs Monaten geliefert werden soll . . ., aufstellen zu dürfen. – Ich werde gleichfalls den Sockel, wahrscheinlich Bardigliomarmor, in Rom anfertigen und im Einverständnis mit dem Künstler den Platz gärtnerisch anlegen lassen. – Die Bronzegruppe und die Anlage überlasse ich scheinweise dem Bremischen Staat.*

Hochachtend  
F. E. Schütte

Bereits sechs Monate später, am 7. Juli 1902, richtete Schütte an den Senat die vertrauliche Anfrage, ob dieser gestatten würde, ein Reiterstandbild Kaiser

Friedrich III., das er ebenfalls bei Louis Tuillon bestellen wolle, aufzustellen. Nach Einholung des Einverständnisses des Kaisers – das Zögern entstand durch Bedenken gegen die Tracht eines römischen Imperators, in der Tuillon seinen Kaiser Friedrich vorstellen wollte – wurde diese Genehmigung erteilt. Schütte stellte dafür 150 000 Mark zur Verfügung. Am 1. April 1904 sollte das Denkmal angeliefert werden. Es wurde jedoch erst am 22. März 1905 aufgestellt. In der Zwischenzeit äußerte sich der Chor der Ablehnenden gar heftig – wie wir es Anfang 1960 um die Entwürfe zum Parlamentsgebäude am Markt erlebt haben – gegen das Reiterstandbild und gegen die «römische Uniform», die Tuillon seinem Kaiser Friedrich angezogen oder auch nicht angezogen hatte!

Auch die Aufstellung des Bismarck-Denkmal von Adolf von Hildebrand am Dom und des Moltke-Denkmal von Hermann Hahn an der Nordwand der Liebfrauenkirche verursachte bewegte und empörte Proteste. Doch wurden die Schwierigkeiten durch Sachverständigengutachten von Alfred Lichtwark, Gustav Pauli und Fritz Schumacher rasch überwunden. Die Enthüllung verzögerte sich bis 1910, nachdem durch den Zusammenbruch des Bankhauses S. Lürmann & Sohn der Spendenfonds von 207 000 Mark verlorengegangen war. Innerhalb von achtundvierzig Stunden war durch sechsendreißig Spender dieser Fonds, zu dem Schütte und Melchers erneut je 30 000 Mark aufbrachten, ersetzt.

Zum Moltke-Relief von Hermann Hahn an der Liebfrauenkirche stiftete Franz Schütte 75 000 Mark; den Zierbrunnen auf dem Platz vor der Liebfrauenkirche stiftete Bürgermeister Marcus. Beide wurden am 4. November 1908 enthüllt. *Victor Wilhelm Marcus* [1849–1911] ist auch der Stifter der Bremer Lesehalle.

1860 wurde Franz Schütte Vorstandsmitglied des Bürgerparkvereins, den er bis an sein Lebensende reich beschenkte. Zum Areal für den «Stadtwald» schenkte er dem Verein die Anlagekosten. Anlässlich seiner silbernen Hochzeit [1902] schuf er eine «Schillerstiftung» für jährlich sechs Theatervorstellungen für Volksschüler. Zwei Jahre später stellte er das Terrain zum Botanischen Garten nebst dem Unterhaltungskapital zur Verfügung.

Wenige Jahre vor seinem Tod widmete Schütte sein Interesse auch dem neuen Stadthaus, das neben der alten gotischen Halle der Münchener Architekt Gabriel von Seidl errichtete. Die Baukosten hatte Schütte dem Staat verschafft, und mancher Einrichtungsgegenstand des neuen Rathauses war ein Geschenk von ihm. – Auch andere Persönlichkeiten und Firmen wetteiferten mit Geschenken und Stiftungen für das neue Rathaus. Erwähnt seien u. a. die Familienbilder der Bürgermeister *Georg Gröning* [1745–1825] in orientalischer Tracht, weil er türkischer Generalkonsul gewesen war, und *Löning*, beide Stiftungen der Familien. Diese Großbilder hängen heute im Präsidentenzimmer des Bürgerschaftspräsidenten August Hagedorn. In vielen Räumen hängen Senatoren- und Bürgermeisterporträts, Geschenke bremischer Familien, wie auch die französischen Gobelins des 17. Jahrhunderts im Gobelinzimmer und

die vielen Bilder in holländischer Manier im Kaminsaal, gemalt vom Bremer Maler *Tilemann, gen. Schenke* [1601–1668]. Das große «Brema»-Bild im Festsaal schenkte Bürgermeister Victor Marcus, die Spiegelgruppe Frau M. Schütte. – Als am 16. Januar 1913 das neue Rathaus eingeweiht wurde, hielt Senator *Nebelthau* die Festrede, die mit dem lapidaren Satz begann: *Dieser Bau verdankt seine Entstehung Franz Schütte.* – Bürgermeister *Barckhausen*, Präsident des Senats, übernahm zum Abschluß der Feier den Neubau mit den Worten: *Namens des Senats übernehme ich diesen neuen Bau, auf altem Grunde errichtet, der von einem Jahrtausend bremischer Geschichte zu erzählen weiß.*

Vergessen seien in der Reihe der Bremer Mäzene auch nicht *Leopold Biermann* [1875–1922], ein Förderer des Theaters [er spendete den großen Wagner-Vorhang für das Stadttheater am Wall]; mit einem monatlichen Zusatzhonorar fesselte er den Tenor Alois Hadwiger an Bremen; das Bremen-Oldenburg-Haus auf der Kölner Werkbundaussstellung 1914 betreute er persönlich und war lange Jahre Schatzmeister des Kunstvereins;

der Bankier *John H. Harjes* [1830–1914], der einen Rembrandt für die Kunsthalle und die Reiterfiguren und Rittergestalten an den Seitenportalen des Alten Rathauses schenkte;

*Johann Höpken*, der durch Vermächtnis sein Landgut in Oberneuland [«Höpken's Ruh»] der Stadt Bremen überließ;

*Hermann Holler* [1816–1868], der am Südrand des Bürgerparks die Hollerallee anlegen ließ;

Kaufmann *Ernst Heinrich Kahrweg* [1818–1880], der das Altersheim «Kahrwegs Asyl» stiftete, das durch Bomben im zweiten Weltkrieg total zerstört wurde;

*Friedrich Mißler* [1858–1922], der seinen gesamten Nachlaß der Stadt schenkte; *Wilhelm Wolters*, der seine Briefmarkensammlung, eine der größten der Welt, und sein Vermögen seiner Vaterstadt vermachte;

*Julius Georg Bernhard Rohland*, der die Stadt Bremen zur Hauptbin seiner Hinterlassenschaft einsetzte, damit aus dem Ertrag der Zinsen die Stadt verschönert werde.

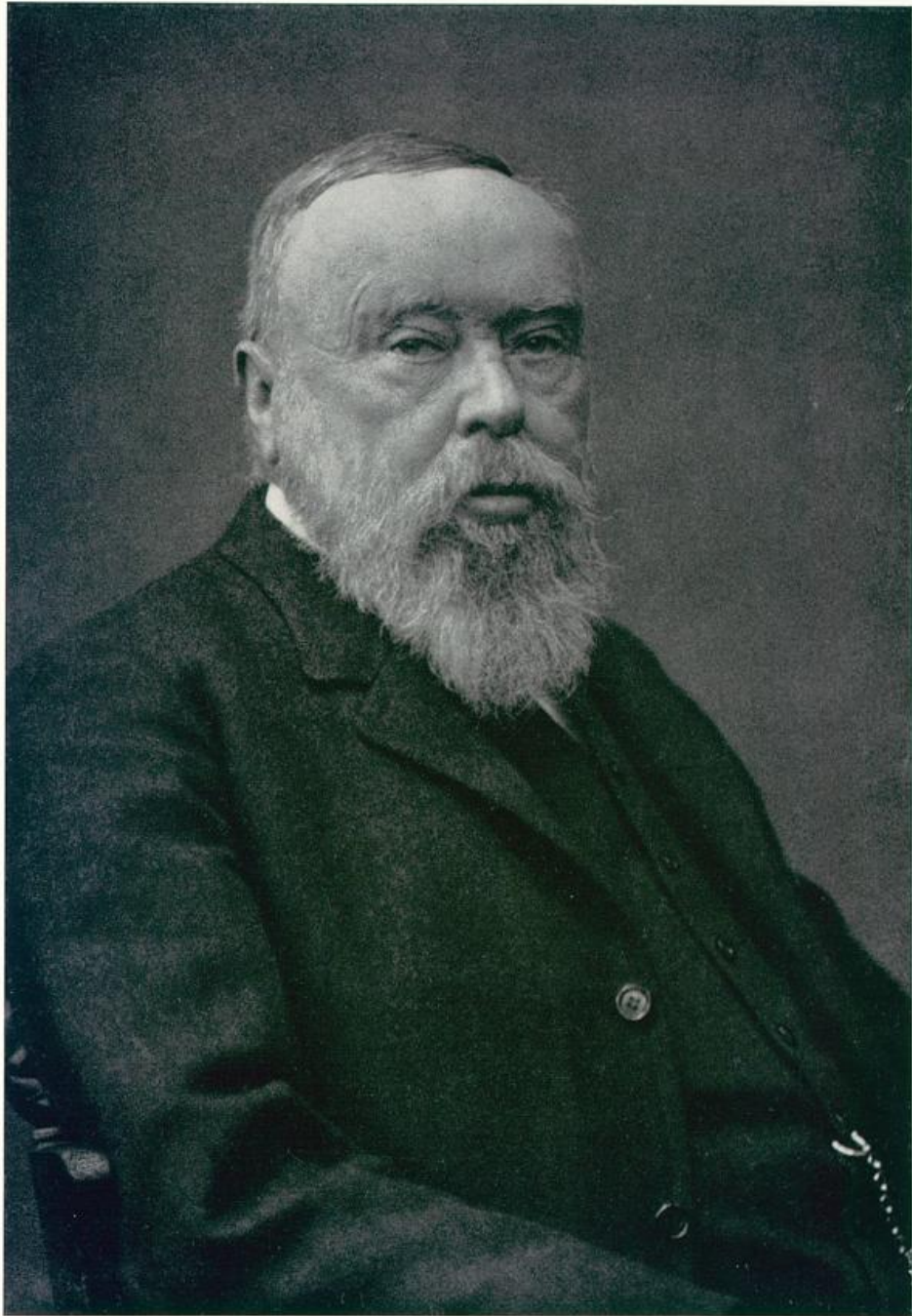
Eine aus dem Rahmen fallende echte Mäzenatentat verdient noch besondere Erwähnung: Über eine wissenschaftliche Forschungsreise der Gebrüder Arthur und Aurel Krause nach der Tschuktschen Halbinsel und nach Alaska 1881/82, die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft durchgeführt wurde, war abzurechnen. Die gesamten Kosten in Höhe von 21 303,50 Mark zahlte der Vorsitz der Gesellschaft, *George Albrecht*, aus der eigenen Tasche. – In der Abrechnung [vgl. die Abbildung zu diesem Beitrag] hieß es zunächst: *Die Hauptsammlung Ethnographica und die naturhistorische Ausbeute dem Städtischen Museum in Bremen von Herrn Albrecht gratis überlassen.* – Albrecht strich eigenhändig die Worte *von Herrn Albrecht* und ersetzte sie durch *von der Geographischen Gesellschaft . . .*

Auch die vielumstrittene, aber hervorragende moderne Plastik der Bremer Stadtmusikanten an der Nordseite des Alten Rathauses von Gerhard Marcks,

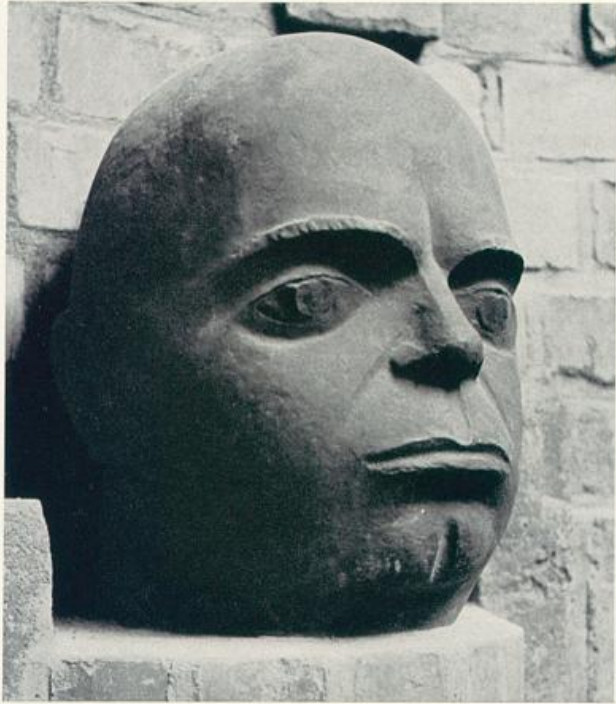




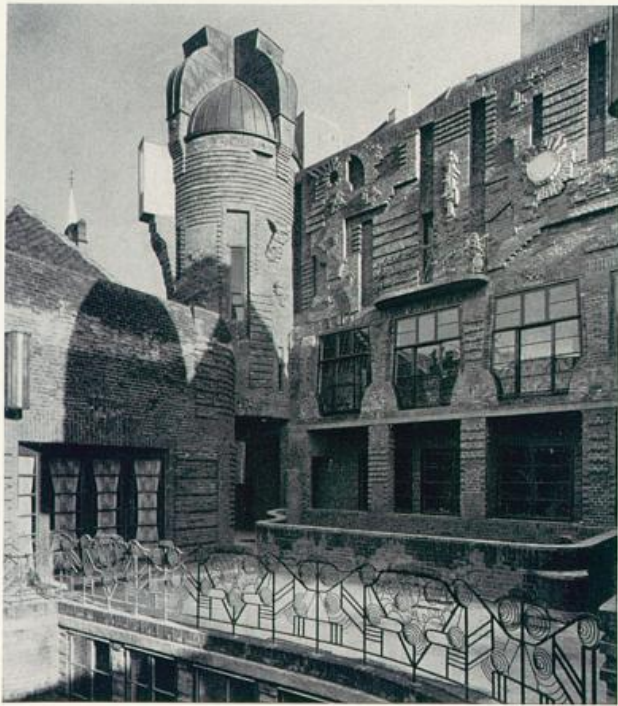
*Hieronymus Klugkist*



*Franz Schütte*



*Ludwig Roselius.  
Plastik von Bernhard Hoetger.*



*Paula-Becker-Modersohn-Haus in der  
Böttcherstraße, erbaut von Bernhard  
Hoetger.*

die wir dem Sammeleifer von *Hanns Meyer* vom Verkehrsamt verdanken, verdient lobende Erwähnung. Es war gar nicht so leicht, sie durchzusetzen und den Betrag dafür aufzubringen. Aber *Hanns Meyer* hat es geschafft!

Die *Bremische Bürgerschaft*, die vor vier Jahren einen Antrag annahm, zwei Prozent der Bausumme für plastische Ausschmückung an den staatlichen und städtischen Bauten zu reservieren, placiert sich ebenfalls in die Reihe der Mäzene. Im gleichen Zusammenhang seien der Bremer Literaturpreis [Höhe 8000 DM], der Kunstpreis der Böttcherstraße [5000 DM] und der Musikpreis der Philharmonischen Gesellschaft [3000 DM] hervorgehoben. In vielen Fällen übernahm der Staat die Rolle der Mäzene: Ein Ausschuß für Künstlerhilfe im Rahmen der Deputation für Kunst und Wissenschaft verteilt alljährlich einen Betrag von 30 000 DM an bedürftige Künstler bzw. zur Förderung von Nachwuchstalenten. Mancher Bilderankauf der Kunsthalle [erinnert sei an Rembrandt, Menzel, Leibl, Beckmann] wäre ohne Staatshilfe nicht möglich gewesen. Das gleiche gilt für die Fresken von Max Slevogt im Hauffsaal des Bremer Ratskellers [1927, aus Anlaß des hundertjährigen Erscheinens der «Phantasien im Bremer Ratskeller» von Wilhelm Hauff].

Es bleibt mir noch, eines Bremer Sammlers zu gedenken, der der überragende Typus des Mäzens im 20. Jahrhundert geworden ist: *Ludwig Roselius*. Sollte sein Charakterbild an Lebhaftigkeit das anderer Sammler und Mäzene übertreffen, so mag schuld daran sein, daß eigenes Miterleben dabei mitschwingt und nicht nur Forschung in Chroniken unerlebter Vergangenheit.

Natürlich war der Sammler und Mäzen *Ludwig Roselius* Kaufmann, sogar Bremer Großkaufmann. Neben allem Künstlerischen vernachlässigte er das Kommerzielle nicht. Deshalb auch ist seine Schöpfung, die Böttcherstraße, die im Zentrum der Stadt zwischen Weser und Rathaus auf Einheimische und Fremde eine noch kaum erlebte Anziehungskraft ausübt, eine Mischung von Kunst und Kunsthandwerk, aber auch von kultureller Reklame und kaufmännischer Verkaufspraxis. Wie die Einzelbauten in ihrer Phantastik und Einmaligkeit märchenhaft alle Grenzen des Regionalen, Nationalen und Europäischen überschreiten – insbesondere auf der Hoetgerseite –, so verbindet auch der coffeinfreie Kaffee, aus dessen Erlös *Roselius* die Mittel gewann, Millionen in seine Böttchergasse und in seine Kunstsammlungen zu investieren, die Kontinente um den Atlantik. Daher das Atlantishaus, das Robinsonhaus, die Exportbuchhandlung von Halem, der Angelsachsenverlag und die Konzernbetriebe in aller Welt – Zweigunternehmen der von *Roselius* gegründeten Kaffeehag-Gesellschaft. Deshalb auch ließ sich der Bildhauer-Architekt *Bernhard Hoetger* auf keinen Stil und keine Zeit festlegen: sein Feld ist diesem *Rodin*-Schüler, dem *Balzac* der Plastik, die Welt – in der geographischen Breite von Scheeßel bis Samarkand, in der zeitlichen Ausdehnung von der Troglyten-Höhle bis zum Dessauer Baustil!

*Roselius* und *Hoetger* wollten nicht neue Architektur schaffen oder Kulturstifter sein; sie wollten andeuten, daß neben aller Fachlichkeit und Farbigkeit

in der Kunst es immer noch, fern von Winkelmaß und Reißbrett, ein Irrationales gibt, das nach Überwindung des Formalismus und des Perfektionismus strebt.

Der Hoetgerbau selbst ist bloß das Gehäuse, um das Werk der genialen Malerin *Paula Modersohn-Becker* aufzunehmen. Ihre internationale Bedeutung besteht darin, daß sie den auslaufenden Impressionismus französischer Prägung und den aufsteigenden heimatlosen Expressionismus verbindet. Ihr Pariser Aufenthalt brachte sie mit Gauguin, Cézanne, Manet, Toulouse-Lautrec, Sisley, Rilke und Auguste Rodin in Berührung, dessen Privatsekretär Rainer Maria Rilke in Paris war. Eine Schülerin von Rodin war Paula Modersohns Freundin aus Worpswede, *Clara Westhoff*, die in Worpswede *R. M. Rilke* heiratete. Dieser Spannungsbogen, der das Moordorf Worpswede mit Paris verband, gab der jungen Malerin Paula Modersohn ihr künstlerisches Eigenleben, das sie aus der Reihe der zeitgenössischen Künstler mächtig heraushob. Ihr Zauber packte auch Ludwig Roselius, als er 1912 in der vom *Verlag Kaffeehag* herausgegebenen «*Güldenammer*» zum ersten Male die Briefe und Tagebuchblätter von Paula Modersohn las, die 1907 im Kindbettfieber allzu früh sterben mußte. Als außerdem der Bildhauer Bernhard Hoetger, ihr Förderer und Freund aus der Pariser Zeit, dem Sammler Ludwig Roselius ihr in Worpswede vorhandenes Gesamtwerk vorführte, war seine Zuneigung zu ihrer Kunst entschieden. Von da ab sammelte «L. R.» [oder «König Ludwig», wie er damals schon genannt wurde] alles, was er vom Werk der großen Malerin erwerben konnte.

Das war der Grundstock seiner Sammlung, die er bald durch weitere Worpsweder und Niederdeutsche, aber auch durch große Künstler der Gotik, der Renaissance und des Barock erweiterte. Man begegnet ihnen im «Roselius-Haus», im Haus des Sammlers, staunt über den vielfältigen Reichtum der Sammlung, die alle Gebiete umfaßt, bewundert die zwei Rubens, die sieben Cranach, die drei Riemenschneider und die beiden Goldkreuze aus dem Welfenschatz. Es sei darauf verzichtet, den Sammler zu charakterisieren an Hand der unzähligen Schätze, die er aufkaufte und ausstellte. Seine Sammlertätigkeit allein würde einen Band vom Umfang des vorliegenden füllen, wie die Sammlung selbst, nach ihrer Wiederaufstellung zum achtzigsten Geburtstag von L. R. am 2. Juni 1954, das Haus des Sammlers füllte, das den Besuchern aus allen Ländern wie eine staatliche Galerie zur Besichtigung freigegeben ist.

Die prunkvolle Zeitschrift *Die Böttcherstraße*, herausgegeben von *Ludwig Roselius* und *Bernhard Hoetger*, redigiert von dem jungen Schriftsteller *Albert Theile*, krönte Ende der zwanziger Jahre die schriftstellerischen Leistungen des Mäzenaten Generalkonsul Ludwig Roselius [1874-1943], dem 1920 die Universität Münster den «Dr. rer. pol. h. c.» verliehen hatte. Vorher hatte die Kaffeehag durch ein Bändchen von *Alfred Walter Heymel*, eine von Koch-Gotha illustrierte, von Roda-Roda geschriebene Propagandaschrift und durch Herausgabe in Form von Wappenmarken des 3000 Einzelwappen umfassenden Werks von dem berühmten Heraldiker Otto Hupp «Die deutschen Städtewappen» respektable Leistungen vollbracht.

Das Sammelwerk «Die deutsche Kunst», die in zehn Jahresbänden der Angelsachsen-Verlag unter Mitwirkung der ersten Kunsthistoriker Deutschlands und Österreichs herausgab, wurde zu einem Schul- und Hausmuseum, das von keinem Lande übertroffen wurde.

Worpswede wurde sozusagen zur Filiale der Böttcherstraße, denn alle Repräsentationsbauten dieser Künstlerkolonie wurden durch L. R., die Böttcherstraßenverwaltung oder die Kaffee H.A.G. finanziert. Den Künstlern Bremens und des niedersächsischen Raumes standen die prachtvollen Ausstellungssäle in der Böttcherstraße und in Worpswede zur Verfügung, heute auch der modernen Künstlerschar des «Forums». Viele Künstler profitierten von seinen Aufträgen und Ankäufen, so in erster Linie der Bildhauer Prof. Bernhard Hoetger, Bildhauer und Hauptarchitekt der Böttcherstraße, die Architekten *Scotland* und *Runge*, die Erbauer der rechten Seite der Böttcherstraße, der Maler *Ernst Müller-Scheeßel*, *Theodor Schulz-Walbaum*, der die sechs Farbtafeln der Robinson-Legende für das von Roselius selbst entworfene Robinson-Crusoe-Haus schnitzte, und die sechs Kunsthandwerker im Handwerkerhof, denen er ihre gesamte Produktion abkaufte und in den Kunstgewerbeläden der Böttcherstraße verkaufte.

Unter allen Sammlern und Mäzenen, die wir in diesem Beitrag Revue passieren ließen, war Ludwig Roselius der eigenwilligste, bremisch, hanseatisch und europäisch zugleich, der sich in die Rolle eines Bauherrn der Renaissancezeit versetzte und sich selbst zur Freude, aber auch seiner Heimatstadt zum Stolz und Gewinn, unter begeisterter Mitwirkung einer Gilde genialischer Künstler, die er alle als Freunde behandelte, sein Geld mäzenatenhaft verbaute oder zur tätigen Künstlerhilfe großzügig verwendete.

So bildet Ludwig Roselius den Abschluß einer Reihe von Sammlern und Mäzenen, die in solcher Form nur in einer traditionsreichen und trotz allem tätigen Stadt des lebendigen Fortschritts und Weitblicks, das Gesicht stets zur See und zur weiten Welt gerichtet, gedeihen können.

Conrad Heinemann

*Bremen und sein Theater*

Als Deutschland 1945 zusammengebrochen war und die Machthaber, denen das Schicksal und die Neuordnung der deutschen Länder überantwortet war, sich bei ihrem politischen Zusammenspiel vor die Frage gestellt sahen: – und was soll mit dem Stadt-Staat Bremen geschehen? –, da wurde die kleine Klugheit dieser Menschen durch ein weise verstehendes Geschick zu einer Entscheidung gedrängt, die im Kern keine Veränderung des Bestehenden schuf: Bremen wurde wieder – was es seinem Wesen nach schon immer gewesen war – eine Enklave: ein für sich stehender, von fremdem Gebiet eingeschlossener Landesteil, der, wenn er auch klein war, sich nie vom Größeren und Allgemeinen hatte einverleiben lassen. Fest und selbstbewußt behauptete der Bremer sich in seiner Lebensgeschichte und trachtete vor allem danach, seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu wahren. Allem, was seinem Wesen fremd ist, was er nicht – ohne die Wirkung zu kennen – in sich aufnehmen kann, begegnet er mit großer Zurückhaltung.

Es sei an die Inschrift erinnert, die das Herdentor-Wappen umrahmte:

BREMEN WES GHEDECHTICH / LATE NEICT MER IN / DU SEIST  
OHRER MECHTICH. ANNO DOMINI 1562.  
Nur das einlassen, dessen man mächtig ist.

Wer nach dieser Maxime lebt und strebt, gibt Maß und Regel eines charaktervollen Lebens zu erkennen. Bedachtsamkeit, nicht unbedächtiges Handeln, Bescheidenheit, nicht sture Verschlossenheit, maßvolle Hingabe, nicht Unmaß – diese Eigenschaften und das Bemühen um sie spricht aus diesem Schwellenwort unserer Stadt.

Wie oft wirft man dem Bremer sein verschlossenes Wesen vor. – Alle, die so urteilen, haben sich nie um ein wirkliches Verständnis bemüht; sie haben nie die Stadttore Bremens im Bewußtsein der Forderung durchschritten, die der Bremer an sich selbst stellt. Hätte Bremen seine «bedachte» Art verleugnet, hätte es kein eigenes Gesicht; es wäre eine Stadt wie viele andere. Die Wesenszüge, die manche Nicht-Bremer an unseren Bürgern kennen: Treue, Ehrlichkeit und Anhänglichkeit – hätten bei einem zu wendigen, «unbedachten» Mitlaufen keinen Platz.

Goethe sagte fünf Jahre vor seinem Tode zu Eckermann: *Frankfurt, Bremen,*

*Hamburg, Lübeck sind groß und glänzend, ihre Wirkung auf den Wohlstand von Deutschland gar nicht zu berechnen. – Würden sie aber bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgendeinem großen deutschen Reich als Provinzstädte einverleibt werden sollten? – Ich habe Ursache, daran zu zweifeln.* Das hätte er nicht sagen können, wäre Bremen sich nicht immer treu geblieben. Diese unbeirrbar Haltung verlieh unserer Stadt die ihr «eigene Souveränität».

Daß sich ihre Bürger zunächst und am machtvollsten dort betätigten und bewiesen, wo ihnen die Natur Möglichkeiten und Voraussetzungen bot, die sie «buten und binnen, wagen un winnen» konnten, versteht sich von selbst. Die geographische Lage – eine Stadt am natürlichen Handelswege, dem Fluß mit dem Zugang zum Meer – rief zuerst den Handelsmann auf den Plan; sie entwickelte den Handelsgeist in ihm, und beides, Wesen und Entwicklung, schufen den souveränen, «königlichen» Kaufmann.

Das Ruhen und Beharren in sich selbst und in der ihm vertrauten Gemeinschaft, die Scheu und Abneigung, etwas, das nicht aus seinem Wesen gewachsen ist, in den wohlgehüteten Lebenskreis einzulassen, sind Grund und Erklärung dafür, daß die theatralische Kunst, die Welt des Scheins und des Spiels wandernder Komödianten, zunächst nur schwer einen Zugang durch die Tore unserer Stadt und in die Herzen unserer Bürger finden konnte. – Für die «Un-Natur», für das nicht wäg- und meßbare Handeln und Tun des komödiantischen Spiels, hatten die Bremer Bürger zunächst kein Organ.

Vielleicht hätten sich die Stadttore, vor denen die englischen und holländischen Schauspieltruppen standen und stürmisch Einlaß begehrten, schneller und leichter geöffnet, wenn Bremen ein Fürstensitz gewesen wäre. Ein Landesherr, ein Herzog oder ein König, hätte die Schlüsselgewalt innegehabt, und Bremen hätte – wie andere Residenzstädte – auch ein Schloßtheater gehabt, vielleicht? Aber Bremen war nun einmal die älteste deutsche Republik, in der nicht nur ein Kopf, sondern die Köpfe aller Bürger unter einen Hut zu bringen waren.

Hinzu kam noch das strenge Regiment der kunstfeindlichen protestantisch-calvinistischen Theologen, die seit 1600 die Herrschaft führten und die geistige Versorgung lenkten. Sie herrschten, weil sie es verstanden hatten, die Schockwirkung und die Wirren der Reformation für sich zu nutzen, und als es doch vereinzelt «comödiantischen Banden» gelungen war, in die Stadt zu kommen und ihre Zelte aufzuschlagen, wußte der Klerus die Aufführung von «Comedien und anderen ergetzlichen Spielen» wegen «Gefährdung der Kirchengzucht» unter Androhung von Strafen zu verhindern.

Bei ihren Überlegungen kam ihnen ein trauriges Ereignis einmal unheilvoll zu Hilfe: Als 1739 die «Veltheimische Schauspieltruppe» in der Nähe des Schuldturms auf dem Schützenwall ihre Schauspiele präsentierte und ein Blitzstrahl den Pulverturm in die Luft sprengte, hatte «der Himmel gesprochen». Das Unglück, bei dem mehrere Menschen den Tod fanden, wurde vom Klerus – frohlockend – als Gottesurteil gedeutet; es sei «durch den weltlichen Sinn

und durch die Freude an schandbaren Spielen heraufbeschworen worden». Mit solchen oder ähnlichen Schreckgespensten wurde die freie Willensäußerung in Schach gehalten. Und auf diese Weise war es möglich, daß selbst *Friderica Carolina Neuber*, die berühmteste «Directrice einer wandernden Schauspieltruppe», keine Spielerlaubnis im Bremer Stadtgebiet erhielt. Das sagt viel, denn die «Neuberin» war eine geniale Frau; sie galt schlechthin als Reformatorin der deutschen Schauspielkunst. Der «Neuberin» ist es zuzuschreiben, daß die «unflätigen Hanswurstiaden und alles Zweydeutige» von der Bühne verbannt wurden und die von ihr aufgeführten «Lust- und Trauerspiele nach den vernünftigen Regeln eingerichtet» waren. Aber trotzdem wurde ihre Bittschrift um Spielgenehmigung abweisend beantwortet.

Diese strenge Unnachgiebigkeit verlor erst ihre bannende Kraft, als der Bürgergeist sich auf sich selbst besann und die sich immer mehr in lebens- und wesensfremder Einseitigkeit verlierenden Anschauungen orthodoxer Kreise überflügelte. Damit hatte er die tragenden Pfeiler seines Wesens wiedergewonnen: Unabhängigkeit und Freiheit, Aufnahmebereitschaft und Bekenntnistreue zum Neuen, das sich als rein und gediegen erweist.

Das spürte zuerst der Hamburger Schauspieldirektor *Conrad Ernst Ackermann*, der Freund Lessings. – Mehrere Personen des Senats hatten ihn empfohlen, und laut Wittheitsprotokoll vom 30. Januar 1765 wurde ihm die Erlaubnis erteilt, sein Theater auf dem Reithof, am Wall zwischen Ansgari- und Herdentor, aufzubauen. Zwar fanden die Geistlichen der alten Stadtkirchen sich noch einmal zusammen: sie wetterten gegen die Genehmigung. Ihre «Bedenken über die Moralität der heutigen Schauspiele» hingen schwarz und dicht wie ein Tuch über den Häuptern der Bürger. Doch was nützte es der theaterfeindlichen Clique, wenn sie versuchte, den «comödiantischen Banden» den Zutritt zu verwehren? In den Bürgern der Stadt war die Neugierde erwacht, und freudig erwarteten sie den Einzug der Schauspieltruppen.

Es war ein guter «Ackermann», und seine Saat trug reiche Frucht. Denn als er nach dreimonatigem Gastspiel die Stadt verließ, waren die Bremer gewonnen. Der Boden war bereitet, und als dann später der beliebte Schauspieler *Abt* nach Bremen kam, bedurfte es *nur einiger Klugheit, nur einer feinen Einleitung, um ein öffentliches Theater einzuführen. Gleich einem elektrischen Funken setzte ihr Spiel die stumm glimmende Neigung für Schauspiele in helle Flammen. Vergnügungen dieser Art sich öfter zu verschaffen, wurde allgemeiner Wunsch. Abts biederer Wesen gefiel dem bieder denkenden Bremer; seine muntere Unterhaltungsgabe, seine Artigkeit verschaffte ihm bald Zutritt bei Gönnern und Freunden.* Abt erkannte sehr schnell die Vorteile, die für ihn aus einem solchen Durst nach Schauspielgenuß aufblühten, und er verstand es, die Spielerlaubnis für die nächsten zwei Jahre vom Senat zu erhalten. Geschickt erweiterte er den Spielplan seiner Bühne und führte Opern, Operetten, Singspiele und Melodramen auf.

Es war eine Hoch-Zeit des Bremer Theaters mit seinem Publikum! Diese glückliche Verbindung wußte Abt dadurch zu festigen, daß er mit dem bis dahin

üblichen Repertoire brach. Er verzichtete auf die teilweise nur mangelhaften Übersetzungen französischer Bühnenwerke und brachte neben deutschen Stücken erstmalig Shakespeare und Lessing zur Aufführung. – Die Welt dieser Dramatiker war dem Erleben der theaterbegeisterten Menge verwandter als die höfischen Spiele einer fremden Nation; die Schicksale und Konflikte, die Fragen und Antworten, denen sie jetzt im Bühnenspiel begegneten, glichen mehr ihren eigenen Sorgen und Nöten, Freuden und Leiden; sie mit- und nachzuerleben war einfacher; ihrer waren sie «mächtig».

Dem verständigen Bemühen Abts, seinem Publikum durch Vermittlung von Theatererlebnissen über das Vergnügen hinaus menschlich weiterzuhelfen, verdankt er eine beispiellose Treue und Anhänglichkeit. Das zeigt die Betroffenheit und Teilnahme, als Abt im November 1783 plötzlich starb.

*Wie sehr er hier beliebt gewesen, bezeugt sein Begräbnis, welches auf eben die feierliche Art, wie bei angesehenen Personen gebräuchlich ist, geschah . . . Er wurde unter großen Ehren in der Johanniskirche . . . zur Erde bestattet . . . und selbst Glieder unseres verehrungswürdigen Magistrates hielten es nicht unter ihrer Würde, ihn zu seiner Gruft zu begleiten.*

Strenggläubige Pastoren versuchten noch einmal, die Theaterbegeisterung zu ersticken, aber sie war nicht mehr zurückzudämmen. Die «vorzüglichsten Personen der Stadt» waren von ihr erfaßt. Zu ihnen gehörte nicht nur der Popularphilosoph Freiherr von Knigge [seine bekannteste Schrift ist die «Über den Umgang mit Menschen»], sondern vor allem der Bremer Rechtsanwalt Dr. Daniel Schütte, ein glühender Idealist, der von der Liebe zum Theater besessen war.

Zunächst gelang es Knigge, seinen Freund, den Theaterdirektor *August Friedrich Wilhelm Großmann*, für Bremen zu interessieren. Das war ein kluger Schritt, denn dieser Theatermann war «einer der vorzüglichsten Schauspieler Deutschlands und feiner Kenner der Kunst». Lessing und Schiller standen ihm freundschaftlich nahe, und Goethes Mutter war ihm geistig wahlverwandt.

In einem Brief an Knigge schreibt er: *Nach Bremen habe ich schon lange getrachtet, melden Sie mir doch, wie jetzt das Theaterbarometer steht. Ist's wahr, daß ein neues Schauspielhaus gebauet wird?*

Ein Schauspielhaus, eine stehende Bühne in Bremen! Das war der Plan, den Schütte unbeirrbar verfolgte, und er fand nicht nur in Knigge einen tatkräftigen Verfechter dieses Vorhabens, auch der damalige Bürgermeister *Iken* und der städtische Rechtsbeistand *Dr. von Eelking* standen ihm zur Seite.

Großmann wurde nach Bremen gerufen; er erhielt von Bremens Obrigkeit die Erlaubnis, «auf der Junkern Bastion am Ostertor» – dort, wo heute das Denkmal des Bremer Arztes und Astronomen *Wilhelm Olbers* steht – ein Schauspielhaus zu erbauen. Es war nur ein schlichter Holzbau, den die Handwerker in sechs Wochen errichteten; aber Bremen hatte eine öffentliche Bühne, ein stehendes Theater! *Unser neues Schauspielhaus hat so großen Zulauf, daß, wer einen Platz haben will, wenigstens zwei Stunden vor dem Anfang kommen muß . . .*

Der damalige Spielbetrieb kann aber nicht mit dem der heutigen Zeit verglichen werden. – Großmann konnte sein Theater innerhalb eines Jahres nur drei Monate an vier Wochentagen bespielen. Ihn selbst mag dieser Umstand weniger berührt haben; er hatte neben Bremen noch in Hannover und Bad Pyrmont eine Bühne zu leiten. Aber wie wirkte sich diese knappe Spielmöglichkeit auf das Repertoire der Bremer Bühne aus? Die Wendigkeit des Spielapparates ist verblüffend. In der Eröffnungsspielzeit, d. h. also in den drei Monaten des ersten Spieljahres, wurden neben gängigen Zeitstücken drei Dramen von Schiller: «Die Verschwörung des Fiesko», «Kabale und Liebe» und «Don Carlos» aufgeführt; von Lessing: «Minna von Barnhelm»; von Shakespeare: «Hamlet» und «König Lear»; im Opernspielplan standen: «Die Entführung aus dem Serail» und «Don Giovanni» von Mozart sowie «Doktor und Apotheker» von Dittersdorf.

Eine beachtliche, überraschende Vielfarbigkeit. Wichtiger aber ist, was leicht übersehen werden kann: dieser Spielplan ist einer der aktuellsten und modernsten für die damalige Zeit. Die Schauspiele Schillers sind – wenn wir heutige Vokabeln gebrauchen – die jüngsten Werke eines deutschen Nachwuchsdramatikers. Wir stehen im Jahre 1792, und der «Fiesko» und «Kabale und Liebe» sind 1784 in Mannheim, der «Don Carlos» 1787 in Hamburg erstaufgeführt worden. Seit der ersten Aufführung des «Don Giovanni» [1787 in Prag] sind erst fünf Jahre vergangen, und «Doktor und Apotheker» wurde vor sechs Jahren uraufgeführt. Ähnlich lag es bei den anderen Werken. Es handelt sich also um Aufführungen junger lebender Komponisten und Autoren. Das Bremer Theater galt als eine der führenden Bühnen Deutschlands, und darum bot Goethe, als er seine Verdeutschung des Trauerspiels «Mahomet» nach Voltaire im Jahre 1799 vollendet hatte, durch Vermittlung seines Schwagers Vulpius, zunächst dem Bremer Theater die Erstaufführung an. Das künstlerische Ansehen, welches das Bremer Theater gewonnen hatte, war Großmanns Verdienst; er war ein außerordentlich geschickter Theaterleiter, mutig in der Gestaltung seines Repertoires, er hatte ein seltenes Fingerspitzengefühl und das Talent – was den berufenen Theaterleiter ausmacht –: er wußte ein gutes und williges Ensemble zusammenzuführen und zusammenzuhalten.

Diese Fähigkeiten fanden ihre glückliche Ergänzung in dem unermüdlichen Bestreben, dem Bremer Wesen gerecht zu werden. Das dankte ihm sein Publikum, und Großmann ist einer der sichersten Kronzeugen der Bremer Theatergeschichte, der das fadenscheinige Gerede und Gewebe von der Unaufgeschlossenheit und Schwerfälligkeit unserer Bürger mit starker Hand zerreißt.

Als Großmann 1796 starb und ständig wechselnde Pächter, die nur an sich und ihre Kassenerfolge dachten, auf der «Bastion am Ostertorswall» den *Maître de plaisir* spielten, zogen sich die Bremer enttäuscht zurück. Es wurde still um das Theater. Nur der Enthusiast *Dr. Schütte* ließ sich durch nichts entmutigen. Er glaubte an seine Vaterstadt, und er wußte, daß wahre Kunst in ihren Mauern Heimatrecht und Anerkennung finden würde.

Mit unverdrossener Zähigkeit und einem nie erlahmenden Eifer kämpfte er

für sein Ideal; seine Forderung nach einem «steinernen Theater am Wall» fand in vielen Herzen begeisterten Widerhall. Aber die Wirren der Jahrhundertwende zerschlugen zunächst alle Bemühungen und Versuche. Endlich gelang es Schütte, einen Kreis einflußreicher Bremer Senatoren und Kaufleute für seine Ideen zu gewinnen. Diese opferwilligen Theaterfreunde kamen überein, Bremens Bühne auf dem «Tempelberg» zu errichten. So entstand im Jahre 1843 das «Theater auf dem Wall beim Bischofstor».

Es wurde nach Entwürfen des Baumeisters *Seemann* erbaut, und «unterm 16. Oktober 1843 war das neue Bremer Stadt-Theater unter der Direktion des Herrn *K. A. Ritter* mit dem Drama «Hans Sachs» mit vielem Beifall eröffnet». Ritter war der Sohn eines Mannheimer Komponisten, ein lebendiger, feingeistiger Mann voll künstlerischer Tatenlust. Er verstand es, das Bremer Theater und sein Ensemble allmählich und sicher aufwärts zu führen; ein guter Spielplan, der die Oper im gleichen Maße wie das Schauspiel pflegte, half ihm, das Niveau zu heben. Fern aller Effekthascherei, hatte Ritter bald die Sympathie und den Zugang zur Bremer Gesellschaft gewonnen. Dieses Vertrauen ebnete ihm Wege, die ihm sonst ungangbar geblieben wären.

Vom Theater-Unternehmungs-Verein erhielt er finanzielle Zuwendungen, die es ihm möglich machten, seinen Schauspielern und Sängern bereits in der dritten Spielzeit nach Eröffnung des Hauses ganzjährige Verträge anzubieten. Damit stellte er nicht nur die wirtschaftliche Existenz seiner Mitglieder auf eine sichere Grundlage, er lenkte die künstlerische Arbeit in ruhige, überschaubare Entwicklungsbahnen.

Was aber darüber hinaus die Festigung der Vertragsverhältnisse in der damaligen Zeit in sozialer Hinsicht bedeutete, können wir erst ermessen, wenn wir die heute noch üblichen Maßstäbe zum Vergleich heranziehen: Bremen hatte damals etwas über fünfzigtausend Einwohner. Gleich große Städte schließen heute – im Jahre 1960 – noch immer Verträge mit einer Laufzeit von zehn Monaten ab; es gibt auch noch Engagements mit Neun-Monats-Verträgen. Erst diese Parallele zeigt die soziale Bedeutung dieser Tat. Bremen kann auf sie stolz sein; denn sie war nur durchführbar, weil Bremer Bürger hinter Ritter und seinen Künstlern standen. Der gute Stern, der die aufsteigende Bahn des Theaterlebens so verheißungsvoll überstrahlt hatte, verlor aber plötzlich an Helligkeit und Kraft. Dunkle Wolken, die den Spannungen der Märzrevolution vorausgingen, trübten sein Licht; dichter und drohender ballten sie sich zusammen; sie verringerten allmählich die Sicht und verwehrten schließlich jeden Aufblick zu geistigen Höhen.

In den nächsten fünf Jahren beherrschten die realpolitischen Sorgen des Lebens Vordergrund. Sie verlangten strenge Beachtung, und das Theater und seine schöne Welt blieben sich selbst überlassen. Dabei geriet es in die Hände eigensüchtiger Spekulanten. Aber als sich die politischen Wirren wieder beruhigten und Ordnung zurückkehrte, bereitete die Bürgerschaft den mißlichen Verhältnissen dadurch ein Ende, daß sie das Theater den verantwortungslosen Kunstkrämern entriß und sich schützend vor ihre Bühne stellte. Sie kaufte das

Theatergebäude. Zwar mußte sie es noch Pächtern überlassen, die es in eigener Regie betrieben, aber nun unterstand die Betriebsführung wenigstens indirekt einer Kontrolle, die eine etwas verantwortungsvollere Planung der künstlerischen Arbeit gewährleistete.

Als erster Pächter übernahm wieder Ritter das Theater, diesmal ohne großen Erfolg; ihm folgte *L. A. Wohlbrück*. Mit ihm begann eine Theaterzeit, die sich durch klare und interessante Bestrebungen von den Zufälligkeiten und Zweckbedürfnissen wohltuend abhob. Gleich in der ersten Spielzeit wagte er die Aufführung des «Tannhäuser» mit Sängern der Dresdener Uraufführung. Das war kein leichtes Unterfangen; ihm stand eine nicht geringe Gegnerschaft gegenüber, die den Neutöner Wagner bekämpfte: der mit seiner Musik – vor allem die Jugend – verblende. Aber der Erfolg gab Wohlbrück recht, und schon zwei Jahre später [1855] konnte er den «Lohengrin», der erst vor fünf Jahren in Weimar uraufgeführt worden war, herausbringen. Mit diesen mutigen Wagnissen legte Wohlbrück den Grundstein für das Verständnis und die Verehrung, die Wagner von den Bremer Musikfreunden heute entgegengebracht wird.

Als sich Wohlbrück 1860 von der Leitung der Bremer Bühne zurückzog, trat noch einmal Ritter, gemeinsam mit *Heinrich Behr*, als Pächter in Erscheinung. Durch sie lernte Bremen Verdis Opern «Der Troubadour» und «Rigoletto» kennen; die Zahl der Theaterbesucher wuchs. Der Zuschauerraum wurde zu klein und mußte erweitert werden.

Vier Jahre später schieden Ritter und Behr aus, und *Friedrich Feldmann* übernahm die Leitung. «Rienzi» und «Der fliegende Holländer» wurden in den Spielplan aufgenommen, und Richard Wagners Freundeskreis wurde immer größer. Dann folgte *A. Rösicke*; zehn Jahre schaltete und waltete er im «Theater auf dem Tempelberg». Es war eine gute und fruchtbare Zeit, aber nicht nur durch ihn. Die stärksten Anregungen, die in den kommenden Jahren sich fruchtbar auswirken sollten, gab *Heinrich Bulthaupt*. Er war ein hervorragender Mittler und Wegbereiter der theatralischen Kunst. Seine kritischen und dramaturgischen Fähigkeiten paarten sich mit einem umfassenden Wissen und einem feinnervigen künstlerischen Einfühlungsvermögen. Zu diesen Gaben kam ein inniges Vertrautsein mit der geistigen Atmosphäre seiner Vaterstadt, ihrem Wesen, ihrem Wollen und ihren Bedürfnissen. Seine Einführungen in die deutschen Klassiker und in Shakespeares Königsdramen öffneten dem Bremer Publikum Herz und Augen für die Schönheiten dieser Weltgedichten.

Aber auch die Opernfreunde konnten in der Ära Rösicke auf besondere Akzente hinweisen. Als 1872 «Die Meistersinger von Nürnberg» in unserer Stadt erstmalig aufgeführt wurden, wollte Richard Wagner, der sich gerade auf einer norddeutschen Rundreise befand, die Bremer Interpretation seines Meisterwerkes kennenlernen. Die reizenden Intermezzi, die sich während seines Aufenthalts in unseren Mauern abspielten, hat *Fritz Peters*, der Amtmann des Bremer Staatsarchivs, in einem Programmheft unseres Theaters schon einmal äußerst launig erzählt. Heute soll uns die starke Nachwirkung interessieren, die Wagners Besuch bei der Bevölkerung ausgelöst hat.

Das Ereignis hatte sie außergewöhnlich erregt; und sie sann und sann darüber nach, wie sie dieses Erlebnis der Chronik unserer Stadt unauslöschlich einprägen könne . . . Heureka! Ein Plan war über sie gekommen, der nach Verwirklichung schrie: Man wollte eine Straße, die in Schwachhausen neu angelegt werden sollte, nach Richard Wagner benennen! Der Meister wurde angeschrieben, ob er mit dem Vorschlage einverstanden sei; er antwortete:

*Geehrter Herr! Der ungewöhnlichen Ehre, welche Sie meinem Namen erweisen wollen, indem Sie nach ihm eine neue Straße in Bremen zu benennen wünschen, gedenke ich wie ein Verstorbener zu genießen. Führen Sie Ihren Willen aus, und Bremen möge sich wundern, mich schon im Leben durchschreiten zu können.*

*Sehr erfreut grüße ich Sie bestens als Ihr ergebener*

*Richard Wagner.*

Durch die ungeduldig vibrierende Verehrung für den Bayreuther Meister wurde also Bremen die erste deutsche Stadt, deren Bürger durch eine Richard-Wagner-Straße gehen konnten.

Vorhin sprachen wir von einem guten «Ackermann», jetzt kam ein schlechter. Er leitete das Theater nur ein Jahr; aber diese kurze Zeit genügte, um Pleitegeier anzulocken. Die Bremer mußten die Lehre, die ihnen der schlechte *Ackermann* erteilte, teuer bezahlen; aber sie hatten begriffen, daß die lautere und verantwortungsbewußte Gesinnung eines Theaterleiters ebenso schwer wiegt wie seine künstlerischen Ambitionen.

Bei der Neuverpachtung waren sie auf der Hut; sie wählten recht. *Emil Pohl* wurde der Nachfolger Ackermanns; er war ein klarer Kopf, der klug zu ordnen wußte und keine Mühen scheute, wenn er dem Publikum Besonderheiten bieten konnte. – Der bunte Spielplan wurde durch festliche Veranstaltungen und Aufführungen, die er gemeinsam mit Heinrich Bulhaupt und *Arthur Fitger* vorbereitete, reizvoll und interessant bestückt; er steigerte die Ansprüche nach und nach und gab dem Theaterleben einen kräftigen Impuls zur Aufwärtsentwicklung. Wie groß war die Begeisterung, als er in den Jahren 1881 und 1883 das Herzoglich-Meiningensche Hoftheater zu mehrwöchentlichen Gastspielen einlud. Alles in allem: eine lebendige und anregende Zeit. Noch unter seiner Leitung gastierte *Angelo Neumann* mit seiner «Richard-Wagner-Tournee» im Theater am Wall. Zum erstenmal lernten die Wagner-Freunde die zyklische Aufführung «Der Ring des Nibelungen» kennen; sie jubelten.

Angelo Neumann war eine der bekanntesten Gestalten der deutschen Theatergeschichte des ausgehenden 19. Jahrhunderts; sie kennt ihn als Leiter des «wandernden Richard-Wagner-Theaters» und später als namhaften Direktor des Landestheaters in Prag. Das Selbstbildnis, das wir seinem Buch «Erinnerungen an Wagner» entnehmen können, zeigt ihn als einen Theaterpraktiker von reinstem Wasser.

*Nach dem zweiten Abend der «Walküre» sprach mir Senator Alfred Schultz, unter dessen Ägide das Theater stand, ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und bedeutendem Kunstverständnis seine Bewunderung über die Aufführung und die Größe des Unternehmens aus. Im Laufe des Gespräches richtete er die Frage an mich, ob ich nicht geneigt wäre, mich um die Leitung des Bremer Stadttheaters, dessen Neuverpachtung eben jetzt ausgeschrieben sei, zu bewerben, indem er hinzufügte, daß die Frage nach der Person hiermit entschieden sein würde.*

Das waren die Vorverhandlungen mit Angelo Neumann, der in den beiden nächsten Jahren die Leitung des Bremer Stadttheaters übernahm. Mit ihm stand eine ungehemmte Wagner-Pflege im Mittelpunkt des musikalischen Schaffens unserer Bühne, und Neumann folgte seinem Impetus um so freudiger, weil ihm ein festes Theater zur Verfügung stand. Endlich konnte er über reichere künstlerische und technische Möglichkeiten gebieten und dadurch die szenische Verwirklichung der Tondramen seines Meisters den Bildern angleichen, die ihm seine Phantasie baute.

Er ließ die berühmte Katharina Klafsky gastieren, sie sang in der Bremer Erstaufführung des «Tristan» die «Isolde»; zum ersten Todestage von Richard Wagner fanden am 13., 15. und 17. Februar 1884 Gedenkfeiern im Theater statt; am 11., 13. und 15. Februar des nächsten Jahres wurden nach den Gedenkfeiern die Opern «Siegfried» und «Götterdämmerung» mit eigenen Kräften des Stadttheaters aufgeführt. Im April 1885 verabschiedete sich Neumann mit der Aufführung *sämtlicher* Musikdramen von Richard Wagner. Er wurde Leiter des Landestheaters in Prag, und *Alexander Senger*, Mitglied des Bremer Stadttheaters, war dem Senat von Neumann als Nachfolger vorgeschlagen worden.

Wir stehen im Anbruch des Naturalismus, und diese Stilform fand in Senger ihren Wegbereiter. Einschränkend muß jedoch gesagt werden, daß hinter dieser Entschlossenheit, Hauptmann, Ibsen, Halbe, Sudermann den Schauspielbesuchern vertraut zu machen und die Opernfreunde mit den Verfechtern des Verismus: Leoncavallo, Mascagni, Puccini, zu befreunden, ein nüchterner Geschäftssinn stand. Senger ließ sich bei den Aufführungen der «Modernen», die er überwiegend als Gastspiele durchführte, mehr von den Kassenerfolgen leiten als von der künstlerischen Verpflichtung. Er verzichtete auch darauf, die Große Oper mit eigenen Kräften aufzuführen; er reduzierte das eigene Personal und engagierte für die heroische Oper und für das große Musikdrama namhafte Gäste. Das tat er zum Unbehagen des Bremer Publikums, es liebte das eigene Ensemble und sah voll Stolz auf dessen Leistungen. Außerdem erhöhte er die Abonnementspreise mit Begründungen, die nicht stichhaltig waren; aber der Bremer Senat hatte keine Möglichkeit, gegen diese Erhöhungen nachdrücklich anzugehen, da ihm nach dem bis zum Jahre 1898 laufenden Pachtvertrag kein Einfluß auf die Preisgestaltung zustand. Es war eine «unbremische» Epoche. Nach ihrer Beendigung ist eine Zäsur in der Bremer Theatergeschichte festzustellen.

Die Schwankungen in der kontinuierlichen Entwicklung des Theaterlebens, die durch persönliche und wesensfremde Interessen ausgelöst waren, unterblieben; der um die Jahrhundertwende einsetzende Abschnitt zeigt in großer Linie die stetige Steigerung einer zielstrebigem künstlerischen Arbeit und die zunehmende Anteilnahme des Bremer Publikums. Das Theater wurde mehr und mehr der feste Mittelpunkt des kulturellen Lebens unserer Stadt.

Das war das besondere Verdienst des Direktors *Erdmann-Jessnitzer*; er förderte die Eigenständigkeit des Theaters, das dadurch, und mit ihm das Bremer Ensemble, ein immer ausgeprägteres Gesicht erhielt.

Erdmann-Jessnitzer verzichtete auf die von merkantilen Interessen getriebenen Unternehmungen, die Anziehungskraft des Theaters durch Verpflichtung prominenter Gäste zu steigern. Er wußte, daß derartige Dispositionen, die im Einzelfall sicher ihre Berechtigung haben, dann, wenn sie zur Regel erhoben werden, einer echten Ensemblebildung hindernd im Wege stehen; dadurch werden die Maßstäbe für die Beurteilung der eigenen Leistungen völlig verschoben; und außerdem wird einem verständlichen Publikumsbegehren nicht entsprochen: es will seine Verbundenheit mit der eigenen Künstlerschar anerkannt wissen.

Dieser Erkenntnis entsprach Erdmann-Jessnitzer dadurch, daß er nicht nur das Ensemble seines Hauses vergrößerte, sondern auch das Orchester. Jetzt war er in der Lage, die Große Oper mit dem eigenen Personal zur Aufführung zu bringen. Ähnlich war es im Schauspiel. Erdmann-Jessnitzer sah seine Aufgabe darin, die Bremer mit der zeitgenössischen Dichtung durch Vorstellungen vertraut zu machen, die von Bremer Künstlern geboten wurden. Hauptmann, Wedekind und Holz standen u. a. im Schauspiel-Repertoire.

Es war ein herber Verlust, als dieser Theaterleiter, der sich Bremen herzlich verbunden fühlte und der soviel für Bremen getan hatte, im Jahre 1906 plötzlich starb. Bis zum Ablauf der Pachtperiode – also bis zum Jahre 1908 – führte seine Frau die Gesamtleitung des Theaters in seinem Sinne fort.

Nach ihr kam *Hubert Reusch*, ein fähiger Theaterleiter, der, von dem in allen Sätteln gerechten Oberspielleiter *Gustav Burchard* unterstützt, das bisher erreichte Niveau nicht nur hielt, sondern durch die Aufnahme moderner Schauspiele und Opern überbot. Als musikalischer Leiter stand ihm der aus Prag stammende *Egon Pollack* zur Seite, ein Kapellmeister von außergewöhnlichen Fähigkeiten. Unter ihm sang Enrico Caruso den *Turridu* und den *Bajazzo*; der Enthusiasmus des Publikums kannte bei diesen Gastspielen keine Grenzen. Ein ähnlicher Begeisterungsrausch wurde durch das Gastspiel der Tragödin *Eleonora Duse* ausgelöst; sie gastierte in Shaws «Helden» und «Frau Warrens Gewerbe».

Nach Reusch übernahm Hofrat *Julius Otto*, einer der bekanntesten Köpfe des deutschen Theaterlebens, die Leitung des Stadttheaters. Dieser Mann ist sicher vielen Bremern noch in Erinnerung. Wesentliche Ereignisse verknüpfen sich mit seinem Namen. Unter seiner Führung bewies das Theater sich immer mehr als echt bremisches Institut, das sich trotz Krieg und politischer Umwälzung für die Bürgergemeinschaft als lebensnotwendige Einrichtung behauptete. Bremen

nahm dankbar auf, was ihm durch Otto so liebevoll und wesensgerecht geboten wurde. Als Gegengabe empfing Hofrat Otto das volle Vertrauen und die ungeschmälerzte Zustimmung für seine künstlerische Arbeit. Aber mit der ideellen Zuwendung allein ließen es die Bremer nicht genug sein; wer für sie einstand, gehörte zu ihnen. Das Pachtssystem wurde aufgehoben, und die Bürgerschaft trug von nun an die finanziellen Lasten, die der Theaterbetrieb und das Orchester aus eigener Kraft nicht bewältigen konnten.

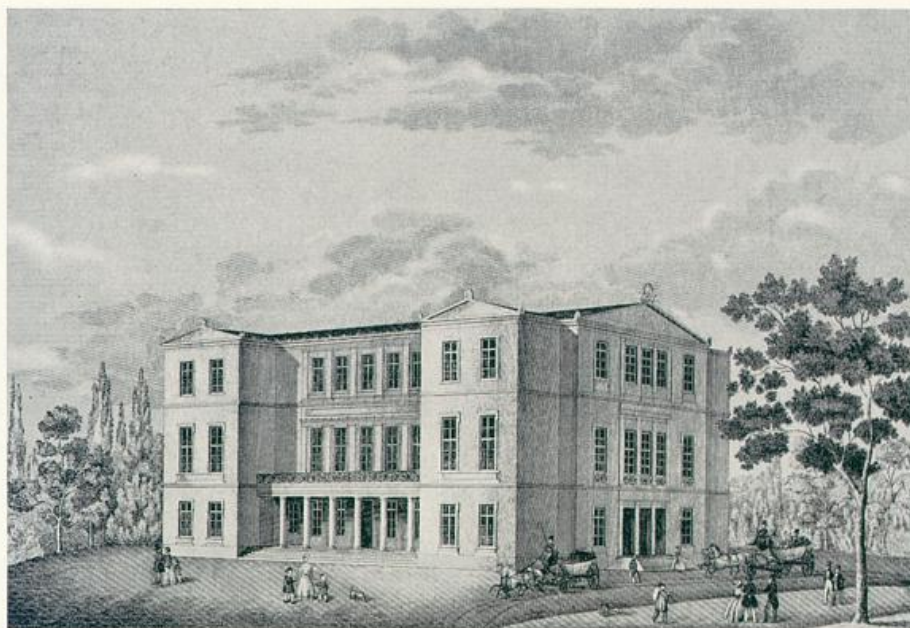
Mit dieser Bürgerschaft löste der Bremer Staat die engen Fesseln, die das Theater bisher eingeschnürt und die künstlerische Bewegungsfreiheit behindert hatten. Als Intendant eines staatlich subventionierten Betriebes konnte Hofrat Otto seine künstlerischen Pläne leichter verwirklichen.

Es darf aber nicht vergessen werden, daß diese Ebene nur erreicht werden konnte, weil die Stufen, die zu ihr emporführten, von den Vorgängern Ottos erbaut worden waren. Rückschauend sei noch einmal daran erinnert, daß schon nach Beendigung des Pachtverhältnisses mit Senger ein bemerkenswerter Wandel in der Bremer Theaterführung eingetreten war. Die egozentrische Einstellung der Pächter, die die künstlerische Entwicklung gelähmt hatte, war allmählich dahingeschwunden, und wenn im zweiten Dezennium unseres Jahrhunderts die Bühne immer mehr zum Zentrum der geistigen Erlebniswelt unserer Stadt wurde, so verdanken wir diese Entfaltung dem ehrlichen Bemühen und dem künstlerischen Ehrgeiz der Pächter, die um die Jahrhundertwende das Schicksal unseres Theaters lenkten. Sie haben das Feld so gründlich und wohlbedacht bestellt, daß ihre Saat aufgehen mußte, wenn sie selbst auch nicht wußten, daß der Erfolg so weittragend und gründlich sein würde.

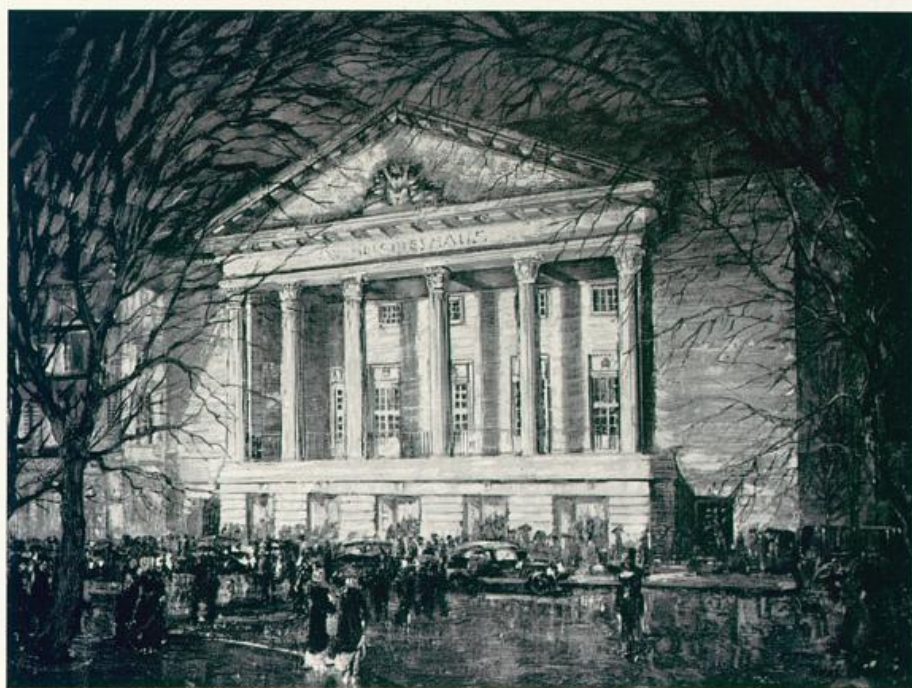
Dieser Werdegang ist aber einem anderen Ereignis noch deutlicher abzulesen, deutlicher, weil es plötzlich als ein Fertiges vor uns stand.

Ich denke an die Gründung des Bremer Schauspielhauses am Ostertor. Wäre sie möglich gewesen ohne eine solche Vorbereitung? Ein Vorläufer dieses schönen Theaters war zwei Jahre vorher – 1910 – am Neustadtswall eröffnet worden; es hatte in dieser kurzen Zeit soviel Freunde gewonnen, daß die Leiter einem allgemeinen Drängen nachkamen, als sie in dem neuerrichteten, günstig gelegenen Hause in der Altstadt ihre künstlerische Arbeit, die einen so herzlichen und starken Widerhall finden sollte, aufnahmen. Diese Bühne, die als der lebendigste Ausdruck einer geistoffenen Bereitschaft und einer unbändigen Sehnsucht nach dem Theatererlebnis wie aus der Erde plötzlich aufgewachsen vor uns stand, behauptete sich mutig aus eigener Kraft.

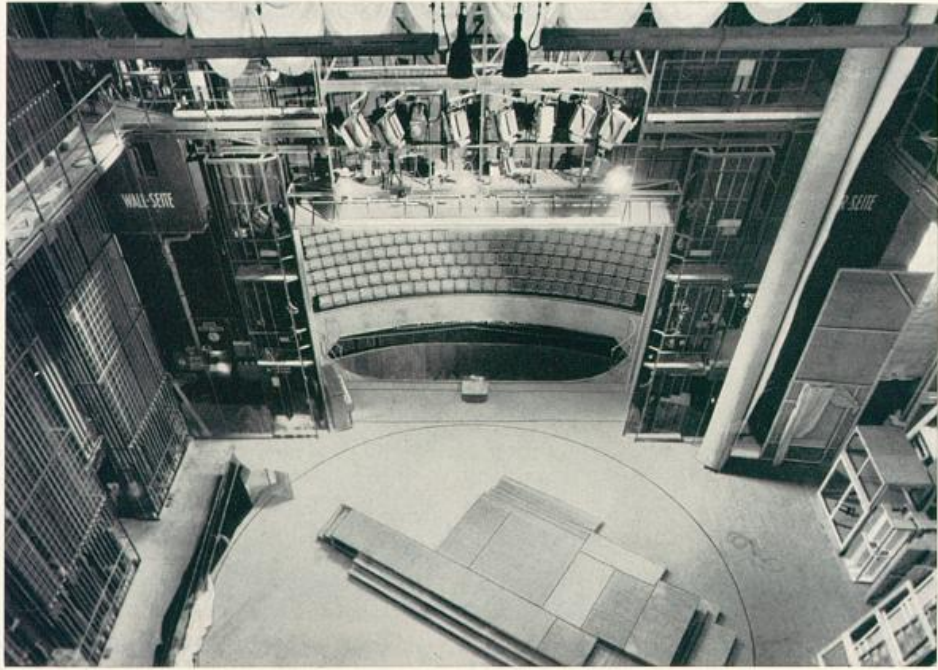
Von zwei gebürtigen Bremern – *Johannes Wiegand* und *Dr. Eduard Ichon* – ins Leben gerufen, hat das Schauspielhaus als Privattheater eine Wirksamkeit entwickelt, die alle Interessierten zwang, aufzuhorchen und den Leistungen dieser Bühne uneingeschränkte Anerkennung zuzusprechen. Wie ein Kristalleinschluß das ihn umgebende Gestein in seiner Schichtung beeinflußt, so wirkte dieses Theater des kleinsten deutschen Staates in das Reich hinaus. Es war als Uraufführungstheater geschätzt; die Dramatiker der Zeit waren seine Freunde, und viele Darsteller, die am Bremer Schauspielhaus begonnen haben und lernen



*Das Neue Schauspielhaus in Bremen 1843*



*Das Bremer Schauspielhaus, 1913—1944*



*Theater am Goetheplatz.  
Oben: Bühnenhaus mit Beleuchterbrücke und Drehscheibe. Unten: Zuschauerraum.*

durften, danken ihm den raschen Start, der sie auf sicheren Wegen zu großen Bühnen und zum Film führte.

Die weite Ausstrahlung, die dieser Bühne eigen war, nahm ihre Kraft aus der stolzen Verehrung und dem vorbehaltlosen Bekenntnis einer Bremer Theatergemeinde, die das Schauspielhaus als einen Eigenbesitz betrachtete, von dem sie nichts und niemand trennen konnte. Neben den Abonnenten und den Arbeiterbildungsvereinen war es vor allem der «Goethebund», der stets bereit war, Wagnisse des Theaters – gleich welcher Art sie waren – zu stützen und zu tragen. Außer diesen Theaterfreunden fanden sich Mäzene. Aus stolzer Freude an einem Theater, das aus dem «Geist Bremer Bürger» erwachsen war und so seinen Aufstieg genommen hatte, halfen sie ihm, wo es zu helfen galt, ob es um einen Vorhang, um die Renovierung des Hauses oder um Geldspenden ging; sie standen für das «Theater der Bremer» bereit. Die zwanziger Jahre waren eine glückliche Zeit für beide Bremer Bühnen.

Hofrat Otto starb 1926, und *Dr. Willy Becker*, von Düsseldorf kommend, übernahm die Nachfolge. Der neue Intendant war ein sensibler Künstler und ein feingebildeter Charakter; mit leiser Hand wußte er seine künstlerischen Intentionen in die Tat umzusetzen. Selbst in den Jahren, in denen ein wirtschaftlicher Notstand ausgebrochen war und die Unsicherheit das ganze Leben in einen Strudel zu ziehen drohte, haben es die Leitungen des Stadttheaters und des Schauspielhauses verstanden, das ihnen überantwortete Gut sicher durch alle Gefahren zu lenken.

Erst durch die «Machtübernahme» wurden dann die beiden Bühnen, wie alle geistigen Zentren und Einrichtungen unseres Daseins, in ihrem Lebensnerv angeschlagen. Äußerlich war zunächst nichts zu erkennen, aber die geistige Struktur wurde zerstört; das war der Anfang des Verfalles. Gewiß, die Betriebsamkeit war außerordentlich groß. Was wurde nicht alles unternommen, was nicht alles «organisiert»! Wie hochtrabend waren die Bekenntnisse der führenden politischen Reformer zum Geist und zur Kunst! Aber diese gelenkte Kulturpolitik führte statt in geistige Höhen auf den irdischen Plan, in Krieg und Vernichtung. Die Theater wurden nicht mehr vom freien Willen und aus der Kraft begeisterter Herzen einer freien Bürgergemeinschaft getragen, sondern eine Pseudogemeinschaft, eine befohlene «Volksgemeinschaft», wurde zum Abnehmer einer politisch gelenkten Theaterkunst ernannt. Diese Organisationen und politischen Gemeinschaften trugen den Zerstörungskeim in sich; sie führten zu der am 1. August 1943 erfolgten Schließung des Schauspielhauses als Privattheater und seiner Überführung in das staatliche Regime. Und als am 31. August 1944 die Schließung aller deutschen Bühnen durch ministeriellen Erlaß befohlen war, vollzog sich, was geschehen mußte.

Beide Bremer Theater wurden am 6. Oktober 1944 bei einem Luftangriff zerstört.

Diese Ereignisse waren aber nur das Sichtbarwerden eines geistigen Prozesses; das Theater als irdische Manifestation einer Welt, in der alle Kunst ihren Ursprung hat, war schon seit längerer Zeit vernichtet worden; jetzt zerfiel

seine Hülle. Es wäre falsch, wollte man diesen Darlegungen entnehmen, daß die Aktivität und die künstlerischen Leistungen in diesen kritischen Jahren nicht von der notwendigen Kraft und den richtigen Impulsen getragen worden wären. Wenn auch Johannes Wiegand [1940] und Dr. Eduard Ichon [1943] gestorben waren – Hans Tannert hatte die Leitung des Schauspielhauses übernommen – und ein Intendantenwechsel im Stadttheater stattgefunden hatte – Dr. Willy Becker war 1935 ausgeschieden und *Curt Gerdes* an seine Stelle getreten –, so waren die Leistungen beider Häuser hervorragend, und die Spielpläne bekundeten den gleichen Wagemut wie vordem. Aber all diese mit großem künstlerischem Willen vollzogenen Leistungen konnten das Grundübel dieser Zeit nicht aufheben: das Theater war entwurzelt worden. Es zog seine Kraft nicht mehr aus dem Opfergeist einer bereiten Bürgergemeinschaft, es konnte sich nicht in Freiheit und Ungebundenheit entwickeln.

Die theaterlose Zeit war von soviel Grauen und Entsetzen durchzittert, daß nur noch sehnsüchtige Gedanken und Träume in die Erlebniswelt der Bühne führen konnten. Wie sehr diese Welt in den Herzen aller lebte und auf ihre Wiedererweckung wartete, erfuhren wir gleich in den ersten Tagen nach dem Zusammenbruch. Trotz aller Zerrissenheit, Not, Armut, Zweifel und Unglauben, trotz der Versuchung, das « trübe und sinnlose Leben » durch billige Erlebnisse vergessen zu wollen, obgleich alles aus den Fugen geraten war, was in Jahrhunderten behutsam und organisch aufgebaut und entwickelt worden war, durchpulsten in diesen Stunden alle Menschen, die geistig wieder frei geworden waren, nur ein Wunsch und nur ein Wille: das wieder auferstehen lassen, was die große Not wenden kann: teilhaben am anderen Schicksal, am anderen Leben, in Gemeinsamkeit wieder zueinander finden, sich gegenseitig Freude bereiten, sich aneinander aufrichten und stärken! Diesen Sinn und diese Wirkung hat das Theater von jeher für die Menschen gehabt, und darum waren ihnen jetzt keine Opfer zu groß und keine Mühen zu schwer, die Kunst des Theaters in unsere Stadt zurückzurufen.

Schon wenige Tage nach dem Waffenstillstand bildeten sich « Arbeitsgemeinschaften Bremer Bühnenkünstler », und wenige Wochen später kündigte eine Gruppe Bremer Schauspieler ihre erste Vorstellung an. Unter der Leitung von *Willy A. Kleinau* und *Franz Kruse* wurde am 19. September 1945 im früheren Tanzsaal der Concordia-Gaststätte das Bremer Künstlertheater eröffnet. Damit war der Anfang getan; aber es brodelte und gärte in der ganzen Stadt, und viele Köpfe und Hände waren am Werk, der lang entbehrten Bühnenkunst Wirkungsstätten zu errichten.

Es gibt Augenblicke im Leben, in denen der Mensch – aller gewohnten Stützen und der Ordnung beraubt – aus Angst vor einer großen Ungewißheit und vor dem lähmenden Nichts verzagen möchte. Damals war eine solche Stunde über die Menschen gekommen; aber sie verzagten nicht. Aus dem wortlosen Gleichklang einer geistigen Gemeinschaft erwachsen Mut und Glaube, die ihnen Kraft zum Handeln gaben. Die Bühnenkunst braucht die agierenden Kräfte wie die re-agierenden – Darsteller und Zuschauer, zwei miteinander

wirkende Kräfte; erst durch sie kann ein Theatererlebnis zustande kommen; keiner kann sich dem anderen entziehen. Das schienen alle zu ahnen, die sich auf den Weg machten, um die Voraussetzungen zu schaffen, die für das Gelingen notwendig waren.

Die Schauspieler probierten in ungeheizten Räumen, mit knurrendem Magen, und die Zuschauer gaben das, woran es fehlte, um teilhaben zu dürfen. Ihre Gebefreudigkeit kannte keine Grenzen, ob es ein Brot war oder ein Brikett, ob es Möbel oder Blumen waren. Sie trugen alles herbei, um ihr Scherflein zu entrichten, damit ein Theaterabend zustande kommen konnte. Und er kam; wenn auch die Stühle ächzten und knarrten, die Bänke schmal und hart waren oder schrill pfeifende Lokomotiven und rasselnde Züge die Bühne und den Zuschauerraum erzittern ließen – was tat es? –, der Zauber der Schauspielkunst ließ alles vergessen.

Bald trat eine andere Bühne auf den Plan. Die Böttcherstraße G. m. b. H. stellte im Atlantis-Haus einen Raum zur Verfügung, und hier richteten *Dr. Walter Koch* und *Heinz Subr* die «*Bremer Kammerspiele*» ein. Hervorragende Leistungen bekundeten weit über die Grenzen der Enklave hinaus die Leistungsfähigkeit unserer Bühnen und die Theaterfreudigkeit unserer Stadt.

Die Mitglieder der Oper hatten es schwerer. Ihre Kunst brauchte große Räumlichkeiten, außer der Bühne und dem Zuschauerraum mußte noch ein Orchesterraum vorhanden sein. Zunächst fanden die musikalischen Veranstaltungen in einem Raum eines Privathauses statt, den *Liselotte Thomamüller* zur Verfügung gestellt hatte. Mit Mitgliedern des ehemaligen Stadttheaters wurde ein Programm zusammengestellt, ein Querschnitt durch Opern deutscher und italienischer Komponisten. Diese Hauskonzerte waren die Keimzelle für die Opernbühne, nach der das musikliebende Bremer Publikum ungeduldig verlangte.

Im September 1945 wurde dem Ehrenmitglied *Philipp Kraus* die Lizenz für eine Opernbühne erteilt, und der damalige Senator für Kunst und Wissenschaft stellte die Turnhalle der Schule an der Delmestraße unentgeltlich für die Errichtung eines Behelfstheaters zur Verfügung. Nun waren dem unbändigen Schaffensdrang keine Grenzen mehr gesetzt; die 250 Mitglieder des «Opernhauses» wirkten und schufen mit nicht ermüdender Emsigkeit, ob Künstler oder Techniker, und am 22. Januar 1946 wurde die Bühne mit der gleichen Oper eröffnet, mit der im Jahre 1944 das Stadttheater am Wall seine Pforten geschlossen hatte: «*Fidelio*».

Die Zeit der Bremer Behelfstheater wird allen, die daran teilgenommen haben, ein unvergeßliches Erlebnis sein, in der Begeisterung, Hingabe und vorbehaltlose Zustimmung triumphierten. Wie hat das Bremer Publikum seine Verbundenheit mit den Theatern bezeugt? Ob Sturm oder Regen, die Theaterbesucher pilgerten unverdrossen in die Neustadt, um bei den Aufführungen dabei zu sein. Nichts konnte sie abhalten. Die härteste Belastungsprobe hatten sie im März 1947 zu bestehen: ein Hochwasser brachte sämtliche Weserbrücken zum Einsturz. Ein kleiner Fährbetrieb zwischen der Martinikirche und der Herrlichkeit hielt den

Verkehr mühsam aufrecht; dann wurden Behelfsbrücken erbaut, die bis zum September einen unbequemen Übergang über den Strom boten; aber auch das war kein Hindernis für die Theaterfreunde, und ihre Liebe zur Bühnenkunst eröffnete immer neue Möglichkeiten: als die Besatzungsmacht den großen Glockensaal an einigen Tagen im Monat freigab, konnten auch hier ausreichende Vorkehrungen getroffen werden, um größere Musikwerke aufzuführen.

Aber über diesen Zeugnissen unverbrüchlicher Zusammengehörigkeit dürfen wir das Wichtigste nicht vergessen; es übertraf alle. Dabei denken wir an den Senatsbeschluß, der im Sitzungsprotokoll vom 6. August 1946 aufgezeichnet ist: *Nach der Besprechung bestand Einigkeit darüber, daß der Errichtung von Kulturstätten, insbesondere zur geistigen Förderung der Jugend, zuzustimmen sei ... und der Wiederaufbau des Schauspielhauses durchgeführt werden solle ...* Mit diesem Entschluß haben sich der Senat und die Bürgerschaft unserer Stadt zu der Anschauung bekannt, daß sie das Vorhandensein eines Volltheaters, das durch keine Behelfsmäßigkeit in seiner künstlerischen Entfaltung behindert ist, für ebenso notwendig hielten wie die Erfüllung der drängenden Forderungen nach Wiederherstellung und Beschaffung materieller Lebensgüter und Einrichtungen. Das war eine kulturelle «Soforthilfe», zu der sich andere Städte nicht so schnell entschlossen haben.

Der Intendant, der für die künftigen Geschicke des Bremer Theaterlebens verantwortlich sein sollte, war *Willi Hanke*.

Noch wurde im Theater am Goetheplatz gebaut, das neue Haus sollte im Juli 1950 fertig sein; aber Hanke wurde schon mit Beginn der Spielzeit 1949/50 nach Bremen gerufen; er mußte an den Beratungen für die noch laufenden Bauarbeiten teilnehmen, und die Übernahme von Mitgliedern aus den drei vorhandenen Ensembles – Bremer Künstlertheater, Bremer Kammerspiele und Bremer Opernhaus G. m. b. H. – vorbereiten. Die beiden Schauspielbühnen hatten bereits liquidiert. Der neue Intendant stellte ein neues Schauspielensemble zusammen und bespielte im ersten Jahr die Kammerspiele in der Böttcherstraße und die verhältnismäßig gut eingerichtete Bühne im großen Glockensaal; die Oper unterstand in dieser Spielzeit noch dem Intendanten *Erich Kronen*; die großen musikalischen Werke wurden in der Glocke aufgeführt und die kleinen, die die räumlichen und technischen Möglichkeiten der Delme-Schule nicht überforderten, auf der Bühne dieses Behelfstheaters.

*Wenn eine unserer bedeutendsten städtischen Bürgergemeinschaften sich selber mit einem leistungsfähigen Theater beschenkt, dann ist dies für ganz Deutschland eine bemerkenswerte Angelegenheit.* Mit diesen Worten beglückwünschte der Dramatiker *Ernst Bacmeister* Bremen, als im August 1950 das Theater am Goetheplatz eröffnet wurde.

*... für ganz Deutschland eine bemerkenswerte Angelegenheit ...* Ist diese Formulierung nicht etwas kühn?

Versetzen wir uns in diese Zeit und versuchen wir, uns zu erinnern: *Wie war es damals um das deutsche Kulturleben bestellt?* – Die «Theaterkrise» ging in den Nachkriegsjahren wie ein Schreckgespenst durch die deutschen Lande; kein

Wunder, denn die Not, die Sorge um das tägliche Brot, um eine Existenz, um ein Dach über dem Kopf war groß; auch in Bremen. Trotzdem hatten der Bremer Senat und seine Bürgerschaft bereits vor vier Jahren beschlossen, mit dem Wiederaufbau des zerstörten Schauspielhauses unverzüglich zu beginnen. Und jetzt wurde das neue Haus eröffnet.

Das war in der damaligen Zeit gewiß *für ganz Deutschland eine bemerkenswerte Angelegenheit*. Nur wenige Städte des Bundesgebietes haben so kurze Zeit nach dem totalen Zusammenbruch den Wiederaufbau eines völlig zerstörten Theaters in Angriff genommen.

Mit der Eröffnung des neuen Bremer Theaters unter dem tatkräftigen Intendanten Hanke wuchs Bremens Theaterfreudigkeit von Jahr zu Jahr; aber die Raumnot wuchs mit ihr; die Verbundenheit unserer Stadt mit dem Theater war unterschätzt worden. Um aus dem Engpaß herauszukommen, erwog man schon nach Ablauf des ersten Spieljahres, ob es möglich sei, ein Schauspielhaus zu bauen, das fünfhundert bis sechshundert Zuschauer fassen könne. Ein versenkbares Orchester sollte für die Aufführung kleiner Spieloper, Operetten und musikalischer Lustspiele eingebaut werden. Aber der schöne Plan mußte vorerst noch zurückgestellt werden; andere Aufgaben waren dringlicher. Es galt, ein vielseitiges, alle Kunstgattungen umfassendes Repertoire, das dem Spielplan die erforderliche Wendigkeit gab und dessen Ausstattungen den Gegebenheiten und Ausmaßen der neuen Bühne entsprachen, aufzubauen.

Diesen Arbeiten standen große Schwierigkeiten gegenüber, denn die Zusammenlegung des technischen Betriebes war noch ein Fernziel. Damals lagen die Probenräume, Werkstätten und Magazine verstreut im Stadtgebiet: in der Theaterruine, im Fedelhören, in der Roonstraße und im Flughafen. Der notwendige Transport der Dekorationen, Kostüme und Requisiten kostete Zeit und Geld. Aber trotz allem: es ging kräftig bergan.

*Die Theater der Freien Hansestadt Bremen erreichten eine Abonnementzahl, die in keinem Jahr der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts je erzielt wurde. Eine ermunternde Bilanz.* So berichtet die Theaterkorrespondenz aus Darmstadt im September 1950. Von einer «Theaterkrise» konnte also Bremen – im Gegensatz zu anderen Städten – nicht sprechen.

Aus Hankes fruchtbarer Bremer Schaffenszeit sollen nur die Ereignisse festgehalten werden, die den Namen des Bremer Theaters nach außen getragen haben: Neben wichtigen Ur- und Erstaufführungen zeitgenössischer Schauspiele und Opern setzte Bremen, von der Familie Hauptmann autorisiert, mit der Gerhart-Hauptmann-Festwoche 1952 die Folge der traditionellen Jahrzehntfeiern fort, die ehemals in Breslau stattgefunden hatten. In dieser Gedenkwoche, die am 90. Geburtstag mit Festreden von Rudolf Alexander Schröder, Frank Thiess und Paul Fechter eröffnet wurde, gastierten: das Berliner Ensemble mit dem Schauspiel: «Vor Sonnenuntergang», Werner Krauss spielte den Geheimrat Clausen; das Deutsche Schauspielhaus Hamburg mit den Schauspielen «Und Pippa tanzt» und «Fuhrmann Henschel»; die Bühnen der Hansestadt Lübeck mit dem Schauspiel «Die Ratten», und Bremens Beitrag

zur Festwoche waren die Aufführungen der Schauspiele «Rose Bernd», «Michael Kramer», «Der Biberpelz», «Die Weber» und die Erstaufführung von Hauptmanns «Herbert Engemann», das Carl Zuckmayer vollendet hat. Frau Margarete Hauptmann und der Sohn Benvenuto waren während der Gedenkwoche, die unter der Schirmherrschaft des Bürgermeisters Wilhelm Kaisen stand, Bremens Gäste.

Im Januar 1954 besuchten auf Initiative der Bremer Theaterleitung maßgebende französische Theaterleute, Dramatiker, Komponisten und Journalisten die Theaterstädte des nordwestdeutschen Raumes. Mit dieser Studienfahrt wurde der erste persönliche Kontakt zwischen Pariser und deutschen Theaterleuten wiederhergestellt, der seit fünfzehn Jahren zerrissen war.

Bereits in der vierten Spielzeit nach Eröffnung des Hauses konnte Hanke das Bühnenfestspiel «Der Ring des Nibelungen» von Richard Wagner geschlossen zur Aufführung bringen. Diese Leistung, die zu der damaligen Zeit nur wenigen Bühnen möglich war, zeigt die zielstrebige Spielplandisposition. Die Bremer Opernfreunde, der Richard-Wagner-Verband und die Besucherorganisationen [Goethe-Bund und Volksbühne Bremen] sicherten dadurch das erfolgreiche Gelingen dieses kostspieligen Unternehmens, daß sie sich zur Teilnahme an den geschlossenen Vorstellungsräumen verpflichteten.

Die Bremer Bühnen gewannen über die Landesgrenzen hinaus immer mehr an Bedeutung. Sie wurden von der holländischen Sendestation «Kradio Omroep» Hilversum eingeladen, unter der musikalischen Leitung von Paul van Kempen die Oper «Fidelio» von Ludwig van Beethoven und die «Lustigen Weiber von Windsor» von Otto Nicolai als Life-Sendungen zur Aufführung zu bringen.

Die Ära Hanke fand durch den frühen Tod des noch jungen Intendanten 1954 ein unerwartetes Ende. Der Chefdramaturg und stellvertretende Intendant – *Conrad Heinemann* – übernahm bis zum Eintritt des vom Aufsichtsrat berufenen neuen Intendanten die kommissarische Leitung der Theater für die Spielzeit 1954/55.

Auch in diesem Spieljahr steigerten sich die Leistungen, das Interesse und die Zahl der Besucher; der Publikumszuwachs von 13 000 Personen mehrte die Einnahmen zum Nutzen der künstlerischen Unternehmungen. Im erweiterten Spielplan des Großen Hauses standen: fünfundzwanzig musikalische Werke, sieben Schauspiele [vom Klassiker bis zum modernen Problemstück], vier Operetten, ein Tanzabend und sechs namhafte Ensemble-Gastspiele. In den Kammerspielen in der Böttcherstraße wurden zwölf Stücke herausgebracht, darunter zwei Uraufführungen und eine deutsche Erstaufführung. Damit wurden dem Bremer Publikum neunundvierzig verschiedene Vorstellungen vom eigenen Ensemble geboten.

Im Mai 1955 wurde die seit längerem angestrebte künstlerische Zusammenarbeit mit dem Volkstheater Rostock aufgenommen; es war der erfolgreiche Versuch eines Brückenschlages zwischen zwei deutschen Bühnen, die durch die Zonengrenze getrennt worden waren.

Anlässlich des 150. Todestages von Friedrich von Schiller wurden «Die Räuber» durch das Deutsche Schauspielhaus Hamburg und «Kabale und Liebe» vom eigenen Ensemble aufgeführt.

Im Mittelpunkt des Programms der Gedenkfeier stand die Rede des Schiller-Biographen Reinhard Buchwald. Anschließend wurde Schillers «Nänie» in der Vertonung von Johannes Brahms durch den Domchor und durch das Philharmonische Staatsorchester Bremen unter Leitung von Professor Richard Liesche aufgeführt.

Der Zyklus «Der Ring des Nibelungen» wurde mit dem gleichen Erfolge wie im Vorjahr wiederholt.

Mit *Albert Lippert*, der seit August 1955 die Bremer Theater leitet, begann eine neue Epoche. Wichtige bauliche Veränderungen – der Neubau des Verwaltungsgebäudes, die Umgestaltung der Vorbühnenzone und Einbau eines Vorbühnenvorhanges – wurden gleich zu Beginn seiner Tätigkeit vorgenommen. Das Schauspiel «Der Prinz von Homburg», mit dem die neue Ära eröffnet wurde und mit dem sich Lippert den Bremern als Regisseur bekanntmachte, erzielte mit neunundzwanzig Vorstellungen einen bis dahin noch nicht erreichten Rekord für Klassikervorstellungen.

In Hameln, Lübeck, Oldenburg und Rostock hatte das Bremer Schauspiel schon seit längerem gastiert, jetzt erhielt es eine Einladung von den Münchener Kammerspielen, Ernst Penzoldts «Squirrel» in der bayerischen Hauptstadt zu zeigen.

Mit einem großen Erfolg kehrte es nach Bremen zurück; die Kritiker lobten vor allem das gute Ensemblespiel der Bremer.

Bei der bundesdeutschen Premiere der heroischen Oper «Dalibor» von Friedrich Smetana waren Delegierte und leitende Bühnenvorstände der tschechoslowakischen Kultur und des Theaterlebens Gäste des Senators für Kunst und Wissenschaft. Während ihres Aufenthaltes in unserer Stadt wurden Beziehungen zwischen den Prager und Bremer Kulturbehörden angebahnt, und durch Einladungen, Besuch und Gegenbesuch der Vertreter der Kultusministerien beider Länder wurden die geschlagenen Fäden fester geknüpft. Diese Begegnung führte später zu dem Gastdirigat des Prager GMD Jaroslav Krombholz und dem Auftreten der Prager Primadonna Maria Tauberowa. Sie sang die Partie der Caroline; Krombholz leitete die musikalische Einstudierung und Erstaufführung der Oper «Zwei Witwen» von Smetana.

Als die «Harmonie der Welt» von Paul Hindemith in Bremen für Nordwestdeutschland erstaufgeführt wurde, war der Komponist bei den letzten Proben und bei der Premiere anwesend. In einem Brief an den Generalintendanten Lippert spricht er begeistert von seinen Eindrücken; er schrieb: «Bremen darf stolz auf seine Oper sein – und ich bin nicht weniger stolz, eine solche Aufführung meines Stückes dort erlebt zu haben.» Diese schöne Aufführung hat eine breite Bresche in die Mauer geschlagen, die sich noch für viele Ohren um das Gebiet der modernen Oper erhebt.

Ebenso trug das Wagnis der westdeutschen Erstaufführung der Oper «Dalibor»

Früchte, die zunächst noch nicht zu greifen waren; im vergangenen Jahr aber fielen sie uns zu, reich und schön. In der Premiere dieser Oper ist die gute Qualität unserer Solisten, unseres Opernchores und unseres Orchesters maßgebenden Musikern, die von auswärts gekommen waren, in besonderer Weise aufgefallen; die Bremer Oper wurde daher eingeladen, bei den vorjährigen Händel-Festspielen, die zum 200. Geburtstag von Georg Friedrich Händel in Göttingen veranstaltet wurden, die deutsche Erstaufführung seiner Oper «Ariodante» [ein Werk, das auf dem europäischen Festlande kaum bekanntgeworden ist] in der Übertragung von Emilie Dahnk-Baroffio zu übernehmen. Dieses Gastspiel, das ein internationales Interesse fand, war eine Leistungsprüfung für die Bremer Oper, wie man sie selten von ihr fordern wird. Sie hat sie mit Bravour bestanden.

Der Querschnitt durch die Lebensgeschichte des Bremer Theaters hat uns in die Gegenwart geführt; sie und die Zukunft werden die Geschichte der Bremer Bühnen weitererzählen.

Frank Thieß, der unsere Stadt und seine Theater kennt und liebt, hat recht, wenn er sagt: *Bremen wird immer im besten Sinne eine Stadt der Bewahrung und der Tradition bleiben, und gerade darin liegt die Bedeutung seiner Theater gegenüber den flackernden Unternehmungen und vielfach mißglückten Experimenten anderer Bühnen.*

Musikleben in Bremen

*Im Zirkel guter Bürger,  
Die weder Menschen-Würger,  
Noch Menschen-Sclaven seyn,  
Die Vorgesetzte lieben;  
Den Nächsten nicht betrüben,  
Mit solchen trink ich Wein.*

*Die das, was Recht ist, loben;  
Nicht mit Pfantasten toben;  
Nicht mit Pfantasten schrei'n;  
Die ihre Pflichten kennen;  
Sich treue Bürger nennen,  
Mit solchen trink ich Wein.*

*Die nicht aus blindem Eifer,  
Mit Heftigkeit und Geifer,  
Stets lauter Galle spei'n;  
Nein! die nach rein'ren Lehren  
Die Bruderliebe mehren,  
Mit solchen trink ich Wein.*

*Kurz, ausgesuchte Leute,  
Die Gestern, so wie Heute  
Stets leben im Verein;  
Die ganz aufrichtig handeln,  
Nach Eid und Pflichten wandeln,  
Mit solchen trink ich Wein.*

*Die ihre Lebensäfte,  
Ja alle ihre Kräfte  
Zum Dienst des Ganzen weih'n;  
Und die in allen Nöthen  
Für Stadt und Oberrn beten,  
Mit solchen trink ich Wein. B.*

Dieses «Trinklied eines ächten Bremischen Bürgers» [1803] ist unter seinesgleichen ein durchaus achtbares Werkchen. Unter seinesgleichen: Um die Wende zum 19. Jahrhundert schossen solche Gesellschaftslieder zu Hunderten aus dem Boden, wurden in Sammlungen wie «Taschenbuch für Freunde des Gesangs und froher Lieder» oder «Allgemeines Liederbuch des deutschen Nationalgesanges» oder «Der Deutsche Sänger oder das fünffache Liederbuch für frohe Gesellschaften» mit Dichtungen Goethes, Schillers und anderer zeitgenössischer Lyriker untermischt herausgegeben und nach allgemein bekannten Melodien gesungen. Künstlerisches Vorbild solcher Gesänge waren «Lieder am Klavier zu singen» von Johann Abraham Peter Schulz, Johann Friedrich Reichardt, Friedrich Zelter und die Papageno- und Sarastro-Lieder Mozarts in ihrer singspielhaften Einfachheit.

In Bremen deckte das der «Union von 1801» gewidmete «Gesellschaftsliederbuch mit leichten Melodien und Begleitung der Gitarre», das von W. C. Müller gesammelt und 1807 bei J. G. Heyse verlegt worden war, den offenbar sehr großen Bedarf an diesartigem Unterhaltungsstoff, den man sich übrigens zu manchen Anlässen selbst schuf. Umfangreiche Konvolute im Besitz der Bremer Staatsbibliothek zeigen, daß man kaum eine Hochzeit, eine Taufe, ein silbernes oder goldenes Amts- oder Hochzeitsjubiläum feierte, zu denen nicht mehrere

Gelegenheitsgedichte verfaßt und dann gesungen oder gar als dramatisches Spiel mit Musikeinlagen vorgetragen wurden.

Daß das Bremer Gesellschaftsliederbuch von *Dr. theol. Wilhelm Christian Müller* herausgegeben wurde, der ja neben seiner Tätigkeit am Lyzeum als Domkantor und Apostel Beethovens wirkte, ist bezeichnend für die allgemeine Einstellung der Menschen zur Musik in jenen vergangenen Tagen: So wenig man im 15., 16. und 17. Jahrhundert gewillt gewesen war, außerhalb des Kirchenraumes zwischen sakraler und profaner Musik einen sich einander ausschließenden Unterschied zu sehen, so wenig fühlte man sich veranlaßt, jetzt zwischen Werken Haydns, Mozarts und Beethovens einerseits und dem Gesellschaftslied der Zeit andererseits eine wertende Polemik zu entfesseln. Die Programme Bremer Konzerte lassen erkennen, daß diese Scheidung erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, wobei die repräsentativeren Veranstaltungen der Singakademie und der Privatkonzerte das Beispiel gaben, das in den volkstümlicheren Bereichen nur recht zögernd aufgegriffen wurde, ja, in heutigen Konzerten dieser Art sich durchaus noch nicht allgemein durchgesetzt hat.

In der Hansestadt hatte sich eine privatbürgerliche Musikkultur begreiflicherweise früh herausgebildet. In sie hinein lösten sich die Musikinstitutionen des 17. und 18. Jahrhunderts – der alte Domchor und die Ratsmusik – um 1800 auf. Dilettantenaufführungen des Passionsoratoriums von Joseph Haydn am Karfreitag 1785 und der «Schöpfung» [1800 oder 1801, also jedenfalls früher als die angebliche deutsche Erstaufführung des Werkes 1804 in Donaueschingen] hatten die musikalischen Möglichkeiten der bestehenden Institutionen als unzureichend für die neuen Bedürfnisse ausgewiesen. In den neunziger Jahren wurde der späteren Entwicklung in Domkantor Dr. Müllers zunächst privaten, dann aber öffentlichen «Hauskonzerten» vorgearbeitet. Gleichzeitig installierte sich das Theaterorchester in einer Stärke von dreißig Mann. So waren die Voraussetzungen geschaffen, bereits 1802 die im Vorjahre im Druck erschienene 1. Symphonie Beethovens in Dr. Müllers Hauskonzerten aufführen zu können.

1807, ein Jahr nach dem Einrücken der Franzosen in Bremen, wurden die «Privatkonzerte» als Abonnementskonzerte eingerichtet. Als die Welt sich von Napoleon befreit hatte, entstand 1815 auf Betreiben Elise Müllers, der Tochter des Domkantors, die «Singakademie». Sechzig Mitglieder sollen ihr zunächst angehört haben. Während Bremen etwa 37 000 Einwohner zählte, gründeten einundsechzig Sänger 1821 den «Oldenburger Singverein»; die Residenz hatte damals etwa 7000 Einwohner. Beide Vereine erlebten gegen Ende der achtziger Jahre einen Höhepunkt in ihrer Mitgliederzahl; Bremen zweihundertneunundachtzig Sänger [bei etwa 120 000 Einwohnern]; Oldenburg hundertneunzig Sänger [etwa 25 000 Einwohner].

Unter *Fr. W. Riem* etablierte sich das «Bremer Concert-Orchester». Damit setzte eine Pflege Beethovenscher Musik ein, die zu Lebzeiten des Komponisten außerhalb Wiens nicht ihresgleichen hatte. Man darf sagen, daß die symphonischen Werke hier erklangen, sobald sie im Druck vorlagen. Die in jenen

Tagen erreichten Aufführungsziffern sind beträchtlich. Es bürgerte sich nach dem Vorbild der Leipziger Gewandhauskonzerte und offenbar getragen durch die Begeisterung für diese Kompositionen die Praxis ein, ein neues Werk bereits im nächsten Konzert zu wiederholen. Dieser Brauch wurde im Laufe der Zeit dahingehend modifiziert, daß fast jedes hier erstmalig erklingende Werk in der folgenden Spielzeit noch einmal gebracht wurde. Erst dann entschied sich, ob das Werk zum Bremer Repertoirestück wurde – oder für Bremen der Vergessenheit anheim fiel. Erst im 20. Jahrhundert hat man diese Praxis einschlafen lassen. Ebenso hielt man daran fest, sich möglichst bald nach der Veröffentlichung mit den neuen, irgendwie vielversprechenden Werken auf dem Musikmarkt vertraut zu machen, so daß man Bremen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein als eine Stadt früher Erstaufführungen bezeichnen darf. Natürlich wirkte bei dieser Entwicklung mit, daß die Dirigenten der repräsentativen Musikinstitutionen mit den bedeutenderen Komponisten ihrer Zeit persönliche Kontakte pflegten. Ihre Mühe wäre jedoch vergebens gewesen – wie man es heute, häufiger als angenehm ist, registrieren muß –, wenn sie mit ihrer Wahl nicht dem Lebensgefühl der Bremer entsprechende Werke getroffen hätten. So lernten die Bremer im Laufe der Zeit in Auswahl das symphonische, oratorische und kammermusikalische Werk Beethovens, Cherubinis, Spohrs, Haydns, Bachs, Mendelssohns, Schumanns, Schuberts, Händels, Wagners, Brahms, Liszts, Saint-Saëns', Tschaikowskys, Dvořáks, Smetanas, R. Strauß', G. Mahlers, A. Bruckners und Max Regers kennen und auch offenbar lieben – anders lassen sich nämlich die vielen Werkwiederholungen kaum deuten, wenn man berücksichtigt, daß bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Engagement der Orchestermusiker, Solisten und Dirigenten eine reine Privatangelegenheit Bremer Bürger blieb und Solisten und Dirigenten noch lange Zeit darüber hinaus von Privathand finanziert wurden. Den Anfang systematischer Repertoirepflege machte offenbar Kantor Dr. Müller mit dem Werk Mozarts und Beethovens. Wilhelm Friedrich Riem, der Thomaner gewesen war und mehrfach in den Leipziger Gewandhauskonzerten mitgewirkt hatte, gründete die Singakademie [eine der frühen Gründungen dieser Art in Deutschland] und ließ hier wie in den Konzerten des Gewerbehauses seine Leipziger Erfahrungen Früchte tragen. Er machte Bremen mit Joh. Seb. Bach vertraut. Sein Nachfolger, *Karl Martin Reinthaler*, setzte das Werk fort. Nach der ersten Bremer Aufführung der «Matthäuspasion» [1860], die ohne Riems Vorarbeit undenkbar gewesen wäre, brachte Reinthaler in den Jahren 1861 bis 1873 je eines der großen Oratorien Händels heraus: «Jephta», «Messias», «Israel in Ägypten», «Samson», «Josua», «Judas Maccabäus» und «Saul». Daneben machte Reinthaler 1864 bereits mit der kurz zuvor entstandenen D-dur-Serenade von Brahms bekannt, auf die dann 1868 am Karfreitag die denkwürdige Uraufführung des sechssätzigen «Deutschen Requiems» folgte. Auf dem Programm standen: «Ein Deutsches Requiem», Nr. 1–3; dann spielte Jos. Joachim je ein «Andante» von Bach mit Orchester und von Tartini mit Orgel und das «Abendlied» von Robert Schumann. Es folgten die Teile 4–6

des «Requiems». Daran schlossen sich an die Arie «Erbarme dich» aus der «Matthäuspassion» und die Nummern «Seht das ist Gottes Lamm», «Ich weiß, daß mein Erlöser lebt» und das «Hallelujah» aus dem «Messias». Ein liebenswürdiger Zug in diesem Zusammenhang: Nach der Uraufführung überwies die Singakademie laut Protokollbuch aus freiwilligen Stücken dem Komponisten als Anerkennung 170 Reichsthaler [heute etwa DM 2200,-]. Auf einem Programm der Uraufführung [im Besitz der Bremer Staatsbibliothek] findet sich der Hinweis, daß 2500 Besucher anwesend waren, also etwa jeder fünfundzwanzigste Bremer die Aufführung besuchte. Einheitseintrittspreis laut Tageszeitung: 48 Grote. Da am gleichen Tage das Pfund Butter 20 Grote kostete, entspräche das heute etwa einem Betrage von DM 8,60. Vergleichen wir: 48 Grote ist der traditionelle Preis für alle anderen großen öffentlichen Konzerte und für den ersten Rang und das erste Parkett in der Oper. Um 1850 wurden die «Privat-Concerte» durchschnittlich von 600 Hörern besucht; heute sind es rund 2750. Damals kam etwa jeder neunzigste Bürger der Stadt, jetzt jeder zweihundertste. Nur Mitglieder der Vereinigungen hatten Zutritt, die Auswärtige – nicht aber Einheimische – als Gäste einführen durften. Die höchste Besucherzahl in diesen Jahren konnte Clara Schumann-Wieck verzeichnen: über 720! Die Karfreitagskonzerte der Singakademie im Dom müssen in der Regel um 1500 Besucher gehabt haben.

Bereits 1871 erlebte Bremen eine weitere Brahms-Uraufführung: am Karfreitag erklang neben dem «Deutschen Requiem» der erste Abschnitt des «Triumphliedes». In den folgenden Jahren lernten die Bremer Musikfreunde – durch Brahms selbst oder Joachim interpretiert – stets kurz nach Erscheinen die symphonischen Werke des Hamburgers kennen und lieben.

Reinthalers machte ebenso mit Robert Schumann bekannt, wobei ihm immer wieder Clara Schumann-Wieck, die schon 1842 in Bremen konzertierte hatte, assistierte. Daneben wurden Werke von Woldemar Bargiel, Niels W. Gade, Bernhard Scholz, Anton Rubinstein, Franz Lachner, Robert Volkmann, Max Bruch, Ferdinand Hiller, Fr. Gernsheim, Julius Otto Grimm, Albert Dietrich, Theodor Hentschel u. v. a. dargeboten.

Eine interessante Episode bietet das Jahr 1862: Im § 2 der Statuten der «Abteilung für Bremische Geschichte und Altertümer» im Rahmen des «Künstlervereins» heißt es, man wolle «nach geschichtlichen Denkmälern und Altertümern sowohl literarischer, als künstlerischer Art» forschen. Im gleichen Jahr fand unter Leitung Reinthalers ein «Erstes Historisches Concert» mit folgendem Programm statt: Oboenkonzert von Händel, Klavierkonzert von Mozart, Abschiedssymphonie von Haydn. Man darf also feststellen, daß die Idee der Historischen Konzerte – eine in der Zeitströmung verhaftete Tendenz – nicht etwa allein dem berühmten Breslauer Bohnschen Gesangverein vorbehalten blieb, sondern schon zwanzig Jahre früher im Bremischen Musikleben ihren Niederschlag fand. Wie weit diese Historischen Konzerte fortgesetzt wurden, konnte ich noch nicht feststellen; aber «historische» Musik fand zunehmend auch Eingang in normale Konzertprogramme.

Um die Jahrhundertwende tauchten immer häufiger «Stil-Programme» auf, die etwa nur dem Schaffen eines einzelnen Komponisten gewidmet waren oder thematische Zusammenstellungen vornahm: Karfreitagmusiken, Karnevalsmusiken, sämtliche Ouvertüren und Vorspiele Wagners, die Ouvertüren Beethovens. Wenn einer der bekannteren Komponisten starb, wurde zu seinem Gedächtnis im nächsten Konzert eines seiner beliebten Werke gespielt. Auf den Programmzetteln bürgerten sich historische Hinweise ein.

Im Bremer Musikleben hatten sich mehrere Programmtypen ausgebildet. Schon in den vierziger Jahren begegnete man in den Orchesterkonzerten dem noch heute üblichen Typ: Symphonie – Konzert – Symphonie. Analog dazu pflegten die Concertmeister – Theodor Böttjer [Violine] und Julius Cabisius [Violoncello] – in den sechziger Jahren in ihren Quartettabenden zunächst den auch heute noch in den Philharmonischen Kammerkonzerten üblichen Programmaufbau: 1. ein Werk von Mozart oder Haydn, 2. ein zeitgenössisches Werk, 3. ein Werk von Beethoven, Cherubini oder Schubert.

Neben diesem «reinen» Programmtyp bildete sich ein «gemischter» Typ heraus, der in den Orchester- und Kammerkonzerten ein halbes Jahrhundert lang etwa folgendem Schema folgte:

- |                                 |  |
|---------------------------------|--|
| 1. Ouvertüre                    | oder Symphonie                             |
| 2. Lieder                       |  |
| 3. Konzertante Instrumentalsoli | oder Instrumentalkonzert                   |
| Pause                           |  |
| 4. Lieder                       | } oder Symphonie<br>oder Größeres Chorwerk |
| 5. Konzertante Instrumentalsoli |  |
| 6. Ouvertüre                    |  |

Die Dauer eines solchen Konzertes betrug um drei Stunden. Heutzutage hat eine wesentliche Raffung stattgefunden, die wohl auf zwei Faktoren zurückzuführen sein dürfte: die Konzertbesucher sind beruflich stärker in Anspruch genommen, die Konzentrations- und Aufnahmefähigkeit der Hörer scheint vermindert zu sein. Vom heutigen Stilbewußtsein aus gewertet waren diese Konzerte recht «bunt». Sie zeigten formal und substantiell eine gewisse Nähe zum «Theater»: mehr dramaturgische Gegensätzlichkeiten und weit mehr dem Theaterbereich entstammende Musik – Ouvertüren, Operausschnitte und Oratorisches. Der Typ des heutigen Chorkonzertes war noch kaum scharf herausgearbeitet. Bei solcher Handhabung war es nur natürlich, daß man bereits Anfang der neunziger Jahre in den Philharmonischen Abonnementskonzerten, wie sie nun hießen, große Teile des für die Bühne noch gesperrten «Parsifal» aufführte.

In dieser Zeit hatten sich noch manche weitere Veranstaltungsreihen eingebürgert: die Orchesterkonzerte im Künstlerverein, die «Populären Symphoniekonzerte» in den «Centralhallen», die zur Hälfte von *Max Erdmannsdörfer*, dem Nachfolger Reinthalers, und im zweiten Teil von *Oscar Pfitzner*, einem

Onkel Hans Pfitzners und Konzertmeister des Orchesters, geleitet wurden. Hier erklangen zunächst Werke aus dem Repertoire der Philharmonischen Konzerte, denen «leichtere» Musik folgte. In der NORAG-Zeit des Bremer Senders widmete dessen «Symphonie-Orchester» sich ähnlichen Aufgaben, und in unseren Tagen wird dieser Konzerttyp vor allem durch die von Radio Bremen veranstalteten Rathauskonzerte aufrecht erhalten.

Die Kammerkonzerte zeigten in diesen Jahren auch ein lebendigeres Gesicht. Man schätzte es, neben Streichquartetten andere Besetzungen im gleichen Programm zu hören. Da die Kammermusik vorwiegend von Bremer Kräften ausgeübt wurde – das sogenannte Philharmonische Streichquartett erfreute sich eines weit ausstrahlenden Rufes –, ließen sich leicht mehrere Werkgruppen verschiedener Besetzung kombinieren; oft wirkten Bläser oder Bläsergruppen des Orchesters mit. Auch Gesangsvorträge waren in diesem Rahmen heimisch. Träger dieser Veranstaltungen waren vor allem die «Gesellschaft der Musikfreunde», die spätere «Philharmonische Gesellschaft», und die «Union». Geht die Tradition des Philharmonischen Quartetts auf *Th. Böttjer* und *Jul. Cabisius* zurück, so bildete sich daneben in späteren Jahren die Duo-Vereinigung Ernst Skalitzky [Violine] und David Bromberger [Klavier]. Wie weit das Wirken der Genannten für die überaus große Zahl von privaten Streichquartettvereinigungen in Bremen als Vorbild bzw. Anregung gewirkt hat, läßt sich nicht sicher sagen. Jedenfalls ist diese hausmusikalische Betätigung in Bremen immer sehr stark verbreitet gewesen und hat auch ganz ungewöhnliche Ensembles entstehen lassen. Da wäre zunächst im vorigen Jahrhundert des von *Jul. Cabisius* betreuten Cellistenquartetts zu gedenken, für das die Mitglieder – aus Literaturmangel – selbst in großem Umfang komponierten. In unserer Zeit ist neben dem von dem jeweiligen Konzertmeister geleiteten Streichquartett die «Philharmonische Bläservereinigung» zu nennen, neben der im letzten Jahrzehnt die «Bremer Bläser-Kammermusikvereinigung» entstand. Im vokalen Sektor bildete sich aus fünf Oratoriensängern das Vokalensemble «Camerata Vocale Bremen». Jüngst beginnt sich ein «Philharmonisches Kammerorchester» zusammenzufinden, das konzertante Musik in mittlerer Besetzung pflegt. Freie Vereinigungen wie das «Dom-Kammerorchester» und der «Instrumentalkreis Lilli Friedemann» betätigen sich konzertant und im Rahmen geistlicher Konzerte, die in den Kirchen der Stadt zu festem Brauch geworden sind.

Während es im vorigen Jahrhundert eine Selbstverständlichkeit war, in den repräsentativen Kammer-, Chor- und Orchesterkonzerten eine Vielzahl in Bremen ansässiger Musiker als Solisten auftreten zu lassen, sind aus den Kammermusiken und Orchesterkonzerten der Philharmonischen Gesellschaft sowie in den Meisterkonzerten der Konzertdirektion Praeger & Meier hiesige Künstler fast völlig verschwunden. Offensichtlich ist das Interesse an ihrem Tun nicht groß, da ihre Veranstaltungen, die entweder als Eigenveranstaltungen getragen werden müssen oder aber von Vereinigungen wie der «Goethe-Gesellschaft», dem «Goethe-Bund», der «Mozart-Gemeinde», den «Freunden des Focke-

Museums» oder der «Union» übernommen werden, kaum so besucht sind, wie sie es verdienen.

Im letzten Jahrzehnt bürgerten sich die vom «Amerika-Haus», von der «Deutsch-Französischen Gesellschaft» und der «Deutsch-Italienischen Gesellschaft» veranstalteten Kammermusikabende ein. Unter der Leitidee kulturellen Austausches begegnet man hier einheimischen, auswärtigen und ausländischen Musikern und einer Vielzahl von hier bisher unbekanntem Werken vor allem ausländischer Komponisten, so daß gerade diese Veranstaltungen zur besten Informationsquelle für die zeitgenössische Musikentwicklung wurden.

Neben diesen Formen des Musiklebens, die alle mehr oder weniger eng miteinander verknüpft sind, steht der Bremer Opernspielplan. Die Aktivität in den Häusern vor dem Steintor, auf dem Theaterberg, in den Ausweichräumen der Nachkriegszeit und nun am Goetheplatz ist außerordentlich rege und – wie im übrigen Musikleben – den Neuerscheinungen zugetan gewesen. Für das 19. und das beginnende 20. Jahrhundert ist das nicht außergewöhnlich, da das Wesen des Operntheaters in jener Epoche durchaus aktuell war. In der Nachkriegszeit dagegen konnten die Theaterleitungen mit ihren ernsthaften Bestrebungen, die Opernbesucher mit zeitgenössischen musikalischen Bühnenwerken bekannt und vertraut zu machen, nicht allzu viele Erfolge erzielen. Der Höhepunkt dieser Bestrebungen war wohl die Nordwestdeutsche Erstaufführung der Oper «Die Harmonie der Welt» von Paul Hindemith, ein künstlerisch zweifellos schöner Erfolg, den der Komponist dankbar anerkannte, indem er der Stadt den seinerzeit in ihren Mauern entstandenen Klavierauszug des Werkes übereignete.

Die Operette fand ihre bevorzugte Pflegestätte an der Weide im «Tivoli» und gelegentlich auch in anderen kurzlebigen Etablissements. Dem Zuge der Zeit folgend, ging schließlich die «klassische Operette» in die künstlerische Obhut des Operntheaters über.

Die Bindungen zwischen Oper und Musikleben sind intern intensiv, bespielt doch das gleiche Orchester die Oper wie das Konzert. Nach außen hin dagegen blieben die Bereiche bis 1946 streng voneinander geschieden, da – mit den Ausnahmen bei *Eduard Sobolewski* im Jahre 1857 und *Ernst Wendel* kurz vor und während des ersten Weltkrieges – bis zu diesem Zeitpunkt weder der Leiter der Oper am Pult der Konzerte noch der Leiter der Konzerte am Pult der Oper erschienen. Gelegentliche Berührungspunkte fanden sich nur, wenn etwa Sänger der Oper zur Mitwirkung in Konzerten herangezogen wurden, was im 19. Jahrhundert häufiger der Fall war. Erst in den vergangenen 15 Jahren dirigierte *Hellmuth Schnackenburg*, *Herbert Charlier*, *Paul van Kempen* und *Heinz Wallberg* sowohl Konzert als auch Oper.

Nach dem ersten Weltkriege machte Ernst Wendel mit Strawinsky, Bartók und Schönberg bekannt. Auf Programmzetteln findet man den Hinweis, es werde gebeten, von Mißfallenskundgebungen abzusehen.

Um diese Zeit gründete *Manfred Gurlitt*, der seit 1914 die Oper leitete, eine «Neue Musikgesellschaft», die es als ihre Aufgabe ansah, durch sinnvollere

und umfassendere Programmgestaltung das Musikleben zu bereichern. Neben alter Musik erklang hier ähnlich wie in Donaueschingen und in anderen Städten auch die neue Musik. Die Gesellschaft hatte aber keinen langen Bestand und fand in Bremen keine rechte Nachfolge. Ihre Funktion übernahm in der Nachkriegszeit die Musikabteilung von Radio Bremen unter ihrem Abteilungsleiter *Siegfried Goslich*. Seine Bestrebungen fanden ihren äußeren Niederschlag in zwei Festen zeitgenössischer Musik, die allerdings in der Stadt außerhalb des Berufsmusikerstandes kaum auf Resonanz stießen. Durch vielfältige Studioaufnahmen wurde ein beträchtlicher Teil Bremer Musiker veranlaßt, sich praktisch mit zeitgenössischer, z. T. technisch äußerst schwieriger Musik zu beschäftigen.

Am zeitgenössischen Repertoire bildete sich das Radio-Bremen-Orchester zu einem tüchtigen Klangkörper heran, dem im Laufe der Zeit manche repräsentative Ur- und Erstaufführung bzw. Aufnahme anvertraut wurde. In diesem Rahmen kamen Werke in Bremen geborener oder in Bremen lebender Komponisten wie *Wilhelm Klatte*, *Frank Wohlfahrt*, *Harald Genzmer*, *Peter Schacht* und *Volker Gwinner* sowie *Ludwig Roselius*, *Theo Holterdorf* und *Anton Schaefers* zur Aufführung. Vielleicht unbewußt wurde hiermit eine Tradition des früheren Musiklebens fortgesetzt, daß nämlich den in Bremen wirkenden Musikern wie Reinthaler, Hans von Bülow, Max von Erdmannsdörfer, Felix Weingartner, Georg Schumann ein beachtlicher Raum für ihr kompositorisches Schaffen eingeräumt wurde.

Fassen wir zusammen: Bremen hielt den Kontakt mit dem Musikleben seiner Zeit in einem Umfange, daß man hier durchaus ein gut fundiertes Bild von dem hatte, was in der musikalischen Welt vor sich ging. Mit den Virtuosen der Zeit waren die Musikfreunde der Stadt ebenso vertraut, gibt es doch kaum einen berühmten Namen in den vergangenen hundertfünfzig Jahren, der nicht irgendwann einmal auf den Bremer Programmen erschienen wäre. Die Großherzoglich Oldenburgische Hofkapelle gab mehrfach Abonnementskonzerte. Aus Berlin kamen das Bilsesche Orchester und der Domchor, aus Leipzig der Riedelsche Gesangsverein, es gastierten die Meininger Hofkapelle und Angelo Neumann mit seiner Wagner-Tournee in Oper und Konzert. Ja, die berühmtesten Namen erscheinen sogar häufiger. Auf kammermusikalischem Gebiete darf man für die letzten Jahre sogar feststellen, daß es kaum eine Stadt – wenigstens in Deutschland – gibt, in der sich so regelmäßig die bedeutendsten Kammermusikvereinigungen der Welt einfinden, und wo ein derart fester Hörerstamm für fünfzehn Konzerte in der Saison vorhanden ist, wie in der Stadt an der Weser.

Es ist daher wohl nicht ohne besondere Bedeutung, daß die Herren Praeger und Meier schon 1864 in Bremen eine der ersten deutschen Konzertdirektionen einrichteten und sich als Künstleragentur betätigten. Monatlich veröffentlichten sie den «Bremer Musik- und Kunst-Herold», in dem alle wesentlichen Veranstaltungen angezeigt wurden. Daneben wurde mit Noten, Instrumenten und Zubehör gehandelt und eine Konzertkasse nebst einer schließlich riesigen

Musikalienleihbibliothek [über 50 000 Titel] betrieben. Auch beschäftigte man sich zeitweise mit verlegerischen Projekten. Diese nahmen in Bremen vor allem die Firmen Cranz, Schweers & Haake und heute die Edition Eres wahr. Außerdem gab es immer mehrere Musikalienhandlungen [maximal acht im Jahre 1900] und Leihinstitute, die neben den Instrumentenbauern und -verleihern [maximal ein Viertel Hundert um 1890] den Bedarf der Musikbessenen zu decken hatten.

Es stellt sich die Frage, wie diese offensichtliche musikalische Aufgeschlossenheit zu erklären ist. Unter anderem dürfte die Musikerziehung eine mitbestimmende Rolle dabei gespielt haben. Im ausgehenden 18. Jahrhundert unterrichteten in Bremen Organisten, Ratsmusiker, Dommusiker und die Mitglieder des Hoboistencorps der Bürgerwehr, die ja mit wenig anderen auch das Theaterorchester bildeten. Ausdrücklich muß festgestellt werden, daß sich unter den damaligen Musikern nur relativ wenig auch musiktheoretisch Gebildete befanden.

In diese Situation trat Domkantor *Müller* hinein, der durch Göttinger Studienfreunde sofort in die Bremer Gesellschaft eingeführt wurde und durch sein für die Kaufmannskreise bestimmtes Privatlehrinstitut eine beträchtliche Einflußsphäre gewann. Daneben erfreute er sich der Protektion des Freiherrn von Knigge, der im übrigen bereits 1791 eine deutsche Übersetzung von Mozarts «Figaro» hergestellt hatte, und des Deputationsmitgliedes Georg Oelrichs. Müllers Biograph Friedrich Wellmann berichtet, wie Müller einen Kreis um sich schuf und für Verbreitung und Vertiefung musikalischen Verständnisses warb:

*Daß der enthusiastische Musikfreund schon seit der Begründung seines Institutes [1780] die Musik bei der Bildung seiner Schüler betonte, auch stets Instrumentalkonzerte mit ihnen und für sie veranstaltete, geht aus seinen Stundenplänen und pädagogischen Schriften hervor. Dabei ging er folgerichtig vor. Zunächst wurden die Eltern seiner Eleven zu kleineren, teilweise von den Kindern selbst ausgeführten musikalischen Vorträgen in das geräumige Haus am Wall eingeladen. Bald entwickelten sich aus diesen Unterhaltungsabenden regelmäßige, alle vierzehn Tage wiederkehrende Privatkonzerte mit bestimmten, planmäßig geordneten Programmen. Sie fingen mit leichteren Sachen für das Pianoforte und kleinen Chören an und schritten dann zu Trios und Quartetten fort, bei denen mitunter noch Schüler des Institutes mitwirkten, meistens aber doch wohl geübtere Dilettanten wie Müllers begabte Kinder Elise und Adolf, der ein ausgezeichnete Quartettspieler [Violine] gewesen sein soll, wie ferner Dr. von Post, Wilhelmi und Oelrichs, ehemalige Schüler des Müllerschen Institutes, und andere, oder berufsmäßige Künstler wie Löwe und Suck. Damit war dann der erste Teil des Konzertes beendet; es folgte nun eine halbstündige Vorlesung über ästhetische oder kunsthistorische Themen, auch wurde wohl ein Gedicht vorgelesen und besprochen oder ein Musikstück, das bereits vorgetragen war oder noch vorgetragen werden sollte, erläutert und kritisiert. In der dann*

folgenden Pause begab man sich in das Nebenzimmer, wo Gemälde, Stiche und Zeichnungen, teilweise von den Mitgliedern der Gesellschaft angefertigt, aufgestellt waren. Unterdessen wurde der Musiksaal gelüftet und die Musikanten fanden sich ein, die für den Abend bestellt waren, um das Orchester zu vervollständigen. Im letzten Teile wurden dann endlich Symphonien, auch Chöre und Konzerte mit Orchesterbegleitung ausgeführt. Um die Reichhaltigkeit dieser Konzertabende und ihre geschickte Anordnung kennenzulernen, um zu beobachten, wie sie teils der Geschmacksbildung dienen, teils dem geschäftlichen Interesse fremder Künstler, dürfte es das beste sein, das vollständige Programm eines solchen Abends zu betrachten. Es war das des vierten Konzertes des Winters von 1818 auf 1819 und lautet nach dem Berichte des Referenten der Leipziger Musikzeitung folgendermaßen:

1. Vierhändige Sonate von Vanhall.
2. Liederchor von Dr. Müller, das Lied der Hanseaten auf ihrem vor fünf Jahren am heutigen Tage angetretenen Marsch.
3. Quartett von Rode, gespielt von Herrn Duiz, einem reisenden Musiker aus Holland.
4. Vorlesung des Dr. Iken über die neuesten Almanache.
5. Ouvertüre aus Don Juan.
6. Italienische Arie von Herrn Zaiser aus Stuttgart.
7. Trio von Beethoven, gespielt [d. h. die Klavierpartie] von E. Müller [Elise].
8. Chöre des Quinchordiums vom Kapellmeister Butinger.

Ausgestellt waren u. a. in diesem Konzert Nr. 4: eine Heilige von Sasso Ferrato, einem neuen Maler in Rom, eine glückliche Kopie dieses Gemäldes in Sepiazeichnung vom hiesigen Kaufmann Norwick, in Kupferstich die Kordons des Bildhauers Torwaldson, kleine Landschaften aus Gegenden bei Göttingen und Jena.

Noch bevor die Singakademie [1815] gegründet worden war, stellte sich heraus, daß die Begeisterung für das Singen bei gelegentlichen Liebhaberaufführungen die dafür nötigen Voraussetzungen beträchtlich übertraf. Daher erließ der Lehrer *Leberecht Grabau* zu St. Remberti am 24. September 1810 in den *Wöchentlichen Nachrichten* einen Aufruf:

*Daß Musik, und insbesondere Gesang, mit zu den wesentlichen Bildungsmitteln gehören, ist allgemein anerkannt worden; daß das hiesige Publikum sie als solche zu schätzen weiß, bewies der zahlreiche Besuch, dessen sich ein hiesiger Musiklehrer [Job. Nikol. Hoffmann, Organist an U.-L.-Fr.-Kirche] in seinen Singstunden ehemals zu erfreuen hatte. Es war daher auffallend, daß kein anderer nach dem Tode desselben die Idee einer öffentlichen Singschule weiter fortsetzte und ausbildete. Unterschriebener glaubt daher, auf den Beyfall des Publikums sicher rechnen zu dürfen, wenn er jetzt eine Singschule ankündigt. Es wird ihm nicht genug sein, den Schülern einige Liederchen zu lehren, sondern*

*er wird sich auch Mühe geben, sie einem methodischen Gange gemäß in der Musik zu unterrichten, und nichts wird er daher unbenutzt lassen, was in pädagogischer Hinsicht über die Gesangsbildungslehre in neuern Zeiten geschrieben worden ist. Seine Singschule dürfte sich also, was Methode anbetrifft, von dem, was bisher in dieser Hinsicht geschehen ist, unterscheiden.*

*Da man zugleich auch jungen Leuten Gelegenheit zu geben wünscht, ihr Talent zum Singen ausbilden zu können, so ist die Einrichtung getroffen, daß von zwei bis vier Uhr Mittwochs und Sonnabends Kinder unterrichtet werden. Die Stunden von vier bis sechs Uhr werden dem Unterricht der Erwachsenen gewidmet.*

*Aeltern werden gebeten, sich für ihre Kinder und diejenigen, die sonst an dem Unterricht Theil zu nehmen wünschen, dessfalls beym Schullehrer Sölter, No. 27 auf U. L. Fr. Kirchhof, zu melden, wo die Singstunden gegeben werden, und wo man auch über die besondere Einrichtung nähere Auskunft erhalten kann. Zahlreiche Texte zu öffentlichen Konfirmationsfeiern, zu den halbjährlichen Prüfungen der Kirchspielschulen und Entlassungsfeiern aus den zahlreichen Waisenhäusern der Stadt belegen, daß auch an den Schulen ziemlich rege gesungen wurde, wobei sich die Waisenhäuser besonders hervortaten. Offenbar war damit aber nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis erfaßt und vor allem noch nicht die Eltern einbezogen. Diese suchte Grabau also – wie Müller – über die Kinder zu erreichen. Er hatte Erfolg. Aus diesen Singstunden bildete sich der erste Gesangverein, den die Bremer Musikgeschichte nachweisen kann.*

*Erzog Müller seinen Kreis vor allem zum Verständnis Beethovenscher Musik, so bemühte sich sein Nachfolger Wilhelm Friedrich Riem, den Sängern der Singakademie Bach nahe zu bringen. Bereits 1818 wurden hier die ersten Bach-Choräle gesungen. Es folgten Motetten und Kantaten und schließlich 1832 die Johannes-Passion. Als 1820 zum ersten Male in einer Probe « Jesu meine Freude » einigermaßen gelungen war, so berichtet Hubert Wania nach dem ersten Protokollbuch der Singakademie, gibt Riem seine freudige Zufriedenheit mit dem Gelingen zu erkennen und benutzt die Gelegenheit, um manches ernste Wort über den Zweck der Singakademie einzuflechten, über die Ursachen, warum nur tiefere Kunstwerke, Kirchenmusiken und überhaupt Vollgesang dort gelten könnten, um dem Ganzen mehr als kurze Dauer zu sichern. Er bedauerte, daß nicht wenige der Gesellschaft diese Ansicht gar nicht teilten und leichtere Werke, Opern und dergleichen, zu mehrerer Abwechslung wünschten, er zeigte, wie verderblich das wirken müsse auf den ernsten Geist, der das höhere Streben bezeichne, und wie oberflächlich solch Amusement sei. Für die eigentümliche Kunst Bachs findet er treffende Vergleiche in der reizenden Mannigfaltigkeit des Vogelsangs, wo jeder einzelne doch nur seine Weise – die ihm natürliche – behalte, und in den Werken der Baukunst, wo alle Verschiedenheit der Tempel – griechisch und gotisch, die Nürnberger Lorenzkirche und die Peterskirche in Rom – zu einem Zweck hinstrebe und wo alle Majestät oder Pracht der Verzierung in die einfache Größe des ganzen Eindrucks verschmelze.*

*Bachs Werke kommen warm aus der Fülle seines inneren Lebens, deshalb sprechen sie mit so ergreifender Kraft die Empfindung an, und werden mit ihrer Erhabenheit noch jedes Herz rühren, wenn längst die tändelnden oder schmelzenden Melodien des Tages vergessen und verklungen sind.*

Riem zeigte sich seinen Sängern gegenüber unerbittlich. So konnte es 1836 – also vier Jahre nach der Erstaufführung der Johannispassion – zu folgendem «Zwischenfall» in der Singakademie kommen:

*Der 130. Psalm und die Missa I und II waren schon seit längerer Zeit wieder vorgenommen worden, wobei sich schon mancherlei Unwillen der Mitglieder über zu viel Bach geäußert hatte. Ungeachtet dieser antibachschen Kundgebungen hatte Riem aber wieder die Missa aufgelegt und ließ sie cursorisch durchsingen, was schlecht genug ausfiel. Nun brach aber auch die Revolution los, denn in der Pause wurde ihm durch Senator Post mitgeteilt, die Gesellschaft wolle nicht länger nichts als Bach singen. Viele seien aus Überdruß weggeblieben aus den Versammlungen und von anderen stehe dasselbe zu besorgen, er möge wenigstens einen Teil des Abends zu anderen Sachen verwenden. So milde dies Riem aber auch beigebracht wurde, so war es ihm doch nicht weniger hart, seinen Bach zurücklegen zu müssen, und er hat seinen heftigen Ärger darüber auch kaum verhehlen können. Der Referent meint aber auch für sich, daß es ihm, obgleich er kein Verächter Bachscher Musik sei, des Guten zu viel geworden sei. Namentlich aber habe ihm das cursorische Durchsingen der schweren Musik mißfallen, die kein einziges Mal so gut ging, daß man ihre Schönheiten hätte ahnen, geschweige denn genießen können. Er plädiert für höchstens einmal cursorisches Durchsingen, und dann einüben von Satz zu Satz, damit die Akademie inne werde, daß die Musik nicht bloß schwer sei, und nicht bloß, um sich die Zähne daran auszubeißen, vorgenommen werde. Mancher Chorleiter von heute dürfte von analogen Situationen zu erzählen wissen.*

Die Wiederholungen der Passion in den Jahren 1837, 1842 und 1851 zeigen jedenfalls, daß man sich bei Sängern und Zuhörern langsam für Bach zu erwärmen begann; aber erst der «Matthäus-Passion» war es vorbehalten, nach und nach den «Tod Jesu» von Graun als traditionelles Karfreitagswerk zu verdrängen. In Bremen haben sich um diese Ehre später auch lange das «Deutsche Requiem» und die «Matthäus-Passion» streiten müssen.

In den dreißiger Jahren hatte der allgemeine Musikunterricht schon erheblich um sich gegriffen. *Carl Friedrich Schroeter*, Sohn eines Bremer Stadt-Hoboisten, gewandter Pianist, Musikalienhändler, Pianoforteverleiher, tüchtiger Geschäftsmann und nachmaliger Schwiegervater des Konzertmeisters Böttjer, war lange Jahre als Musiklehrer in Bremen tätig. Sein erhaltenes Notizbuch zeigt, daß er in den Jahren 1830–1855 über dreihundertundzwanzig Schüler und Schülerinnen in Klavierspiel, Gesang und Theorie unterrichtet hat. Unter ihnen tauchen bekannte Namen auf: die Kinder Dr. Murtfeldts, Dr. Donands, Hermann Migault, mehrere Kulenkampffs, Fockes, Schünemanns und Bultmanns. Auch viele Fremde nahmen bei Schroeter Unterricht; sie kamen u. a. aus England, Frankreich, Mittel- und Süddeutschland, aus der Bremer Neustadt und aus

Verden. Auch hier handelte es sich durchaus nicht etwa um reine Anfängerausbildung; ein Drittel der Schüler sind Erwachsene gewesen. In vielen Fällen ließen Familien ihre drei, vier oder gar fünf Kinder bei Schroeter unterrichten. Seine Tochter Anna Maria, die bereits siebenjährig Klavierunterricht erhielt und später im Gesang ausgebildet wurde, konnte er 1850 nach Paris schicken, wo sie bei Stephen Heller Klavier studierte.

1855 führt das Bremer Adreßbuch bereits einundvierzig Privatmusiklehrer auf. Der Bedarf an Unterricht muß also wirklich erheblich gewesen sein im Vergleich zu heute. Die Einwohnerzahl der Stadt stieg nämlich inzwischen auf das Zehnfache, die Zahl der Musiklehrer aber nur auf das Dreifache.

Schon im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts spielte die musikalische Ausbildung auch im Lehrerseminar eine so gewichtige Rolle, daß man nach Möglichkeit gute Musiker und vielseitige Persönlichkeiten zu verpflichten suchte und dieser Tradition auch treu blieb, als die Pädagogische Hochschule entstand. Im Rahmen der «Pädagogischen Arbeitsstelle» bemüht man sich um die Vertiefung des Musikunterrichtes an den Volksschulen.

Gleichzeitig existierten in Bremen zwei private Musikschulen, an denen alle musikalischen Hauptfächer gelehrt wurden: das von C. D. Graue geleitete «Konservatorium der Musik» in der Knochenhauerstraße und «Marschalls Musikschule» im Fedelhören. Außerhalb dieser Schulen wurde weiterhin ausgedehnter Privatunterricht erteilt; das weisen z. B. die Klassenlisten der Oberrealschule in der Dechanatstraße aus: zwischen zwanzig und dreißig Prozent der Schülerschaft erhielt Privatmusikunterricht, 1957 waren es nur noch rund sieben Prozent. Diese Schule führte im gleichen Jahr übrigens eine von ihrem Musiklehrer Reinhold Neubert komponierte Schulooper «Die Wundernachtigall» auf.

Vom Alten Gymnasium [Dechanatstraße] und vom Neuen Gymnasium [Barkhof] sind Programme erhalten, die eine kontinuierliche Pflege des Orchester-spiels an diesen Schulen bezeugen. In einem dieser Programme wird sogar das recht vielseitige Gesamtrepertoire des Schulorchesters aufgezählt. Heute hat wohl jede Oberschule in Bremen ihren Chor und ihr Orchester, die gelegentlich bei Schulfeiern oder auch als Eigenveranstalter an die Öffentlichkeit treten.

Seit einer Reihe von Jahren haben sich endlich die von *H. Schmackenburg* geleiteten Jugendkonzerte des Philharmonischen Staatsorchesters für den Kontakt zwischen der Konzertmusik und der Jugend Bremens eingesetzt. Radio Bremen greift mit Schul- und Jugendfunksendungen anregend und helfend in die Musikerziehung ein, wobei auch auf die örtlichen Verhältnisse Bezug genommen wird.

Nach der Jahrhundertwende trat zum Instrumentalunterricht vielfach die musiktheoretische Unterweisung, die das Werkverständnis und die Beurteilungsfähigkeit musikalischer Qualität sachlich untermauerte. Erstaunlich viele Berufsmusiker und Laien haben bis zum zweiten Weltkrieg die Kunst des Satzes soweit beherrscht, daß sie in größerem Umfange komponierten. Nimmt man solche Werke heute zur Hand, so fallen die saubere Satztechnik, der gute Ge-

schmack und die beachtlichen technischen Anforderungen an Spieler und Sänger auf. Unter den Liebhabern seien nur *Gottlieb Kulenkampff* und das langjährige Vorstandsmitglied der Philharmonischen Gesellschaft, *Friedrich Arens*, genannt. Nach 1933 machte die Organisation der Jugend dem privaten Unterricht in Bremen schwer zu schaffen. Zwar hatte Kestenbergs Reform auch in den Bremer Schulen eine neue Handhabung des Musikunterrichtes ausgelöst, die aber den Privatmusikunterricht nicht ersetzen wollte oder konnte.

1938 entstand die von H. Niemeyer gegründete «Städtische Singschule» mit zunächst tausend Schülern, die 1942 zur «Nordischen Musikschule» erweitert und unter die künstlerische Leitung Fritz Riegers, der damals am Staatstheater Opernchef war, gestellt wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg ergriff abermals Hermann Niemeyer die Initiative und begründete mit Hermann Grevesmühl als erstem Leiter die «Musikschule Bremen», der heute Hellmut Schnackenburg vorsteht. Im Sektor der Volksmusik wirkt seit 1951 in Bremen dazu die «Hohner Musikschule».

Wie früher in der «Museumsgesellschaft» und im «Künstlerverein», so wurden später auch von der «Philharmonischen Gesellschaft», der «Union», der «Witttheit» und ihren Vorläufern und in der Volkshochschule geschlossene und öffentliche Veranstaltungen mit Vorträgen über musikalische Themen durchgeführt, die der Information und Horizonsweiterung dienten.

Musik lernt sich – mit sichtbaren Erfolgen – nicht so schnell wie etwa das Schwimmen. Um in etwas anspruchsvolleren Bereichen musizieren zu können, bedarf es doch immer einer Reihe von Jahren, in denen mit konstantem Fleiß am Instrument gearbeitet – nicht nur gespielt – sein will, bis man zu einigermaßen kunstgerechtem Haus- und Kammermusizieren in der Lage ist. Die alten Bremer Bürgerhäuser – *my home is my castle!* – erlaubten anders als heute ausgedehntes Üben, das die Nachbarschaft ziemlich unbelästigt ließ. Auch kam die räumliche Ausdehnung durch die ineinanderübergehenden Doppelzimmer der Entfaltung häuslichen Musizierens in klanglicher wie räumlicher Beziehung bedeutend mehr entgegen als die weitaus kleineren Gemächer unserer heutigen Wohnungen. Manches Instrument, das heute nicht immer leicht aufzustellen ist und damals wie jetzt eine nicht unbeträchtliche Kapitalanlage darstellt, ging verloren. Nicht ganz unabhängig von der Änderung der Wohnraumlage wandelte sich ja auch das Familien- und Geselligkeitsgefüge, nahm lockere Bindungen an und wurde aushäusiger. Daneben hat der Sinn für Feierlichkeit vielfach einem Bedürfnis nach nüchterner Sachlichkeit Platz gemacht – das drückt sich auch vergleichsweise in den Interieurs des Stadttheaters am Wall und des Theaters am Goetheplatz aus – und hat damit mancher Gelegenheit zu musizieren Anlaß, Atmosphäre und Raum entzogen.

Heute haben Schallplatten, Rundfunk, Film und Fernsehen die Mußestunden so zu füllen vermocht, daß man glaubt, ohne eigenes Musizieren auskommen zu können. Man schiebe aber doch nicht die Schuld an der Verlagerung im Musikleben auf diese mechanischen Mittler. In den vergangenen fünfzig Jahren hat sich die Einwohnerzahl Bremens verdoppelt. Die Summe der Sitzplätze in

Konzertsälen, Opern und Kirchen ist gesunken. Trotzdem wird ihre Kapazität durchaus nicht ausgenutzt. Denken wir uns nun aber die technischen Mittler einmal fort, so würden viele zum Musizieren und ins Konzert finden, die diese Einrichtungen heute nicht in Anspruch nehmen – dann aber wäre es vermutlich kaum möglich, die entsprechende Vielzahl qualifizierter Musiker aufzutreiben, um den Bedarf zu decken. Vielleicht stellten wir dann auch nicht die qualitativen Ansprüche hinsichtlich der Interpretation, an die wir uns gerade durch die technischen Mittler gewöhnt haben. Durch sie ist es deutlich geworden, welch ein großer Unterschied sich heute zwischen einem Dilettanten und dem Berufsmusiker in technischer und interpretatorischer Hinsicht gebildet hat. Damit hat mancher Musikfreund die Unbefangenheit zum durchschnittlichen Hausmusizieren verloren. Infolgedessen sind aber auch seine Sachkenntnisse, seine Hörfähigkeit, sein Beurteilungsvermögen nicht mehr so entfaltet worden wie im vorigen Jahrhundert, und die in dieser Beziehung weit anspruchsvollere Musik unserer «Avantgarde» – von ihren künstlerischen Qualitäten in diesem Zusammenhang einmal ganz abgesehen – trifft auf einen fachlich weit weniger intensiv präparierten Hörer als die eines Richard Strauß in seiner Zeit. Es ist daher schon begreiflich, daß der Kontakt zwischen den Konzertbesuchern und Hausmusikern dieser Stadt einerseits und der avantgardistischen Musik unserer Zeit andererseits nur sehr sporadisch und kühl ist. So weltklug der Bremer sein mag: er ist resolut offen, sobald es um seine privaten Gefühlsbereiche geht. Zu ihnen zählt offensichtlich in weiten Kreisen die Musik. Und so lehnt er heute sehr häufig ab. In diesem Punkte findet er sich übrigens eines Sinnes mit vielen «Zugereisten», die heute wohl den erheblicheren Anteil der Bevölkerung und mancher kulturellen Sektoren der Stadt stellen. In der von Radio Bremen durch den neuen Musikabteilungsleiter Hans Otte öffentlich präsentierten Veranstaltungsreihe «Musik unserer Zeit» trifft man in der Regel nur knapp hundert Besucher.

Im weiteren Sinne steht ja auch die öffentliche Musikkritik im Zusammenhang mit der Musikerziehung. Man findet in ihr alle erdenklichen Schattierungen von der reinen Interpretationskritik bis zur reinen Werkwürdigung, von der kursorischen Berichterstattung bis zur ästhetischen Polemik. In ihr hat sich – wie in anderen Bereichen – im Laufe der Generationen ein gewisser Wandel angebahnt. Besprechungen wie die zur Erstaufführung der «Johannis-Passion» sind heute kaum mehr denkbar. Damals schrieb Dr. v. Post – als Mitwirkender [sic!]:

*Karfreitag. Große Aufführung der Passionsmusik nach dem Evangelium Johannis von Joh. Seb. Bach. Anfang präzise 6½ Uhr. Die Aufführung war heute zum Besten der Musiker-Witwenkasse, welche unseren Kehlen 153 Thaler verdankte.*

*Auf dem Lektor vor der Orgel stand Riem ganz vorn hinter einer kleinen spanischen Wand, um sich gegen das Publikum zu decken, bei sich hatte er sein Fortepiano, um die Soli zu unterstützen. Nächst ihm befand sich das Orchester, und dahinter Alt und Sopran, oben vor der Orgel Tenor und Baß. Wenn auch*

die großen Damenhüte heute fehlten, war Riems Taktschlag doch nicht hoch genug, um von den Männern genau gesehen werden zu können. Im ganzen genommen geriet die Aufführung besser, wie man zu erwarten berechtigt war. Wenngleich unsere unerhörten Anstrengungen zum Einüben eine bedeutendere Anerkennung beim Publikum ansprechen konnten, so mag dasselbe doch auch dadurch zu entschuldigen sein, daß die langen und häufigen Rezitationen des Evangelisten wohl zu ermüdend waren. Die eigentliche Schönheit der größeren Chöre leuchtet ja selbst dem geübten Kenner erst nach mehreren Wiederholungen ein und konnte unmöglich vom großen Haufen sofort kapiert werden. Die Choräle machten unstreitig den tiefsten Effekt, so wie die Soli, Arien und Ensemblestücke durch ihren gelungenen Vortrag allgemeinen Beifall ernteten. Besonderer Anstoß an dem redenden Auftreten Christi wurde nicht verspürt. Die Einzelheiten betreffend muß bemerkt werden, daß der Evangelist abwechselnd von Toel, Meyer, Lange und George Grabau gesungen wurde, indem die Aufgabe der ersteren beiden für ihr erstes Auftreten zu bedeutend war. Ihrem Fleiß gebührt der beste Dank, doch kann ihre, namentlich Meyers zu große Unsicherheit nicht wohl übergangen werden. Gratulieren muß sich aber die Akademie jedenfalls wegen Anwerbung dieser vielversprechenden jungen Leute. Der brave Domorganist George Grabau von Verden verpflichtet die Akademie zur lebhaften Dankbezeugung. Wäre er nicht gekommen, wie mangelhaft wäre das Ganze geblieben. André v. Kapff hatte die Partie des Jesus übernommen und trug durch hinreißenden Vortrag sowie durch würdige Auffassung seiner hehren Aufgabe über alle den Sieg davon. Frl. Johanne Schönhütte sang die Arie « Ich folge dir » sehr brav. – Vom Choral « Wer hat dich so geschlagen » wurde der erste Vers, Soli von Frl. Helene Finke, Lotte Boyes, Herren Toel und v. Kapff vorgetragen. Die Arie « Ach, mein Sinn » von G. Grabau. Werner Wilkens genügte seiner Rolle Pilatus recht gut, doch mochte etwas mehr Deutlichkeit und Leben seine schöne Stimme bedeutend heben. Außerordentlich vollkommen geriet James Boyes die Arie « Betrachte meine Seele ». Die unmäßig schwierige Arie « Eilt ihr angefochtenen Seelen » trug A. v. Kapff bewunderungswürdig vor. Der immer einfallende Chor war seiner unüberwindlichen Schwierigkeit halber nur einzelnen, sicheren Stimmen anvertraut [G. Grabau, J. Boyes, Helene Finke, Amalie Meyer, Hannchen Schönhütte und Frau Wilkens], ganz geriet er dennoch nicht, das « wohin » kam nicht mit der notwendigen Präzision heraus. Lotte Boyes hat sich viele Mühe bei der Arie « Es ist vollbracht » gegeben, doch eignet sich ihre Stimme, die nicht klavoll und klar genug ist, nicht für diesen großen Raum. Die Arie [W. Wilkens] mit Choral gefiel dem Publikum sehr. Helene Finke erwarb einen bedeutenden Ruhm, den ihr gelungener Vortrag der so ermüdenden wie künstlichen Arie « Zerfließ mein Herz » auch hinreichend verdiente.

In der Nr. 33 des « Bremer Unterhaltungsblattes » meldete sich dazu eine ungenannte Stimme:

Joh. Seb. Bach gehört unstreitig zu den ersten Komponisten im Fache des Religiösen. Seine Motetten glänzen als Sterne erster Größe unter seinen Werken

und jeder, der sie hört, wird von der Schönheit und Kraft dieser herrlichen Musik hingerissen. Viele Genüsse derart verdanken wir unserer Singakademie. Von ihr wurde uns am Karfreitag ein bisher hier unbekanntes Werk dieses Meisters der Passionsmusik nach dem Ev. Johannis vorgeführt. Ansehnlich war die Zahl der Zuhörer, groß die Erwartung, aber — — —

Es ist wohl ein großer Mißgriff, irgendeinen Abschnitt der heiligen Schrift [die Psalmen und einige Stellen der Propheten ausgenommen] Wort für Wort in Musik zu setzen; hauptsächlich aber diese einfache Erzählung des Leidens Christi, die gelesen stets ihre Wirkung tun, gesungen aber, sie gänzlich verfehlen muß. Die heterogene Vermischung des Epischen und Dramatischen in dieser Musik und das fortgehende Rezitativ geben derselben einen Charakter, der dem der christlichen Kirchenmusik — fast möchte ich sagen — widerstreitet. Zur Andacht zu stimmen und die Seele zu erheben, dazu können selbst die eingelegten Choräle nicht mehr dienen, da sie ihrer Sprache wegen für unsere Zeit ungenießbar geworden sind.

Daß die Musik mit meisterhafter Künstlichkeit durchgeführt ist, wird niemand in Abrede stellen, aber es fehlt ihr Würde und Erhabenheit, notwendige Eigenschaften der christlichen Kirchenmusik.

Warum hat man diese Musik hervorgezogen, da wir die herrlichen Requieme von Mozart, Vogler, Eibler etc. haben, an denen sich gewiß keiner satt hören wird?

Philomusos

Heutzutage ist gelegentlich zu beobachten, daß zwischen der Meinung der Konzertbesucher und der Kritiker in zwei Punkten nicht immer Übereinstimmung besteht: in der Interpretationskritik und in der Würdigung zeitgenössischer moderner Werke. Im allgemeinen hat der Konzertbesucher seine Interpretationsmaßstäbe nicht so hoch geschraubt wie der Kritiker und empfindet daher manchmal als «Nörgelei», was — fachlich gesehen — durchaus einen Kommentar verlangt. Zum anderen setzt sich auch der heutige Kritiker gelegentlich für moderne Werke ein, wo es dem Konzertbesucher nach einmaligem Hören durchaus nicht möglich erscheint, entsprechende positive Seiten der Sache zu entdecken.

Die angeführten Zitate verdeutlichen, daß man sich auch früher durchaus nicht immer einig war. Aber die verhältnismäßig dicht aufeinanderfolgenden Wiederholungen eines Werkes, die doch wohl fundiertere musikalische Kenntnis des Konzertbesuchers und der oft weitaus bemerkbarere Zusammenhang des Neuen mit der Tradition erleichterte die Verarbeitung des Neuen beträchtlich. Übrigens suchte man auch gehörig aufzuklären, wenn es nötig schien. 1857 — Wagner und Liszt waren gerade im Bremer Spielplan erschienen — begann der am Theater dirigierende Eduard Sobolewski eine allerdings in nur zwei Heften erschienene Zeitschrift herauszugeben: *Debatten über dramatische, lyrische, Kirchen-, Concert- und Kammermusik*. In der Art Schumannscher Auseinandersetzungen wurde versucht, die strittigen Probleme des Tages zu klären. Dabei sollte eine ganze Musiklehre und Musikästhetik entfaltet werden, wie

es für seine Bremer ja schon um 1830 Dr. Müller in seinem weithin beachteten «Versuch einer Ästhetik der Tonkunst im Zusammenhang mit den übrigen schönen Künsten nach geschichtlicher Entwicklung» unternommen hatte. Vom alten Domkantor scheint auch die offenbar erste von einem in Bremen residierenden Bürger geschriebene Musikgeschichte der Stadt zu stammen, die er als «Versuch einer Geschichte der musikalischen Kultur in Bremen» in Smidts *Hanseatischem Magazin* herausgab. In den achtziger Jahren entstand hier Heinrich Bulthaupts grundlegende und zusammenfassende «Dramaturgie der Oper» [auch «Bremische Dramaturgie» genannt]. Der Archivar *Hubert Wania* und der Oberstudienrat *Friedrich Wellmann* waren die nächsten Historiker bremischer Musikgeschichte, denen sich dann *Clemens Cunis* und schließlich *Fritz Piersig* anschlossen. Ihren Arbeiten ist dieser Darstellungsversuch in vielem verpflichtet. Daneben hat der Verfasser einer größeren Zahl von Persönlichkeiten des Bremer Musiklebens für bereitwilligst erteilte Auskünfte zu danken. Außerhalb der Stadt wirkten die Bremer Musikwissenschaftler *Hans Joachim Therstappen* und *Gustav Becking*.

In den Bibliotheken bzw. Notensammlungen der Philharmonischen Gesellschaft und des Philharmonischen Chores, des Domchores und des Theaters haben sich – im ganzen gesehen – erhebliche Schätze angesammelt, die einer wissenschaftlichen Würdigung noch harren. Die Staatsbibliothek mußte nach dem Kriege den Verlust der äußerst wertvollen Rungeschen Notensammlung beklagen, die ebenfalls über das Musikleben in Bremen im verflossenen Jahrhundert manche wertvollen Aufschlüsse hätte geben können. Zur Zeit befindet sich ein «Archiv Deutsche Musikpflege» – von *Friedrich Henkel* ins Leben gerufen – im Aufbau, das der Dokumentation des Musiklebens dienen soll.

In diesem Zusammenhang mag noch anekdotisch erwähnt werden, daß nach dem zweiten Weltkrieg sich ein Pauker mit einem Paar alter Instrumente bei einer Aufführung im Dom abmühte. *Richard Liesche* tröstete ihn schließlich mit den Worten: *Was wollen Sie, darauf ist schließlich die Uraufführung des «Requiem» geschlagen worden!*

Wie die übrigen Musikstädte hatte auch Bremen an der sozialen Umschichtung der Musiker teil. Länger als woanders scheint in der Republik Bremen gekanntes Musizieren eine Selbstverständlichkeit für eine breitere Schicht der städtischen Gentry gewesen zu sein, die nicht recht einzusehen vermochte, warum Musik als Beruf ausgeübt wurde – vorausgesetzt, man konnte es noch besser als die Liebhaber. Ein «Gelehrter» und dazu geschätzter Pädagoge wie *Dr. theol. W. Chr. Müller* brauchte sich gesellschaftlich kaum durchzusetzen; die übrigen Berufsmusiker dagegen hatten es schwieriger. Damals heißt es in der *Leipziger Musikzeitung*: *Alle diese hier sogenannten Musikanten würden mehr leisten, wenn sie sich nicht durch das ewige Tanzspielen für die Kunst verderben müßten. Sie würden aber Hungers sterben, wenn die Tanzliebhaberei nicht zunähme.* Zu einem guten Teil liebten diese Musiker «geistige» Getränke, und infolge des daraus resultierenden Betragens erfreuten sie sich

unter ihren Mitbürgern nicht allzu hoher Achtung. Die offenbar nur wenigen Ausnahmen konnten nicht verhindern, daß die von Fall zu Fall gerechtfertigte Geringschätzung auf den ganzen Stand übertragen wurde. Die Bezahlung für wirklich künstlerische Dienste war durchaus nicht genügend, um davon leben zu können. Und doch vermochte man auf die Musiker nicht zu verzichten, weil die eigenen Kräfte langsam kaum mehr ausreichten, um jene symphonische Musik allein aufzuführen, für die man sich begeistert hatte und die man nicht mehr missen wollte. Zu Beginn des Jahrhunderts herrschte eben noch die Vorstellung, daß Musikmachen etwas ganz Selbstverständliches sei und nur Virtuosen hoch zu bezahlen wären. Man verpflichtete ja in Ämtern, Fabriken und gar bei Bediensteten, einer jahrhundertelangen europäischen Tradition folgend, besonders gerne Menschen, die auch Instrumente spielen konnten . . . und die behandelte der Adel – oder wer immer dessen Funktion in einem Staatswesen einnahm – entsprechend ihrer sozialen Geringfügigkeit, nämlich als Bedienstete, Abhängige. 1778 mußte daher der städtische Musikdirektor *Horst* noch den Raum verlassen, wenn in Liebhaberkonzerten Bremischer Kreise Getränke herungereicht wurden. Wie *Friedr. Wellmann* berichtet, blieb *Horst* hinfort solchen Veranstaltungen fern und erreichte dadurch, daß derartiges Verhalten aufgegeben wurde. Noch in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts überwies man einem bekannten Komponisten und Organisten, der aufgefordert worden war, bei einer Hausrauung zu spielen, ein geringeres Honorar, als Miete und Transport des dafür benötigten Cembalos betrug [der Empfänger stellte den Betrag übrigens dem Deutschen Roten Kreuz zur Verfügung]. Ganz anders der bekannte Bankier *Max Warburg* in Hamburg, der von Zeit zu Zeit die Solisten des dortigen Philharmonischen Staatsorchesters zu Gast bat, mit ihnen musizierte, speiste und sich dann nach einigen Tagen bei jedem Spieler mit einem Scheck über 500 Goldmark erkenntlich zeigte.

Im Tagebuch des schon erwähnten *C. F. Schroeter*, selbst Sohn eines Bremer Stadt-Hoboisten, finden wir folgende nachdenklich stimmende Eintragung: *1855, 12. Febr. verlobte Marie [die bei St. Heller studiert hatte] sich mit Herrn Theodor Böttjer [Konzertmeister der Privatkonzerte und Sohn eines Bremer Musiklehrers], Künstler, der seit längerer Zeit Accompagnements Stunden mit Violine ihr gab. Es kostete mir anfangs viel Überwindung, mein Jawort zu dieser Verbindung zu geben, da ich sehr für die Kunst, aber durchaus nicht für Künstler in dieser Beziehung bin; doch die allgemeine Beliebtheit, der sich B. erfreute, Zureden sämtlicher Verwandten und Bekannten, ließen mich endlich nachgeben.*

*Jul. Cabisius* gelang es damals, den Bremer Bürgerbrief zu erwerben und damit zu belegen – für sich und seine Familie hatte er über 124 Rth. dafür zu zahlen! –, daß er es mit seinem Berufe zu behäbigem Wohlstand zu bringen vermocht hatte.

Domkantor *Reinthal*, gleichzeitig Leiter der Singakademie und der Privat-Concerte, fand seine Lebensgefährtin in Bremen ebenso wie später *Ernst Wendel*. Dadurch mag ihnen manche Aufgabe erleichtert worden sein.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts kämpften die Musiker des «Städtischen Orchesters», die bereits 1892 staatlich subventioniert und damit endlich ganzjährig verpflichtet worden waren, um eine Angleichung ihrer Gehälter an die der Lehrer. Auch heute noch liegen die Grundgehälter der Volksschullehrer über denen des Philharmonischen Staatsorchesters. In Hamburg entspricht vergleichsweise das Grundgehalt des Orchestermusikers der ersten Orchester dem eines Studienrates. In diesem Zusammenhang ist auch die Feststellung wesentlich, daß sich die Preise für Privatmusikunterricht kaum gegen die Zeit um 1914 verschoben haben.

Zu allen Zeiten hat es in Bremen natürlich neben den festangestellten Musikern auch sogenannte «freie Musiker» gegeben, deren wirtschaftlicher Status vor allem von ihrem Können bestimmt wurde. Bis 1892 waren die Angehörigen des «Concertorchesters» [als Vorläufer des Städtischen Orchesters] während der Sommermonate «frei» gewesen. Das konnte sich erst durch die Subventionierung durch den Staat ändern, da der private «Verein Bremischer Musikfreunde», der das Orchester seit 1867 unterhielt, im Sommer die Musiker nicht benötigte und infolgedessen jährlich neu verpflichtete. Dabei bekam man natürlich nicht immer die besten Musiker. Nach der Subventionierung standen sich dagegen die Bremer Musiker zunächst recht gut, da ihnen vom Orchester hervorragende Dienstinstrumente zur Verfügung gestellt wurden, die Vereinsfreunde anschaffen ließen. Auch heute ist die Zahl freier Musiker in Bremen recht beträchtlich, da nach der Auflösung des Radio-Bremen-Orchesters viele seiner Mitglieder aus Altersgründen keine feste Anstellung als Musiker mehr finden konnten. Die im vorigen Jahrhundert ungewöhnlich fortschrittliche Armen- und Altersversorgung Bremens wirkte sich natürlich auch für die Musiker günstig aus. Neben der Musiker Witwen-Pensions- und -Unterstützungskasse, für die schon zu Zeiten des Amtsantritts Reinthalers jährlich Benefizkonzerte veranstaltet wurden, finden wir im Jahre 1900 folgende Institutionen angeführt: Die «Unterstützungskasse für Musiker», die «Pensionsanstalt des bremischen Theater- und Concert-Orchesters», die «Riem-Stiftung für Musiker» und die «Ida-Teichmann-Stiftung für Mitglieder des Philharmonischen Orchester». Heute beziehen seine Mitglieder nach Ausscheiden aus dem Dienst Renten, während freie Musiker gegebenenfalls auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen sind.

Der sogenannte Mittelstand, die Arbeiter und die Angestellten, schlossen sich in Bremen bereits recht früh musikalisch zusammen und korporierten sich vorzüglich ständisch und bei zunehmender Ausdehnung der Stadt auch regional. Damit hatten schon die Chöre der Hauptkirchspiele im frühen 19. Jahrhundert den Anfang gemacht. Als quasi ständischer Chor trat der Domchor dann 1856 [von *H. Kurth* begründet] ins Musikleben der Stadt ein: seine Männerstimmen rekrutierten sich zunächst vor allem aus den Zigarrenmachern der Stadt. Später nahmen bevorzugt Lehrer und Angehörige freier Berufe deren Stellen ein. Fast ein halbes Jahrhundert beschränkte sich seine Tätigkeit auf liturgische Auf-

gaben und gelegentliche Konzerte, die etwa den von Richard Liesche begründeten und von *Hans Heintze* fortgeführten «Motetten» [seit 1933 über sechshundert] entsprachen. Da Reinthaler sowohl die Singakademie wie den Domchor leitete, wurde vermieden, daß der Domchor zu einer echten Konkurrenz der Akademie hätte heranblühen können. Eine solche Entwicklung bahnte sich erst unter *Eduard Nössler* an, der durch Gründung der «Vorklasse» [Novizenchor] für ausgebildeten Nachwuchs sorgte, und Richard Liesche endlich war es vergönnt, den Domchor zu einem der ersten nichtprofessionellen gemischten Chöre Deutschlands zu machen und damit die traditionellen chorischen Aufgaben im Musikleben der Stadt, die bisher von der Singakademie wahrgenommen worden waren, auch dem Domchor zu erschließen. In welcher schwierigen Lage sich übrigens Reinthaler zu Beginn seiner Bremer Tätigkeit gesehen hatte, zeigt folgender Aufruf:

*«Der Vorstand der Singacademie hält es für seine Pflicht, Namens des Kunstinstitutes, welches er zu vertreten die Ehre hat, beim Beginn des neuen Jahres den geehrten Herren Mitgliedern und thätigen Freunden der Singacademie eine Mahnung entgegenzubringen.*

*Die Singacademie hat wieder ein Jahr voll glücklichen Gelingens hinter sich, sie sieht sich reich an Mitgliedern und mannichfach an Kräften verjüngt. Doch kann man sich nicht verhehlen, dass von der Gesellschaft nicht das Ziel erreicht wurde, welches zu erreichen wäre, und das unter verwandten Verhältnissen schon erreicht worden ist.*

*Die schönen Erfolge waren mehr ein Product ausserordentlicher Anstrengung, als ein Ausfluss gleichmässiger Kraftentwicklung; es war nicht zu verkennen, dass nach denselben ein Grad der Ermattung sich fühlbar machte, welcher ein ruhiges Weiterstreben aufhielt, und die eifrigeren Mitglieder seltener zu dem Genuss ihrer Studien kommen liess, als es im Interesse der Academie und der Kunst gelegen hätte.*

*Sie wissen selbst, geehrte Herren, wem am meisten die Schuld dieser Uebelstände anheimfällt. Die Damen gehen hinsichtlich des Fleisses mit gutem Beispiel voran. Es mag sein, dass sie mehr Zeit übrig haben, als der durch das Leben vielfach in Anspruch genommene Mann. Doch sicher ist es nicht immer die gebieterische Nothwendigkeit, die einen Theil der Herren zurückhält: es ist Bequemlichkeit, die Gewöhnung an Unpünktlichkeit, der Gedanke, dass die Andern wohl da sein möchten, der Einzelne nicht vermisst werde, daß man genug thue, wenn man im entscheidenen Moment, d. h. in der letzten Probe mitwirke; es ist bei Andern die hieraus hervorgehende Furcht, sich allein in der Uebung vorzufinden, und über das Vermögen angestrengt zu werden, es ist leider die in Bremen für Kunstinteressen nicht günstige Macht der geselligen Verhältnisse, welche die Gesellschaft als solche über jeden andern Zweck stellt, welche eine Einladung zum Thee für unverletzlicher hält, als die Pflicht gegen ein Kunstinstitut, dessen Existenz nur auf wirklicher Gemeinsamkeit beruht.*

*Die Macht dieser Verhältnisse ist an sich schon gross genug, um so beklagenswerther ist es, dass das musikalische Talent sie freiwillig vergrössert. Man wird*

sich nur darüber freuen, wenn Sänger viel und gern singen; sobald aber die kleinen gemüthlichen Abende den Eifer absorbiren, sobald der Gelegenheitsgesang die Betheiligung am Chorgesang verhindert, so ist das für das Gedeihen grösserer Kunstangelegenheiten sehr traurig.

Es giebt in der Bremer Singacademie gewiss viel treue und fleissige Mitglieder auch unter den Herren, trotzdem kommt es wiederholt vor, dass halbe Stunden lang auf das Erscheinen einer noch so mässigen Zahl derselben gewartet werden muss, dass im Tenor zuweilen nicht der zehnte Theil der Mitglieder zur Uebung sich einfindet, dass jedwede Regelmässigkeit in einem Plan der Studien unmöglich wird.

Es giebt kein Mittel diesem Uebelstand zu begegnen, wenn ihn die geehrten Herren nicht selbst beseitigen wollen. Sollte es denn wirklich nicht möglich sein, das Zuspätkommen auf unvermeidliche Abhaltungen einzuschränken? Sollte es nicht möglich sein, das Vorurtheil zu vernichten, dass die Uebung für den ganzen Chor erst halb acht Uhr beginne? Und sollte es endlich nicht möglich sein, den Grundsatz zu allgemeinerer Geltung zu bringen: dass die Academie-Abende, Montags von 7–9 Uhr, für die Mitglieder eine selbstverständlich allen Gelegenheitsabhaltungen, Clubs, Museum, Parthien, Theatervergnügungen etc., namentlich auch den Gesellschaften vorangehende Sache sind?

Die Anerkennung und Befolgung dieser Grundsätze sind die Hauptbedingungen für eine dauernde Blüthe der Singacademie.

Der Vorstand erlaubt sich daher die geehrten Herren um wirkliche Befolgung derselben auf das Wärmste zu bitten, er mahnt die jungen Mitglieder, die neuer Eifer zum Chorgesang getrieben, zur Beharrlichkeit und Regelmässigkeit in ihren Studien. Es ist eine Thatsache, dass nur durch diese Eigenschaften die Kunst der Musik in grossartigen Ausführungen ihrer Meisterschöpfungen als ein Gemeingut der Kunstfreunde zu erhalten ist, dass nur durch diese Grundsätze die Studien zu Genuss und edler Freude werden.

BREMEN im Januar 1861.

Der Vorstand der Singacademie.»

Die ständische Exklusivität der Chöre jener Zeit, die sich in Satzungen dahingehend ausdrückte, daß jeder Bewerber nur bei einer Dreiviertel- bzw. Zweidrittel-Mehrheit bei der Aufnahmewahl zugelassen wurde, übte man auch in den Chören des Mittelstandes. Dadurch mußte natürlich der ebenfalls in der Satzung enthaltene Passus für Reinhaller wichtig werden, Nichtmitglieder zur Stimmverstärkung heranzuziehen. Dafür dürften ihm vor allem die Sänger des Domchores zur Verfügung gestanden haben. Auch daß man in den revidierten Satzungen von 1882 neue Mitglieder nur mit einfacher Mehrheit aufnahm, zeugt von einigen Schwierigkeiten in der Beschaffung des Nachwuchses. Dabei konnte allerdings schon mitgewirkt haben, daß sich Reinhaller als krasser Anti-Wagnerianer gebärdete . . . sehr im Gegensatz zum Geschmack vieler Bremer! So mag es sich erklären, daß § 33 der neuen Satzung bestimmte: *Im Falle einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Musikdirektor und dem Vorstande*

über die Auswahl der aufzuführenden Werke [der Musikdirektor hatte das Vorschlagsrecht in dieser Satzung, während er in der alten Satzung bestimmte] entscheidet der Ausschuß.

An sich erstaunen solche Schwierigkeiten in einer Zeit, da die allgemeine Musikfreudigkeit einen überzeugenden Ausdruck fand in den vielen Gesangsvereinen, Chören und Orchestervereinigungen, die gerade um diese Zeit in bisher nicht gekanntem Maße aus dem Boden zu schießen begannen. Zählte man um 1885 etwa fünfundzwanzig gemeldete musikalische Vereinigungen, so waren es 1905 rund hundert und 1958 [inkl. Nordbremens] um zweihundert. Hier – wie auch in anderen vom Musikleben abhängigen Berufen wie Instrumentenbauern, Klavierstimmern usw. – hält doch die Frequenz mit dem Bevölkerungszuwachs durchaus nicht Schritt: während die Bevölkerung um das Viereinhalbfache wuchs, konnte sich die Vereinsbildung nur knapp verdoppeln.

Die Bremer «Teutsche Gesellschaft» war 1748 mit dem Ziele einer Sprachreinigung und Verbreitung allgemeiner Kultur gegründet worden, weil böse Nachbarsungen behauptet haben sollen, in Bremen sei man mit solchen Dingen noch weit zurück. Wie dem auch sei: Sowohl die «Union von 1801» als auch der «Bremische Mittelstands-Bürger-Club», die «Einigkeit» und später der «Verein Vorwärts» wirkten über speziell berufstechnische Forderungen hinaus auf eine allgemeine Hebung des kulturellen Niveaus hin. Im Rahmen dieser Bestrebungen spielte schon ziemlich bald die Musik eine große Rolle, so daß in diesen Vereinigungen sowohl Chor- wie auch Instrumentalgruppen entstanden, die sich z. T. bis zum heutigen Tage erhalten haben. Zunächst befuhren sie dieselben Gleise wie Singakademie und Concert-Orchester: was hier zu hören war, wurde auch dort gebracht . . . und das muß offenbar lange Zeit möglich gewesen sein, wie die Programme zeigen! Als sich jedoch die «Neudeutschen» und späteren Romantiker in der Musik allgemein durchsetzten, vermochten sie nicht mehr Schritt zu halten, und nach einiger Zeit des Tastens schwenkten die Unionskonzerte auf eine das Musikleben recht bereichernde Bahn ein: man begann hier, die «vernachlässigte» Literatur zu pflegen, eine Aufgabe, die später auch von den «Rathauskonzerten» Radio Bremens mit wahrgenommen wurde. In ähnlicher Weise betätigten sich «Orchester und Chor der Musikfreunde Bremens», 1922 von *Carl Hauck* gegründet. Der «Verein Vorwärts» wandte sich bald dem Volksmusizieren zu. Mandolinen-, Zither- und Harmonica-Vereinigungen sind in Bremen schon vor der Jahrhundertwende zu finden.

Nach dem zweiten Weltkriege erstanden, wie auch andernorts, private Gruppen, die sich mit dem Jazz beschäftigen. In der «Jazz Society Bremen» – von Ingolf Wachler ins Leben gerufen – fanden sich 1958 Spieler und interessierte Hörer zusammen. Eine besonders von Schülern gepflegte Vorstufe des Jazz, das «Sciffeln», erfreut sich großer Beliebtheit und ist in seiner Gruppenbildung vor allem an Schulen gebunden, die aber auch gelegentlich bereits ihre eigene Jazz-Band besitzen und zu Schulveranstaltungen aufspielt. Diese Art jugendlichen Musizierens steht bewußt in krassem Gegensatz zur Musikpflege im

Privatmusikunterricht: dort gehören siebenundsiebzig Prozent aller Werke, die während der «Bremer Hausmusiktage 1959» aufgeführt wurden, den Stilbereichen des 17. und 18. Jahrhunderts an.

Eine bedeutende Rolle kommt auch dem Männerchorwesen in Verbindung mit den Liedertafeln in Bremen zu. Schon im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde in den Logen Bremens aus eigenen Liederbüchern gesungen. 1831 hatte die «Liedertafel Bremen» mit denen von Nienburg und Hannover gemeinsam den «Bund vereinigter Norddeutscher Liedertafeln» gegründet, der sich von Leer bis Berlin erstreckte. 1881 zelebrierte man in Bremen das «Goldene Jubelfest», an dem rund tausend aktive Sänger teilnahmen, von denen über dreihundert der «Bremer Liedertafel» [Leitung: Reinthaler], der «Neuen Liedertafel» [Leitung: D. Engel], der «Liedertafel des Kaufmännischen Vereins» [Leitung: Dr. Gustav Kießling] und dem «Bremer Männer-Gesangverein» [Leitung: Herm. Müller] angehörten. Ein kleiner Ausschnitt aus dem Festbericht von *Heinrich Helmers* mag hier den Abglanz einer verklungenen Epoche lebendig werden lassen:

*Die Gesangsvorträge der Liederbrüder am Sonntagmorgen auf dem Marktplatz bildeten eine der schönsten Nummern des Festprogramms. Schon früh um 5 Uhr warteten Hunderte auf den Anfang des Frühgesangs, obwohl sehr gut bekannt war, daß die Vorträge erst um 7 Uhr ihren Anfang nehmen sollten. Um 6 Uhr zählte die Menge schon nach Tausenden; die nach dem Markt zuführenden Straßen waren belebter als an gewöhnlichen Tagen um die Börsenzeit etwa, und so fand sich denn bis 7 Uhr eine nach Tausenden und aber Tausend zählende sonntäglich gekleidete Menschenmenge an, welche dem Anfang des Concerts entgegenharrte. Die Fenster der Börse, des Rathauses und Stadthauses waren vom Publikum dicht besetzt. Auf den Dächern der am Markt stehenden Häuser, auf dem Gerüst am Hause Markt Nr. 8 wimmelte es von Zuschauern und Hörern, ja stellenweise auf dem Dachreiter, sogar hoch oben auf Schornsteinen hatten einige Platz gesucht. Auf dem Markte stand die Menge Kopf an Kopf dicht gedrängt, bis in die Wacht- und Obernstraße hinein.*

*Kurz nach 7 Uhr gab Generalgesangmeister Reinthaler den Stimmführern die Direktive zur Aufstellung und gleich darauf ertönte aus tausend Sängerkehlen das deutsche Lied. Die Wirkung von «Das ist der Tag des Herrn» war eine erhebende; lautlos und andächtig lauschte die Menge dem schönen Kreutzer'schen Liede, um nach Schluß desselben jubelnd ihren Beifall kund zu geben. Der Vortrag «Was schimmert dort» erhöhte noch die andächtige Stimmung. Die Lieder «Wem Gott will rechte Gunst erweisen» und «Was ist des Deutschen Vaterland» wurden ebenfalls mit lebhaftem Beifall aufgenommen.*

*Vom Markt begaben sich die Liederbrüder in corpore, von der festlichen Menge gefolgt vor das Haus des Ehrenpräsidenten Konsul H. H. Meier, um demselben ein Morgenständchen zu bringen. Dasselbe gestaltete sich zu einer wahrhaft großartigen seltenen Ovation. Herr H. H. Meier wurde, als er am Fenster erschien, mit donnerndem Hoch begrüßt. Herr Generalgesangmeister Reinthaler dirigierte vom Balkon des Meier'schen Hauses. Gesungen wurde zunächst*

« *An das Vaterland* » von C. Krentzer, « *Liederfreiheit* » von H. Marschner und « *Wem Gott will rechte Gunst erweisen* ». Hierauf trat Herr Consul H. H. Meier an das Eckfenster seines Hauses und dankte. Ein nicht endenwollendes Hoch der Sänger war die Antwort. Hierauf folgte der schwungvolle Vortrag des Liedes « *Hier an diesen Weingeländen* », sodann noch ein harmonisches Hoch und dann begaben sich die Sänger nach dem Bürgerpark, wo vor dem Parkhause das Frühstück eingenommen wurde und gemeinschaftliche Gesänge stattfanden.

Die achtziger Jahre sahen eine bedeutende Reihe großer Chorgründungen, unter denen der « *Lehrergesangverein* » besondere Bedeutung erlangen sollte. Wichtig ist, daß eine größere Anzahl dieser Vereinigungen sich damals und später ganz hervorragende und im übrigen Musikleben der Stadt fest verankerte Chorleiter verschrieben wie etwa *David Bromberger*, *Martin Hobbing*, *Eduard Nössler*, *Karl Panzner*, *Ernst Wendel*, *Richard Liesche*, *Volker Gwinner*, *Gebhard Kaiser* und *Wilhelm Evers*.

Entstanden zunächst neben den Männerchören vor allem Frauenchöre, so gesellten sich bald auch Kinderchöre dazu. Nach dem ersten Weltkrieg begann man sich teilweise zu Chorgemeinschaften, die alle Chorgruppen umfaßten, zusammenzuschließen. Als Dachorganisation traten nun der Deutsche Sängerbund und der Arbeiter-Sängerbund in Erscheinung. Nach dem zweiten Weltkrieg entstand schließlich auch eine Kantorei mit Knabenstimmen, die *Harald Wolf* an U. L. Frauen einrichtete.

Die Vereinskonzerte, Liederfeiern, kleineren Musikfeste und sonstigen Sängertreffen, die in Bremen stattgefunden haben, übertreffen bei weitem die Zahl der repräsentativen Veranstaltungen und können noch viel weniger gewürdigt werden als jene. Immerhin ist heute etwa jeder siebzigste Einwohner Bremens in diesen oder ähnlichen Verbänden korporiert, und damit sind bei weitem noch nicht alle Menschen der Stadt erfaßt, die sich aktiv mit der Musik beschäftigen. Es darf auch die große Gruppe der Harmonikaspieler nicht übersehen werden, die sich vor allem im volksmusikalischen Sektor äußerst rührig zeigt. In ähnlicher Richtung betätigen sich die Jugendmusikschule und manche Gruppen, die sich um Privatlehrer geschart haben.

Zur musikalischen Belebung der Stadt trugen neben den bereits genannten Institutionen aber auch die volkstümlichen Unterhaltungen in den Café-Häusern [1855 waren es sechs, 1905: siebzehn] und den Café-Gärten der Vororte [1855: zehn, 1905: sechzehn], wo kleine und größere Kapellen regelmäßig mit jenem musikalischen Genre bekannt machten, das man gemeinhin als Kaffeehausmusik zu bezeichnen pflegt. Man darf nun jedoch nicht übersehen, daß diese Art von Musikübung zwar ästhetisch fragwürdig sein mag – musiksoziologisch jedoch von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, erklangen doch hier jeweils die neuesten und beliebtesten – aber auch altvertraute – Melodien aus Oper und Konzertsaal. Daß der Walzer konzertsaalfähig wurde, ist nicht zuletzt der Vermittlung dieser Stellen und dem Drehorgelgewerbe mit seiner alten Bremer Tradition zu danken, denn sie spielten jene Rolle, die heute Rundfunk

und Schallplatte übernommen haben. Durch ständige Wiederholung machten sie mit dem noch Unbekannten vertraut. In Gartenlokalen – aber auch in Monstrekonzerten in großen Sälen – wirkten vor allem Militär- und andere Harmoniemusikkapellen. Bremen besaß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Jahrzehnte hindurch ein solches Ensemble, das Casino-Musikcorps, das sich für private und öffentliche Festlichkeiten aller Art jährlich im Bremer Adreßbuch empfahl.

Eine große Rolle spielten die Blaskapellen auch an den Gedenktagen der Völkerschlacht bei Leipzig [bis 1870 in Bremen als Volksfeiertag begangen] und seit der Reichsgründung am Sedan-Tag, wo der «Bremer Fahnenmarsch», der auf das Lied der Bremer Freiwilligen von 1813 zurückgeht, als pièce de resistance fungierte. Schon 1860 konzertierte eine Sächsische Concert-Capelle in Bremen. Zur Zeit der Uraufführung des «Requiem» fanden mittwochs regelmäßig in den Sommermonaten die sogenannten «Sommerkonzerte» des Hanseatischen Musikcorps auf dem Schützenhof statt. Dasselbe Corps gab übrigens zur Einweihung der neuen Säle des Künstlervereins[!] ein umfangreiches Konzert.

Einen besonderen Reiz müssen auch die «Plantagen-Morgenkonzerte» ausgeübt haben [von 7 bis 9 Uhr], die – wie manche Männerchorkonzerte – bereits kurz nach der Jahrhundertmitte das Abonnementssystem eingeführt hatten.

Die Pflege der Harmoniemusik als Repräsentant der Freiluftmusik ist hier durchaus nicht eingeschlafen, sondern von den Militär- und Polizeikapellen weiterbetrieben worden. Heute konzentriert sie sich auf das Norddeutsche Blasorchester und die Kapelle der Bremer Straßenbahn und eine Reihe von Werkorchestern.

Musikalische Veranstaltungen, die bezüglich Gehalt und sozialer Funktion etwa den heutigen «Schlagerparaden» entsprechen, sind selbstverständlich ebenfalls bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückzuverfolgen. Der wesentlichste Wandel, den sie erfuhren, ist scheinbar nur äußerlich: früher fanden sie in Restaurationen statt, in denen natürlich während der Vorträge serviert wurde; heute präsentiert man sie im großen Glockensaal, wo auch die Philharmonischen Konzerte stattfinden. Es wird damit eine Niveaunähe suggeriert, die man früher vermied.

Ein Blick in diesem Zusammenhang auf die Aufführungsstätten der Musik, denen eine gewisse soziologische Ordnung anhaftet: Die repräsentativen Veranstaltungen wanderten vom «Gewerbehau» über die «Säle der Union» in das «Künstlerhaus», dessen Tradition von der «Glocke» übernommen wurde. Eine Reihe von Gastspielen fand im «Casino» statt. In den achtziger Jahren spielte man vorübergehend auch im «Parkhaus». Größere «Populäre Kon-

*Eine Seite des von Paul Hindemith hergestellten Klavierauszuges der Oper «Harmonie der Welt». Der Auszug wurde 1957 vom Komponisten als Anerkennung für die nordwestdeutsche Erstaufführung seines Werkes geschenkt.*

ZUR ABBILDUNG

Böhmische Vornehme in ihrem reichen Landestrachten huldigen ihm

S. *mf* Nehmt die Glückwünsche an Eures böhmischen Hei - mat - lands,  
 T. *mf* Nehmt die Glückwünsche an, nehmt die Glückwünsche an Eures Lands,  
 B. *mf* Nehmt die Glückwünsche an, nehmt die Glückwünsche an Eures Lands,  
 CHOR. *mf* Nehmt die Glückwünsche an, nehmt die Glückwünsche an Eures Lands,  
 ALT. *mf* Nehmt die Glückwünsche an, nehmt die Glückwünsche an Eures Lands,  
 Böhmen  
 (anders als vorher)

S. Wo wir, oh - ne Zwang und Fron Frei - aus - ü - ben uns - re Re - ligi - on.  
 A. Wo ohne Zwang, ohne Fron, ohne Zwang ohne Fron, wir ausüben unsere Re - ligi - on.  
 T. Wo ohne Zwang, ohne Fron, ohne Zwang ohne Fron, wir ausüben unsere Re - ligi - on.  
 B. Wo ohne Zwang, ohne Fron, ohne Zwang ohne Fron wir ausüben - un - sere Re - ligi - on.  
 CHOR. Wo ohne Zwang, ohne Fron, ohne Zwang ohne Fron, wir ausüben unsere Re - ligi - on.  
 (noch andere)  
 on. EINE GRUPPE JESUITEN  
 auf, Wo wir, dank eurer To - le - ranz,  
 (anders als vorher)

T. ruz, Katholik - wie Pro - te - stant Zusam - men wir - - ken in Ein - tracht  
 B. Pro - te - stant - zu - sammen wir - ken in Ein - tracht.  
 CHOR. ruz, Katholik - wie Pro - te - stant Zusam - men wir - - ken in Ein - tracht  
 Pro - te - stant - zu - sammen wir - ken in Ein - tracht.

zerte» legte man in die «Centralhallen». Das «Tivoli» und die «Tonhalle» kamen für erstklassige Veranstaltungen kaum in Frage; hier beherrschten Männerchöre und Harmoniemusik vor allem das Feld. Heutzutage finden häufiger kleine Kammerkonzerte in Gemeindesälen und im Hause Riensberg des Focke-Museums statt. In der Nachkriegszeit spielten auch die Konzerte in den Häusern Dr. von Rohden und Dr. Leist eine erhebliche Rolle. Hier wurde bereits im Herbst 1945 von Kräften des Bremer Theaters wieder Oper gespielt: «Cosi fan tutte» erklang mit Klavierbegleitung mehrfach vor über zweihundert Besuchern.

Ein Blick sei noch auf die Ausstrahlungen bremischen Musiklebens nach außerhalb geworfen. Sichtbar setzten diese mit den «Hanseatischen Musikfesten» der Städte Hamburg, Lübeck und Bremen [1817 und 1819] ein. Außer den englischen und Wiener Musikfesten des 18. Jahrhunderts und den Thüringischen Musikfesten [1810 und 1811] fällt der Beginn der «Hanseatischen Feste» mit dem der Niederrheinischen in Elberfeld [1817] zusammen; sie gehören zu den ersten Deutschlands. Das nächste überregionale Ereignis war die Gründung des «Bundes der Nordwestdeutschen Liedertafeln», zu der die Initiative wieder von Bremen ausging. Sinnvollerweise fand die Jubiläumsfeier zum fünfzigjährigen Bestehen dann 1881 auch in Bremen statt. 1900 versammelte sich die 36. Deutsche Tonkünstler-Versammlung in Bremen und im folgenden Jahre tagte hier der Niedersächsische Kirchenchorverband. 1931 fand erneut ein «Tonkünstlerfest» in Bremen statt.

Das Wirken Richard Liesches vermochte dann dreimal das Deutsche Bachfest [1934, 1939 und 1951] nach Bremen zu ziehen. Daneben fanden eine Reihe von Sängerbundesfesten hier statt.

Konnten diese Veranstaltungen jeweils einen Einblick in das Musikleben und seine Möglichkeiten vermitteln, so sorgten daneben die Gastgeber erfolgreich dafür, ihre Gäste durch eine reibungslose Durchführung der Feste zu beeindrucken.

Bremer Musiker wirkten auch außerhalb der Stadt und ließen «buten» etwas von der der Stadt eigenen Einstellung zur Musik spüren. Es sei nur an die Reisen des Bremer Lehrgesangvereins und die des Domchores erinnert und an die vielfältigen Beziehungen, die in unserer Zeit der «Jugendchor Vegesack» [unter *Ernst Meißner*], die «Kantorei U. L. Frauen», die «Oberneulander Kantorei» unter *Volker Gwinner* und die Chorgruppen unter *Friedel Ropers* im In- und Ausland herzustellen wußten. Durch seine vorzügliche Organisation, die sich vor allem durch Chorleiterschulungen und Einführung und Zurverfügungstellung der sogenannten Liedgaben auszeichnet, wirkt der Nordwestdeutsche Sängerbund mit dem Sitz Bremen weit ins Land.

In Bremen beheimatete oder wirkende Künstler haben durch ihre auswärtige Tätigkeit manchen Blick nach Bremen gelenkt: der Komponist und Dirigent Hermann Spielter übernahm 1894 die Leitung des Beethoven-Chores in New York; Karl Panzner, Leiter der Philharmonischen Konzerte, der wiederholt die Niederrheinischen Musikfeste dirigierte; Ernst Wendel, der vielfach auswärts

gastierte und das berühmte «Kaiserliederbuch» mitredigierte; Georg Kulenkampff, der große Geiger, der einer ganzen Generation zum Lehrer und vorbildlichen Beethoven-Interpreten wurde; Carl Seemann, der bedeutende zeitgenössische Pianist; Käthe van Tricht, die Domorganistin, die vor allem als Interpretin französischer Orgelmusik weit über Bremen hinaus zu wirken vermochte. Die Musikschule Bremen genießt heute bereits als Ausbildungsstätte von Orchestermusikern erfreuliches Ansehen, wodurch das fruchtbare Wirken der dort lehrenden Mitglieder des Philharmonischen Staatsorchesters noch einmal deutlich wird. Aus der Abteilung für Kirchenmusik – zunächst unter der Leitung Richard Liesches, jetzt in der Obhut Hans Heintzes, des ehemaligen Thomasorganisten – gehen laufend Organisten hervor, deren Werdegang ohne das Fundament bremischer Musikkultur nicht denkbar wäre. Kaum eine größere kirchenmusikalische Aufführung in den kleineren Städten der Umgebung Bremens wäre möglich, ständen nicht immer wieder Bremer Orchestermusiker und oft auch Sänger zur Ergänzung und zum Ansporn der örtlichen Kräfte zur Verfügung.

Als interessante Episode sei auch jener seltsamen Zeit nach 1945 gedacht, da das Philharmonische Staatsorchester pro Saison der amerikanischen Besatzungsmacht zwanzig und mehr Konzerte spielte. Den Kontakt mit der näheren und weiteren Umgebung stellt auch die Oper her, die entweder sich zu gelegentlichen Gastspielen nach außerhalb begibt oder von auswärtigen Besucherringen ständig aufgesucht wird. Nicht unwesentlich wirkte an der Ausstrahlung bremischen Musizierens auch Radio Bremen mit, das durch seine sorgfältige Programmauswahl allgemein auffiel und regelmäßig Aufnahmen aus dem Bremer Musikleben mit Bremer Musikern in sein Programm aufnahm. Diese Ausstrahlung reicht von den Bremer Hafenkonzerten bis zur Uraufführungsübertragung der Chorwerke «Nänie und Dithyrambe» von Carl Orff, dem ersten Träger des Musikpreises der Philharmonischen Gesellschaft. Dieser Preis hatte seine Vorläufer im «Bremer Musikauftrag», der vor dem zweiten Weltkrieg gestiftet wurde. Auch heute hat man sich weiterhin die Möglichkeit der Wahl zwischen Preis und Auftrag offengehalten.

Überblickt man das Musikleben Bremens der vergangenen hundertundfünfzig Jahre, so erkennt man zunächst eine beglückende Fülle von Interesse und Aktivität. Man bemerkt ein Auf und Ab der Intensität, das durch wirtschaftliche, politische, gesellschaftliche und persönlichkeitsgebundene Umstände und Wandlungen getragen und beeinflusst wurde und wird. Es zeigt sich, daß das Wachsen der Stadt sich wohl quantitativ auf das Musikleben – in allen seinen Phasen – auswirkt, aber im Gesamtleben der Stadt an Bedeutung verliert. Während quantitativ das repräsentative Musikleben in den letzten hundert Jahren etwa konstant blieb und sich professionell spezialisierte, wuchs ganz erheblich an Umfang und Bedeutung das Laienmusizieren in Chor- und Volksmusikalischen Vereinigungen des sogenannten Mittelstandes und der Angestellten- und Arbeiterschaften.

Entdeckung und Pflege des Neuen verlagerte sich zu Abonnementskonzerten, zum Rundfunk und zu kleinen experimentierenden Gruppen. Gemessen an früher weckt nur wenig Neues echte Begeisterung.

Die Jugend schafft sich im improvisierten Jazz eine eigene, neue und nur selten von Erwachsenen kontrollierte Musizierwelt.

Die einst in der Singakademie versammelte Gentry räumte im Bereich großer Chorwerkaufführungen dem Domchor den Vortritt ein. An die Stelle des privaten Orchesters, des privaten Theaters, der privaten Musikschulen traten die staatlich unterhaltenen oder subventionierten Institutionen gleicher Funktion. Reines selbstvollzogenes Musizieren wurde vielfach zu gewissermaßen historisch-ästhetischem Genießen.

Die einstige Ausgewogenheit zwischen dem musikalischen « Buten und Binnen » verschob sich zu einer Bevorzugung der « Welt » gegenüber der « Stadt ».

Diese Entwicklungen gingen in einem nur schwer durchschaubaren Geflecht von Interessen, Traditionen und Leistungsfähigkeiten sowie der schon erwähnten äußeren Bedingungen ökonomischer, personal- und kulturpolitischer Natur vor sich. Sie zu erfassen und ihre sämtlichen Interaktionen aufzuzeigen, muß der Zukunft vorbehalten bleiben – wenn die Quellenlage eine solche Darstellung überhaupt jemals gestatten wird. Eine volle Würdigung des Musiklebens in Bremen wird schließlich erst möglich werden, wenn gleichartige vollständige Forschungsergebnisse aus anderen Städten zum Vergleich herangezogen werden können. Auch dann erst wird es erlaubt sein, « typisch Bremisches » herauszuarbeiten und zu formulieren. Vorläufig muß man sich auf die Feststellung beschränken, daß Bremen seit über hundert Jahren intensiv teilhatte am europäischen Musikleben und in seinen Mauern die wesentlichen allgemeinen Entwicklungszüge mit vollzog.

*Bremer Dichter in der deutschen Literatur*

Wer heute nach dem Anteil Bremens an der deutschen Dichtung der Vergangenheit sucht oder nach literarischen Anregungen, die von der Stadt ausgingen, oder gar nach Dichterpersönlichkeiten, die auf dem Gebiete der Literatur schöpferisch gewirkt haben, der wird über bald tausend Jahre hin keine Kunde davon finden. Auf ihrem durch die deutschen Lande führenden weiten Wanderwege hat die deutsche Dichtung oft den Ort gewechselt und sich bald hier, bald dort Stätten zu längerem Verweilen und Wirken ausgesucht. Bei den oberdeutschen Stämmen, in Mitteldeutschland, am Rhein und im deutschen Osten treffen wir auf solche Zentren, in denen deutsche Dichter in anspornendem Wettbewerb miteinander singen und sagen, Volkssänger und Ritter, Gelehrte und Bürger, alle angerührt vom Zauber des Wortes und der Macht des Geistes, das Höchste zu verkünden, was des Menschen Herz bewegt. Aber bis in unsere Stadt hat die deutsche Dichtung kein Weg geführt; hier hat sie keinen Genius zu Gesang und Verkündigung entbinden können. Denn auch der einzige uns bekannte Sprung eines Bremers in die Dichtung, wir meinen die reine Liederstimme von *Joachim Neander*, Prediger an St. Martini, ist für Bremen ohne Nachfolge geblieben. Kaum hatte er seine für die evangelische Kirche freilich unverlorenen Choräle in dem alten, noch erhaltenen Pfarrhaus an der Weser anstimmen können, da ereilte ihn schon, erst dreißigjährig, der Tod, der ihm keine Zeit ließ, alle Möglichkeiten seines Instrumentes erproben zu können.

Aus diesem vielhundertjährigen literarischen Dornröschenschlaf ist Bremen erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts auferweckt worden.

Als Folge der großen Weltbewegung, die die französische Revolution von 1789 in Gang gesetzt hatte, waren die politischen und sozialen Vorstellungen der europäischen Völker nach und nach weitgehenden Veränderungen unterworfen worden. Die alte, den Staat bisher tragende Gesellschaft wurde von der breiten Schicht des Bürgertums abgelöst, das, jung und kräftig, den Idealen von Freiheit und Fortschritt huldigte. Mit dieser politisch-gesellschaftlichen Erneuerung ging aber auch eine geistige Neuorientierung einher. Die Romantik brachte die Lehre von der ewigen Dynamik alles geistigen Lebens und bestritt den Glauben, in dem noch die deutsche Klassik gelebt hatte, ein schlechthin Vollkommenes im Denken und Gestalten durch menschliche Kraft erreichen zu können.

Die neue Betrachtungsweise setzte sich bald auf allen Gebieten menschlichen

Denkens und Empfindens fest, indem sie dem objektiven Verhältnis zwischen Mensch und Welt das subjektive Erleben und Erfahren entgegensetzte. Die Naturwissenschaften gediehen zu großer Blüte und entwickelten ein neues methodisches Denken. Dies wiederum ließ die Geisteswissenschaften nicht ruhen, analoge Versuche auch in ihren Reihen zu unternehmen. Kurz – der Mensch wurde überall auf den Weg gebracht, und einmal der alten Lebensfesseln ledig geworden, beschritt er wagemutig das neue Jahrhundert, um die neuen politischen, sozialen und geistigen Zielsetzungen zu verwirklichen.

Diese Tendenzen einer großen Zeitwende verbreiteten sich bald natürlich auch in Bremen, und ihr Vordringen ging hier um so schneller und leichter vor sich, als ja das republikanische Gemeinschaftswesen mit seinem ausgeprägten Sinn für Unabhängigkeit einen gut zubereiteten Boden für die neue Saat darbot. Die erste Jahrhunderthälfte ist jedenfalls für Bremen eine Zeit echten Ringens um Verbesserung der materiellen und geistigen Daseinsbedingungen gewesen, genau wie im übrigen Deutschland, und wenn auch Rückschläge in solchem Kampf nicht ausbleiben konnten, so hat er Bremen durch die Festigung seiner Stellung und die Hebung seiner Bedeutung im Bewußtsein der Nation und der westlichen Welt unverlierbaren Gewinn gebracht.

In einem durch solchen Ideen- und Lebensstrom verjüngten Bremen konnte nun auch die Dichtung heimisch werden. Zuerst meldete sie sich durch einen schwäbischen Dichter an, durch den jungen *Wilhelm Hauff*, der mit seinen «Phantasien im Bremer Ratskeller» der alten Stadt das Odium eines aller menschlichen Reize baren Ortes nahm und sie mit ihrem von ihm selbst entdeckten und erlebten Zauber aus dem Dunkel ins Licht der Poesie hob. Dann aber, seit der Jahrhundertmitte, kam die Muse unmittelbar zu einigen jungen Bremern, um sie in ihren Dienst zu nehmen, jeden auf seine Art und nach seinen Möglichkeiten, bis in unsere Tage hinein.

Für die Zeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sind es vier Dichter, die aus dem heimatlichen Bremen sich den Eingang in die große deutsche Literaturgeschichte dieser Epoche verschafften und ihr Gesicht, wie es sich uns heute darbietet, mitgeprägt haben: der Sprachmeister im Essay und in der Übersetzung *Otto Gildemeister*, der große Enthusiast der Bühnenkunst *Heinrich Bulthaupt*, der den Kulturpessimismus vieler seiner Zeitgenossen in sich austragende Maler-Dichter *Arthur Fitger* und *Hermann Allmers* endlich, der Sänger der Heimat und der Ferne, die für ihn nicht gegeneinander stehen, sondern vereint erst das ganze Glück des Lebens ausmachen. Ihr Andenken wollen die folgenden Portraitskizzen erneuern und festhalten.

#### *Otto Gildemeister*

*Otto Gildemeister* [1823–1902] stammte aus einer alten, schon in der sechsten Generation dem Rat der Stadt angehörenden Familie. Sein Vater war Senator und mit der Tochter eines reformierten Predigers verheiratet, der aus der

Schweiz in unsere Stadt gekommen war. Dem alemannischen Blut der Mutter war aber auch romanisches beigemischt, was für die geistige Entwicklung des Sohnes gewiß nicht zufällig geblieben ist. Gildemeister zeigte schon früh Lust am Schreiben und Liebe für die Dichtung auch fremder Völker, und von seinem Vater angeregt und unterwiesen, hat er in seiner Schulzeit schon begonnen, sich als Übersetzer zu versuchen. Neben den Klassikern des Altertums traten dabei bereits Ariost, Shakespeare und Byron in seinen Gesichtskreis. Mit neunzehn Jahren ging Gildemeister nach Berlin, um Geschichte, Politik und Volkswirtschaft, daneben aber besonders lebende Sprachen zu studieren. Neben der Fülle akademischer Anregungen, die er hier empfing, waren es aber mehr noch die persönlichen Begegnungen, die Berlin ihm unter seinen Professoren und seinen Künstlern vermittelte und die ihn förderten. Mit Boeckh, Ranke und Schelling wurde er bekannt, namentlich aber waren es Lachmann und Jakob Grimm, die Väter der modernen, aus romantischer Gesinnung geborenen Philologie, die ihm ihre Freundschaft schenkten. Sie erschlossen ihm die Geschichtlichkeit allen sprachlichen Wesens und öffneten ihm damit die Augen für die eigene sprachschöpferische Begabung eines Mitteltums zwischen den verschiedenen Literaturen. Auch im Verkehr mit älteren und jüngeren Schriftstellern, die er im literarischen Verein «Tunnel über der Spree» kennenlernte, wie H. v. Mühlher, Scherenberg, Fontane, Woldemar v. Loos und Graf Strachwitz wurde er immer mehr in die Bahn des Übersetzers gedrängt. Von Berlin ging Gildemeister zur Fortsetzung seines Studiums nach Bonn, wo er u. a. bei Dahlmann hörte; er gab sein Studium dann aber auf, als ihn hier 1843 der Ruf eines Bremer Freundes erreichte, als Redakteur in die jüngst begründete *Weserzeitung* einzutreten. Mit der Feder seit langem vertraut und ihr verschworen, nahm Gildemeister das Anerbieten an und wurde Journalist.

Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, gehört der Geschichte der Presse an und darf hier übergangen werden; nur dies muß erwähnt werden, daß sich aus dieser Tätigkeit, die er bis ans Ende seines Lebens beibehielt und die sich in über 5000 Artikeln niederschlug, und seiner Mitarbeit auch an anderen deutschen Zeitungen und Zeitschriften der große Prosaschriftsteller entwickelte, der es insonderheit in der Gattung des Essays zu unvergessener Meisterschaft gebracht hat. Noch heute muß man den Freunden des Dichters danken, daß sie später diese Studien über bedeutende Persönlichkeiten, zu Lebensfragen und Kulturproblemen in zwei Bänden sammelten und der Öffentlichkeit übergaben, da sich ihr Verfasser aus Bescheidenheit nicht dazu entschließen konnte.

Mit seiner Ernennung zum Senatssekretär und Archivar schied Gildemeister aus dem täglichen Zeitungsdienst und gelangte in die Politik. Nach weiteren fünf Jahren, 1857, als in Bremen der Norddeutsche Lloyd eröffnete, wurde er in den Senat gewählt, zuerst als Ressortleiter für die auswärtigen Angelegenheiten und Vorsitzter der Finanzdeputation. 1867 wurde Gildemeister, dem drei Jahre zuvor die Universität Tübingen den philosophischen Ehrendoktor verliehen hatte, Bremens ständiger Vertreter im Bundesrat und im Kriegsjahr

1871 Bürgermeister. Als Liberaler fand Gildemeister zu Bismarck und seiner Politik durch viele Jahre guten Kontakt; als aber dann die konservativen Kräfte in den achtziger Jahren im Reichstag sich mehr und mehr vordrängten, kühlte dies Verhältnis rasch ab. 1889 lehnte er deswegen seine Wiederwahl zum Bürgermeister ab und ging ein Jahr danach in den Ruhestand. In den zwölf Jahren des Feierabends, die ihm noch vergönnt waren, wandte Gildemeister sich wieder der Schriftstellerei zu, die das eigentliche Handwerk und Element seines Lebens war und blieb.

Als Otto Gildemeister sich in Berlin nach dem Vortrag eigener Lyrik und seiner Übersetzungsproben auf den Rat seiner Freunde hin für das Übersetzen entschied, leistete er damit für alle Zeit zugleich den Verzicht auf das Gestalten eigenen Erlebens im gebundenen Wort; von Gelegenheitsversen abgesehen, hat es ihn nie mehr zum persönlichen Fabulieren gedrängt. Instinktsicher muß er damals schon um seine Begabung als eine Sonderberufung gewußt haben, und daß ihm als Dichter allein die edelste Einverwandlung fremder Literaturwerke in das deutsche Sprachkleid aufgegeben war. In der Tat hatte Gildemeister so etwas wie einen sechsten Sinn für das tiefste Wesen menschlicher Sprache mit auf die Welt gebracht. Von seinem «Gehör auf dem rein sprachlichen Felde» hat er einmal in einem, von seiner Tochter später publizierten biographischen Fragment aus den vierziger Jahren bekannt: *Hier ist dasselbe nicht nur fein, sondern auch sicher und durch langjährige Übung und fleißige Beobachtung in einem Grade geschärft, daß es mich, wenn ich mich nicht täusche, wohl zu einem kompetenten Richter über Versbau, Rhythmus und Wohllaut in Poesie und Prosa macht und mich außerdem noch befähigt, auch fremde Zungen in denjenigen Eigentümlichkeiten zu verstehen, die ihnen erst Reiz und Bewegung geben, wiewohl sie den meisten Fremden auf immer versiegelt bleiben. Und dieser instinktive Sprachsinne beschränkt sich keineswegs auf die Empfänglichkeit für das rein Materielle des fremden Idioms, er umfaßt auch ein leichtes Verständnis desjenigen, was ich die Seele der Wörter [nicht der Worte] nennen möchte. Während für die meisten Menschen nur die Muttersprache lebt und die angelernten Zungen ihnen mehr oder minder sinnreich zusammengefügte konventionelle Wortsysteme mit willkürlichen Lauten und Regeln erscheinen, . . . scheint mir der echte [gar nicht immer mit sogenanntem Sprachtalent verbundene] Sprachsinne derjenige, welchem in der fremden Mundart unmittelbar die Notwendigkeit ihrer Bildungen, das ausdrucksvolle Klingen ihrer beweglichen Lautverhältnisse, die Schattierungen ihrer Bedeutungen lebendig entgegentritt, der nicht nur ihre praktischen Vorzüge, wie die einer Magd, abschätzt und würdigt, sondern, wie der Liebende die Geliebte, sie in ihrem ganzen inneren Wesen bis in ihre Launen und Grillen versteht und sie selbst in ihren Dunkelheiten ahnend begreift. Dieser Sprachsinne ist in einem bestimmten Grade mir für das Leben mitgegeben, und ich halte es für meine ganze Richtung nicht für bedeutungslos, daß es gerade das Gewand des menschlichen Geistes ist, welches sich meinem Geiste zunächst erschließt.*

Mit dieser zweifellos einen Sonderfall darstellenden Zurüstung eines Künstler-

tums hat Gildemeister, nachdem er, zweiundzwanzigjährig, durch die Veröffentlichung von Byrons «Don Juan» die Lehrzeit eines Übersetzers abgeschlossen hatte, mit gesammelter Kraft die makellose Eindeutschung großer abendländischer Dichtung zu seiner Aufgabe gemacht. Zuerst hat er wieder das Werk des von ihm wie einst von Goethe bewunderten Lord Byron aufgegriffen, den «Don Juan» gänzlich neu geformt und in eingänglicher Beschäftigung – von der auch der «Byron»-Essay Zeugnis gibt – dann die übrigen Dichtungen des von vielen Verständigen über weite Strecken hin für unübersetzbar gehaltenen Engländers in unsere Muttersprache übertragen. Ein Berliner Verlag legte 1865 den deutschen Byron in sechs Bänden vor, der damit auch für uns geistiger Allgemeinbesitz wurde.

Danach wandte sich Gildemeister Shakespeare zu, dessen Königsdramen «Was ihr wollt», «Verlorene Liebesmüh», «Das Wintermärchen» und «Julius Cäsar» er für die von Fr. v. Bodenstedt veranstaltete Shakespeare-Ausgabe verdeutschte, die 1871 abgeschlossen vorlag; fünf Jahre später ließ Gildemeister den Dramen dann noch seine schöne Verdeutschung von Shakespeares «Sonetten» folgen.

Die beiden letzten Großleistungen Gildemeisters, die er der Öffentlichkeit noch übergab, galten zwei Italienern, denen von Kindheit seine Liebe angehörte: Ariost und Dante. Ariosts «Orlando Furioso» erschien 1882 und Dantes «Divina Comedia» 1888; beide, im Versmaß der Originale, sind längst auch zu deutschen Dichtungen geworden.

Gildemeisters Verdeutschungen stehen an der Spitze alles dessen, was im 19. Jahrhundert so besonders zahlreich aus der Weltliteratur dem nationalen Kulturbesitz zugeführt worden ist. Seine Nachschöpfungen, frei von Verzerrungen oder Substanzverlust der Originale, werden ihm nicht nur den Rang des «Übersetzer-gilde-Meisters», wie Paul Heyse ihn genannt hat, sondern auch den Ruf eines echten Dichters für immer bewahren.

#### *Heinrich Bulthaupt*

Eine ganz andere Persönlichkeit erschloß sich für die deutsche Dichtung in dem zweiten «tagenbaren» Bremer: in Heinrich Bulthaupt [1849–1905]. Er war nicht nur fünfundzwanzig Jahre jünger als Gildemeister, sondern auch ein völlig anders geartetes Temperament. War Gildemeister trotz größter Aufgeschlossenheit für alle Tagesfragen und tätigster Bewährung im öffentlichen Leben in der äußeren Art, sich zu geben, gemessen und zurückhaltend, still und in sich gekehrt, so bildete bei Bulthaupt ein lebhafter, immer Kontakt suchender Charakter die Basis seines Handelns und Denkens. Bulthaupt kam in einem Bremer Schulhaus zur Welt; Vater und Mutter waren geachtete Pädagogen, welche die früh erkennbaren Neigungen des Sohnes behutsam förderten. Mit zehn Jahren wurde ihm die Schillerfeier von 1859 auf dem alten Bremer Marktplatz zum entscheidendsten Kunsterlebnis; die Vorliebe für

Schiller hat ihn seitdem nie mehr verlassen und seiner eigenen Produktion später vielfach den Weg gewiesen.

Da Bulthaupt ebenfalls ein musikalisches Talent offenbarte, wurde er durch den Städtischen Musikdirektor und Domorganisten Karl Reinthaler auch darin noch während seiner Schulzeit ausgebildet, und sein Blick für die mannigfachen Zusammenhänge zwischen Wort und Ton schon früh geschärft. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte Bulthaupt auf elterlichen Rat die Rechte, zuerst in Würzburg und Göttingen, wo er eine schon in der Prima angefangene «Saul»-Tragödie vollendete, dann in Leipzig, wo er mit der Promotion zum juristischen Doktor sein Studium abschloß. Wichtiger für ihn aber wurden die nebenher besuchten Kollegs über Philosophie, Literatur und Ästhetik und der häufige Besuch des Leipziger Theaters, wo er sich auch in den technischen Betrieb genauesten Einblick verschaffte.

Da Bulthaupt sich nicht entschließen konnte, gleich in den Beruf zu gehen, übernahm er eine Hofmeistertätigkeit bei einem jungen Russen in Kiew; mit den so gewonnenen Mitteln trat er anschließend eine große Reise an, die ihn nach Kleinasien, der Türkei, Griechenland, Malta, Tunis, Neapel, Pompeji, Rom und Florenz führte und ihm Orient, Antike und Renaissance in lebendiger Anschauung nahebrachte.

In die Heimat zurückgekehrt, wurde Bulthaupt zunächst Rechtsanwalt; weil er seinen Beruf aber innerlich nicht liebte, bewarb er sich nach dem Tode des Stadtbibliothekars Kohl um dessen Nachfolge, mit der er zu Weihnachten 1878 auch betraut wurde. Hier fand Bulthaupt im ständigen Umgang mit der schönen Literatur und den Wissenschaften das ihm gemäße Betätigungsfeld, das ihm andererseits aber auch für das eigene Schaffen genügend Zeit ließ. Vor allem konnte Bulthaupt jetzt seine bedeutenden Anlagen als Kulturkritiker entfalten und nicht nur für Bremen, wo er bis zu seinem Tode als Präsident des «Künstlervereins» den Mittelpunkt des geistigen Lebens verkörperte, sondern für das ganze Deutschland zu einem «praeceptor artium» werden, zum einflußreichsten Anreger und Förderer der künstlerischen Bestrebungen seiner Epoche.

Auf Vortragsreisen und daheim am Schreibtisch galt sein besonderes Augenmerk dabei der Hebung der deutschen Bühnenkunst. Was er mit wachen Augen und Sinnen durch langjährige Rezensentätigkeit für den *Bremer Courier* und andere Zeitungen an Theatererfahrungen gesammelt hatte, das übergab er nun der Öffentlichkeit mit den vier Bänden seiner grundlegenden «Dramaturgie des Schauspiels», denen dann noch ein «Opern»-Band folgte. Mit seinen ausgezeichneten Analysen der großen Dramatiker der abendländischen Welt, von den griechischen Tragikern über Shakespeare, die deutsche Klassik bis hin zu den ersten Naturalisten, mit seinen tiefen Einsichten und Deutungen des dramatischen Schaffensprozesses hat Bulthaupt überall ein neues oder verbessertes Theaterverständnis erweckt und damit seiner Zeit eine der entscheidendsten kulturellen Zielsetzungen, Kunst im Leben und Leben in der Kunst zu vollziehen, gegeben. Sein Werk wurde zu einem Standardwerk, das seine Bedeutung auch in unserer verwandelten Welt noch nicht verloren hat.

Dies Fortleben seines Geistes hat Bulthaupt der eigenen Dichtung aber nicht zu verleihen vermocht. Mit ihr teilt er das Schicksal der meisten Dichter des 19. Jahrhunderts, selbst der Gefeiertesten wie Geibel oder Heyse, nicht mehr zu unserem Innersten vorzudringen. Gleich den genannten war auch Bulthaupt ein der «Schönheit» in Form und Sprache hingegebenes, ihnen auch ebenbürtiges Talent, ein Bildungs-Dichter, dem über dem Streben nach einem vollendeten Bild aber das unmittelbare Erlebnis sich nur zu oft verflüchtigte. Bulthaupt und seine Gefährten lebten in einer Welt des Scheins, die sie mit der des Seins verwechselten, ohne es zu wissen; ihr Dichten ist einem großen Rausch vergleichbar, dem augenblicklicher Höhengschwung, aber keine Dauer beschieden ist. Bulthaupts Lyrik, die er unter dem Titel «Durch Kraft und Gluten» in einem Bande sammelte, der sogar viermal neu aufgelegt werden mußte, hat zweifellos ihre Qualitäten, was Sprachbau und Klang und was ihr hohes Ethos anlangt, aber zu erschüttern vermag sie uns trotz ihrer edlen Musik nicht mehr. Das gleiche Gefühl, unbeteiligt zu sein, ergreift uns auch bei der Lektüre seiner Dramen. Mögen sie, die «Arbeiter», in denen Bulthaupt lange vor den Naturalisten die soziale Frage aufgriff, oder «Die Maltheser», die aus Schillers Entwurf hervorgewachsen, «Gerold Wendel», eine Episode aus den Bauernkriegen, oder die politischen Zeitstücke «Eine neue Welt» und der «Verlorene Sohn» sowie die Bearbeitungen von Shakespeares «Timon» und «Cymbeline» [unter dem Titel «Imogen»] zu ihrer Zeit noch so große Theaterereignisse gewesen sein, für uns sind sie fremd geworden. Wir spüren das unvermögende Epigonentum der Schillernachfolge und lassen uns über die ihnen fehlende Dramatik nicht mehr durch die äußerlich putzhafte Aufmachung in Sprache und Bild hinwegtäuschen. Bulthaupts Dramen, bei deren Niederschrift er sich vielleicht auch selbst, wie Otto Ludwig, mit seinem kritischen und theoretischen Denken im Wege gestanden haben mag, zeigen auf alle Fälle, daß ihr Autor eben auch ein Kind seiner Zeit war und daß er ihr gehorchte, im Guten wie im Bösen, immer aber als redlicher Mensch.

#### *Arthur Fitger*

Bulthaupts Schicksal, bis an das Ende seines Lebens in Fortunas Schutz und Huld als unbezweifelte geistige Autorität zu stehen, ist dem dritten Dichter unserer Stadt in diesem Zeitraum, Arthur Fitger [1840–1909], nicht zuteil geworden, obgleich sein Name durch Jahre vielleicht der gerühmteste gewesen ist. In Fitger offenbart sich vielmehr ganz die tragische Seite eines Künstlertums, das in eine Zeit hineingeboren wurde, die sich ihrer tragenden Kräfte nicht mehr sicher war. Fitger kann als Kronzeuge dafür dienen, wie ein echtes Talent auf so schwankendem Grund in Zweifel und Vereinsamung getrieben werden kann, bis es gar den eigenen Ruhm zu Grabe getragen werden sieht. Fitger war Oldenburger von Geburt, seine Wiege stand in Delmenhorst, wo sein Vater Postverwalter war. Die sich früh zeigenden Anlagen des Knaben für

alles Musische waren Erbeil der Mutter, die grüblerischen Seiten seines Wesens dagegen gehen auf den Vater zurück, der starke naturwissenschaftliche Interessen besaß. Auf der Schule in Delmenhorst wurde der junge Fitger durch den Rektor, einen orthodoxen Theologen, dem christlichen Glauben entfremdet; auch nachdem er anschließend in Oldenburg in der Familie seines Ziehvaters echte Frömmigkeit kennen und achten gelernt hatte, ist ihm die Abneigung gegen alles Dogma und ihre Vertreter fürs Leben geblieben. Während seiner Gymnasialzeit las Fitger mit Begeisterung Ariost, lernte die Renaissance wie überhaupt die Kunst lieben, so daß er sich entschloß, Maler zu werden. Mit elterlicher Zustimmung ging er deswegen nach München, wo auf der Akademie Moritz von Schwind sein Lehrer wurde. Da er aber mit dem Problem, Farbe und Zeichnung in Einklang zu bringen, nach einiger Zeit nicht fertig wurde, fuhr er nach Dresden zu Schnorr von Carolsfeld, dann weiter nach Antwerpen, wo er im Rubenserlebnis endlich seinen Weg fand. Ein Stipendium erlaubte ihm, Rom zu besuchen, und hier wurde er in dem Kreis der deutschen Künstlergesellschaft mit Lenbach, Böcklin, Adolf Wilbrandt, Wilhelm Hertz und dem Komponisten Georg Vierling bekannt und befreundet.

Nach zwei Jahren mußte er zurück in die Heimat; der Vater war inzwischen gestorben. Dem nun auf sich selbst gestellten Künstler gelang es aber rasch, sich als Maler durchzusetzen. Als er 1869 von Otto Knille zur Mitarbeit an der Ausschmückung des neuen Bremer Börsengebäudes herangezogen wurde, und seine Arbeiten Beifall fanden, übersiedelte er für den Schluß seines Lebens in die Hansestadt, die ihn gern als Bürger und Mehrer ihres kulturellen Lebens aufnahm. Stets mit Aufträgen versehen wie kaum ein anderer Maler seiner Zeit, war ihm hier ein von äußeren Sorgen freies Leben beschert, das ihm auch erlaubte, sich seinen dichterischen Neigungen hinzugeben.

Fitger war, wie so viele seiner Zeitgenossen, eine künstlerische Doppelbegabung, er war Maler und Dichter. Als Schüler schon improvisierte er für seine Puppentheater dramatische Szenen, in Rom entstand ein erstes, nicht gedrucktes Drama «Saul». Dann aber entschied er sich, anders als Gottfried Keller oder Scheffel und vor beiden schon Stifter, für die Malerei als Lebensberuf, ließ aber, auch wieder anders als die Genannten, deswegen das andere Talent nicht fallen, sondern machte die Schriftstellerei zu seiner «heimlichen» Hauptbeschäftigung, die, von Bremen abgesehen, in Deutschland auch seinen Ruhm begründete.

Als Dichter – und nur der soll hier betrachtet werden – hat sich Fitger im Drama und in der Lyrik ausgesprochen, und das so, daß wir, Menschen einer ganz anderen Zeit und ganz anderen Problemen gegenübergestellt, Wert und Bedeutung seines Schaffens immer noch bewundern müssen, auch wenn wir darüber hinausgewachsen sind. Denn wer dürfte in unserer weit gefährdeteren Welt einen Künstler kurzerhand abtun, der mit Gott und der Welt ringt, nach Glauben und Erkenntnis sucht, sie gleichzeitig bezweifelt und bei allem sich selbst in solch geistiger Qual nicht ausnimmt? Das aber ist sein großes dichterisches Thema, und schließlich entscheidet das Ethos den Dichter und nicht die zeitlich gebundenen Mittel seiner Aussageweise.

Als Dramatiker eröffnete sich Fitger die deutschen Bühnen mit «Adalbert von Bremen», einem Schauspiel, in dem er, unter dem Eindruck des beginnenden Kulturkampfes, des Erzbischofs Ringen um die weltliche Macht darstellt, und dem er rasch ein Nachspiel «Hie Reich, hie Rom» mit dem Canossagang Heinrichs IV. folgen ließ. Diesen Versdramen schlossen sich dann vier Prosaschauspiele an: «Die Hexe» [1876], «Von Gottes Gnaden» [1884], «Die Rosen von Tyburn» [1888] und «Jean Meslier» [1894]. Von diesen Werken haben «Die Hexe», die Leidensgeschichte einer Atheistin des 17. Jahrhunderts, und «Die Rosen von Tyburn», in denen die Herodiasgeschichte des Alten Testaments in das England Karls II. verlegt ist, den Ruf des Dramatikers bis weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen, nicht zuletzt dank der berühmten Schauspieltruppe der Meininger, mit deren Herzog Georg II. Fitger bekannt geworden war. Diese Truppe nahm beide Werke in ihr Repertoire auf und errang mit ihnen ungeheure Erfolge.

Weniger Verbreitung fand Fitgers «Jean Meslier», das wohl persönlichste seiner Dramen, ein Gegenstück zur «Hexe», in dem er den Untergang eines ungläubig gewordenen Pfarrers im Kampf zwischen Amtspflicht und Wahrheitsdrang vorführt. «Von Gottes Gnaden» endlich ist eine Satire auf das deutsche Duodez-Fürstentum, die ohne Anfechtungen nur in Bremen und Hamburg auf der Bühne gezeigt werden konnte. In Berlin wurde die Aufführung des Stückes von höchster Stelle untersagt. Was aber gerade dort den Dichter noch schwerer traf, war der Umstand, daß sein Werk, als es dann die «Freie Bühne» trotzdem unter ihre ersten Inszenierungen einreichte, bei der Premiere völlig durchfiel, eine Ironie des Schicksals, mit der sich Fitger nicht mehr hat abfinden können. So hat er sich denn auch nach dem «Meslier» nur noch einmal in einem Versdrama «San Marcos Tochter» versucht, dann ist er für die Bühne verstummt. Ebenso schnell, wie sie ihn einst hoch erhoben hatte, hat sie auch wieder fallen lassen, was ihr Ehre und Gewinn gebracht hatte.

Die eigenartige Dialektik in Fitgers empfindlicher Natur, das beständige Suchen nach einem Absoluten und die Ohnmacht, es greifen zu können, die ihn in eine zwar durch äußerliches Ansehen und bürgerliche Stellung für die Umwelt verdeckte Einsamkeit hineintrieb, kommt stärker noch als in seiner dramatischen Thematik in seinen Gedichten zum Ausdruck, die er in drei Bänden herausgab. Schon die Titel «Fahrendes Volk» [1875], «Winternächte» [1881] und «Requiem aeternam dona ei» [1894] zeigen an, wie Fitgers innerer Weg aus der Helle schrittweise ins Dunkle ging, wie seinen Seelenweg früh die Dämmerung überkommt, der eine einsame Nacht folgt. Im «Fahrenden Volk» hat Fitger seine glückliche Jugend- und Wanderzeit festgehalten; Liebes- und Reiseerinnerungen wechseln mit Liedern froher und humoriger Geselligkeit. Die «Winternächte» zeigen Fitger bereits auf einer weiteren Stufe, auf der Bahn seiner Lebens- und Gottsuche. Der Sänger des Schönen und der Jugendfreuden räumt dem Denker und Philosophen, den Darwins Lehre stark geformt hat, mehr und mehr den Platz ein, und härtere Töne gewinnen die Oberhand. Im «Requiem» begegnen wir dann den gedankentiefen Stimmungsergüssen eines Mannes, der

halb resignierend, halb aber auch trotzend endgültig dem Pessimismus verfallen ist; aus blutendem und trauervollem Herzen vermag er nur noch sarkastisch über die Welt und ihre Menschheit zu spotten.

In diesen oft grimmigen Bekenntnissen, wie überhaupt in seiner Doppelnatur, erinnert Fitger manchmal an den acht Jahre älteren Wilhelm Busch, der ebenfalls ein Einsamer und Schopenhauerschüler war; nur konnte sich Fitger nicht wie Busch zuletzt doch im Humor befreien oder verstecken. Dafür war Fitger zu wenig biegsam, und schließlich schwieg er ganz.

Die Tragik von Fitgers Dichtertum und seiner Doppelbegabung überhaupt liegt darin, daß es ihm nicht gelungen ist, den Zwiespalt von Glauben und Wissen in sich zu überwinden, oder anders ausgedrückt, die Tradition im künstlerischen Gefühl mit der wachsenden Kritik seines Verstandes in Harmonie zu bringen. In der Form dem Alten verschworen, im Denken dem Neuen zugewendet, war Fitger nicht stark genug, die Brücke zwischen beiden Idealen zu schlagen und sein Werk zu einem in die Zeiten fortwirkenden auszubauen.

#### *Hermann Allmers*

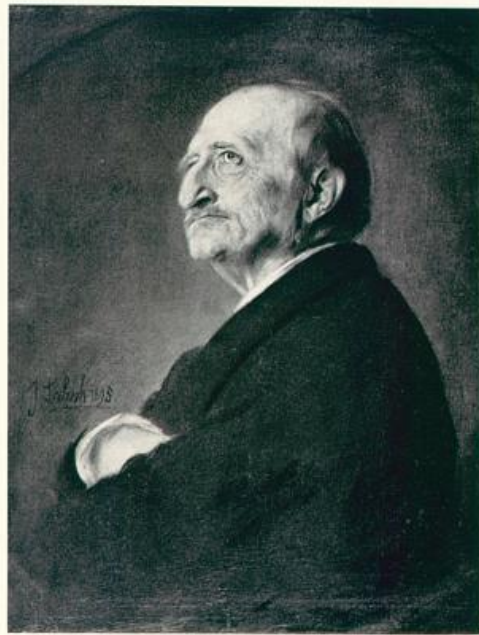
Dem Bilde dieser drei Bremer Dichter und ihres Schaffens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts muß noch ein viertes hinzugefügt werden, dasjenige von Hermann Allmers. Zwar ist Hermann Allmers [1821–1902] kein Bremer von Geburt, hat sich auch nie in unserer Stadt einen dauernden Wohnsitz geschaffen; aber er ist seit seiner Jugend alljährlich, von seinen italienischen Wanderjahren abgesehen, für Wochen oder Monate gastlich bei uns eingekehrt und mit der Stadt und ihren Menschen endlich so verwachsen gewesen, daß er 1870 dem ihm nahe stehenden Bremer Architekten Heinrich Müller in einem Briefe bekannt hat: «Bremen ist längst zu meiner *städtischen* Heimat geworden, und die Entfaltung *seiner* Größe, *seiner* Wohlfahrt und *seiner* Schönheit ist längst meinem Herzen ein Gegenstand meiner wärmsten und innigsten Anteilnahme geworden.» Wenn Allmers sich somit selbst den Bremern zugerechnet hat, dürfen auch wir es füglich tun.

In Hermann Allmers literarischem Werk zeigt sich, gegenüber dem, wenn auch auf verschiedene Weise, aus einer Bildungstradition hervorgegangenen Schaffen eines Gildemeister, Bulthaupt oder Fitger, wie unter glücklichen Umständen auch ein Naturkind, ein Autodidakt in die künstlerischen und geistigen Bestrebungen seiner Zeit mit ebenbürtiger Leistung hinein- und hinaufzuwachsen vermag. Allmers war ein Bauernsohn aus Rechtenfleth an der Unterweser und einziges Kind eines Hofbesitzers, der Vogt und Deichgräfe war; die Mutter war eine Pastorentochter. Da der Junge mit einem «Wolfsrachen» zur Welt kam und überhaupt von zarter Gesundheit war, wurde er im Elternhaus durch Privatlehrer erzogen, bis dann der zu kräftigem und hohem Wuchs sich entwickelnde Jüngling in den Wintermonaten jeweils in Bremen nachholen und ergänzen konnte, was seiner Ausbildung noch fehlte. Weil er als alleiniger Erbe

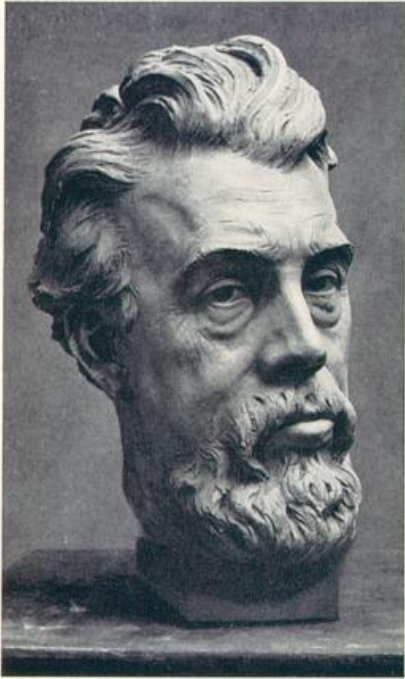
*Otto Gildemeister. Marmorrelief des Grabmals  
von Georg Roemer auf dem Riensberger Friedhof.*



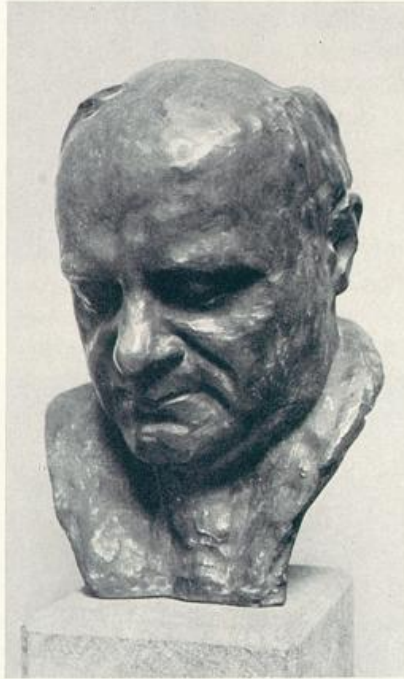
*Heinrich Bulthaupt*



*Hermann Allmers*



*Arthur Fitger*



*Rudolf Alexander Schröder*



*Manfred Hausmann*

den seiner Familie als einem frei gesessenen Geschlecht jahrhundertlang gehörenden Hof später zu übernehmen hatte, wurde er, der am liebsten Naturforscher geworden wäre, Landwirt. Darum hörte er aber nicht auf, weiterhin die ihn interessierenden Wissenschaften und Künste mit großer Anteilnahme zu verfolgen und seinen Gesichtskreis ständig zu erweitern.

Eine erste größere Reise, die er mit vierundzwanzig Jahren nach Mittel- und Süddeutschland unternahm und die ihn bis nach Oberitalien führte, regte ihn zu ersten schriftstellerischen Versuchen an, die in Form von Reiseskizzen über das Erlebte in bremischen Zeitungen erschienen. Das Jahr 1848 zog Allmers vorübergehend in die politische Bahn; auf der äußersten Linken stehend, warb er für Freiheit und nationale Neuordnung. Der Tod des Vaters rief ihn wieder zur Landwirtschaft zurück; als neu gewählter Gemeindevorsteher hat er aber noch Jahre den öffentlichen Interessen gedient. Der Tod der Mutter im Jahre 1855 brachte für Allmers die entscheidende Wende seines Lebens: er, der unvermählt war und geblieben ist, wurde nun von allem unabhängig. Ohne materielle Sorgen, faßte er den Entschluß, für längere Zeit auf Reisen zu gehen, um seinen Wissensdurst zu stillen. Er legte sein Amt nieder, verpachtete den Hof und ging zunächst nach Berlin, wo er an der Universität bei dem berühmten Ritter geographische Vorlesungen hörte, aber auch botanische und meteorologische Kollegs belegte und als Schriftsteller in der Künstlervereinigung des «Tunnels über der Spree» Anregung und Freundschaft fand. Danach reiste er über Tübingen, wo er den alten Umland durch sein plattdeutsches Stedinger-Fragment für sich erwärmte, nach München. Hier schloß er Dichterfreundschaften mit Geibel, Heyse, Julius Grosse, Bodenstedt und Auerbach. Am nachhaltigsten war für ihn aber wohl die Begegnung mit Wilhelm Heinrich Riehl, dem Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde. Durch ihn ermuntert und beraten, nahm Allmers die Arbeit an der Erforschung seiner Heimat und ihrer Geschichte wieder auf und brachte sie mit seinem 1857 erschienenen «Marschenbuch» zu glücklichem Abschluß.

Dann ging er nach Rom, das ihm zum größten Erlebnis seines Lebens wurde. Dort trat er in den Kreis der deutschen Künstler ein, begründete mit Gleichgesinnten die «Colonna-Gesellschaft» und fand vor allem in Ernst Haeckel, dem jungen deutschen Darwin-Schüler, den getreuesten Freund seines Lebens. Nach fast vier Jahren zog es ihn aber doch wieder in die Heimat, wo er zunächst die reichen italienischen Eindrücke dichterisch verarbeitete, die er dann unter dem Titel «Römische Schlendertage» der Öffentlichkeit übergab.

Für die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens machte er sich zur Aufgabe, seinen Marschenhof zu einem Künstlersitz auszugestalten, mit dem Ziel, ihn zu einer Bildungsstätte zu erheben, ähnlich wie sie dem Dänen Grundtvig für seine bäuerlichen Landsleute vorschwebte. Malerfreunde, wie Knille, von Dörnberg und Fitger, halfen ihm dabei, und so erhielten Haus und Garten allmählich die einmalige und eigenartige Prägung, welche den Besucher des Allmershofes hinter dem Weserdeich noch heute überrascht und beeindruckt. Den Verkehr mit den vielen Freunden – er war ein Meister in der Freundschaft – hielt er in leb-

haftem Briefwechsel aufrecht, manchmal brachten Reisen auch ein Wiedersehen mit ihnen. Seine größte Altersfreude war, daß ihm die Heidelberger Universität zu seinem achtzigsten Geburtstage noch die Ehrendoktorwürde verlieh, in Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen für die deutsche Literatur.

Die Allmers zutiefst innewohnenden Pole von Heimatliebe und Fernesehnsucht, von Verehrung der heimischen germanischen Vorzeit – meinte er doch, von friesischen Häuptlingen abzustammen – und von Liebe zur Antike, die er im persönlichen Leben so glücklich miteinander zu verbinden und auszugleichen verstand, sind auch seinem Werke in solcher Verknüpfung fruchtbar geworden: nicht für sich, sondern wie Brüder stehen seine beiden Hauptwerke, das « Marschenbuch » und die « Römischen Schlendertage », heute vor uns. Beide haben natürlich als Kinder ihrer Zeit von dem, was an jedem Geschöpf sterblich ist; beide besitzen aber auch so viel an unvergänglichem Geist, daß wir uns wenigstens einer mittelbaren Wirkung bei ihrer Lektüre nicht entziehen können.

Das « Marschenbuch » bietet eine Sammlung geographischer, historischer und volkscundlicher Aufsätze über die heimatlichen Wesermarschen. Im Sinne von Riehls das gesamte Deutschland umfassender Kulturgeschichte [Land und Leute] bot Allmers mit seinem Werk erstmalig für Deutschland das Muster für eine bewußt nur einen engeren Raum ausschöpfende und erhellende Monographie einer Landschaft. Daß Allmers, wie nachher Fontane mit seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg, mit seinem Werk gleich einen Gipfel dieser Literaturgattung erklimmen konnte, dankt er der glücklichen Synthese von wissenschaftlichem Denken und dichterischem Erschauen, unter der seine Niederschrift gestanden hat.

Die « Römischen Schlendertage » brachten dem Dichter eine fast noch größere Berühmtheit. Mit ihren manchmal vielleicht zu persönlich empfundenen, die wir nicht mehr so ganz zu teilen vermögen, im großen aber von edler Leidenschaft und Begeisterung inspirierten Bildern und Gesichtern vom antiken und mittelalterlichen Rom und von der italienischen Renaissance, in Vers und Prosa, sind die « Römischen Schlendertage » jahrzehntelang für alle deutschen Italienfahrer zu einem Führer geworden, ohne den man nicht reiste. Und der Chronist möchte meinen, daß Allmers' Italienbuch dem, der wirklich zu lesen, der hinter Zeitgebundenem das Gültige herauszufinden weiß, immer noch genug an lohnender Anregung zu bieten vermag.

Am unmittelbarsten begegnet man dem Dichter aber doch wohl in seiner Lyrik, die er in dem « Dichtungen » betitelten fünften Bande seiner gesammelten Werke zusammengestellt hat. Sie spiegeln in zumeist liedhafter Form – für einige Gedichte schuf er sogar selbst eine Vertonung –, was sein Auge sah, seine Seele empfand, aber auch, was sein Geist erträumte: « Heimat und Vaterland », « Wanderschaft und Fremde » sind auch hier wieder die Hauptthemen, denen sich mit « Fromm und Frei » noch seine religiöse Lyrik zugesellt, in der sich Allmers, der intime Freund Haeckels, als der typische Gottsucher seiner dem überlieferten Glauben mit naturwissenschaftlich ausgerüsteter Kritik gegenüberstehenden Epoche ausweist. Hinter all diesen Versen steht eine Per-

sönlichkeit, welche Leben und Lebendürfen nicht anders als eine Gnade begriff und in Dankbarkeit und Freude davon singen mußte. Gesinnung und Pathos stehen bei ihm stets in schönem Einklang, der in einigen seiner Gedichte, wie der «Feldeinsamkeit», der «Heidenacht», dem «Nebelkampf» oder «Ostern in Rom», zu so reiner Meisterschaft hinaufgehoben ist, daß sie in das Dauergut deutscher Dichtung eingegangen sind. Was hätte sich der Dichter, was aber auch hätten wir uns Schöneres wünschen können?

Wenden wir uns nach dieser Rückschau nunmehr dem Jahrhundert zu, das wir auch schon zur Hälfte durchmessen haben, und den Wegen, auf denen die deutsche Dichtung in ihm weitergeschritten ist. Da treffen wir schon gleich zu Beginn auf einen starken Wechsel der künstlerischen Impulse, auf eine ganz andere Besinnung und Gesinnung der geistigen Schau, jenen schöpferischen Tendenzen, die wir heute in Zusammennahme ihrer vielen Teilnamen den «Jugendstil» nennen. Mit seiner Ablehnung sowohl der Pseudokunst der Gründerjahre wie des an seiner eigenen Atemnot und Seelenarmut bald erlegenen Naturalismus durchsetzte der Jugendstil Dichtung, Musik und bildende Künste sehr bald mit neuen Inhalten, die auf einer ethischen und ästhetischen Reform des Lebens überhaupt gründeten; es war viel romantisches Denken dabei im Spiel, wenn wir das Wort einmal als Vorrechtsanspruch des Seelenhaften vor der Körperlichkeit der Dinge verstehen wollen. Obgleich diese Bemühungen auf allen Gebieten der Kunst am Ende ihr Ziel nicht erreicht haben, aus ihrer Natur heraus auch gar nicht erreichen konnten, ist dieser Erneuerungsbewegung dennoch ein weit Größeres zu danken: daß sie nämlich dem schöpferischen Künstler neue Freiheit zur Selbstentfaltung seiner Anlagen ohne einen Regelzwang gewinnen half.

So muß der Jugendstil auch für die Dichtung noch heute als die Quelle alles dessen angesehen werden, was sich in ihr etwa seit 1910 selbständig fortgebildet hat. Der Expressionismus geht auf ihn gleicherweise zurück wie die gemäßigeren Richtungen, die, um Stilbildung bemüht, neben ihm einherliefen und seiner oft bedenklichen Formlosigkeit gegenüber am humanistischen Erbe einer festen sprachlichen Struktur festhielten. Das reich erblühende Leben in unserer Dichtung, das die Kriegsjahre 1914 bis 1918 kaum beeinträchtigt, eher noch aktiviert haben, wurde dann aber erdrückt, als der Nationalsozialismus an die Herrschaft gelangte. Freiheit der Intuition in Dichtung und Kunst wurde getötet und primitiver Dilettantismus aufs Schild gehoben. Ein Vakuum trat ein, das uns an seinem Ende ringsum, außen und innen nur Trümmer hinterließ. Auf mindestens ein Menschenalter hin ist uns nun ihre Abtragung auferlegt, eine Aufgabe, für deren Gelingen entscheidend sein wird, wie wir neben dem materiellen Aufbau auch den Geist heilen und die Geltung der ihn an der Spitze repräsentierenden Kunst wiederherstellen können.

An den letzten sechzig Jahren deutscher Dichtung, ihrem Blühen und ihrer Not, haben auch zwei Bremer teilgenommen: Rudolf Alexander Schröder und Manfred Hausmann. Beide leben und wirken noch unter uns, sind also nicht

schon «geschichtliche» Persönlichkeiten geworden, aber ihre Stellung in der deutschen Literatur und darüber hinaus in der außerdeutschen Geisteswelt ist bereits eine so fest geprägte, daß wir beider Erscheinung schon umreißen können. Ihre Portraits mögen die Bildfolge Bremer Dichter der letzten hundert Jahre abschließen.

#### *Rudolf Alexander Schröder*

Rudolf Alexander Schröder [geboren 1878] entstammt einer alteingesessenen Bremer Familie; sein Geburtshaus, das er in seinen Jugenderinnerungen «Unser altes Haus» samt dem ihm innewohnenden, tief christlichen Leben seiner Bewohner so liebevoll beschrieben hat, hat als einziges der alten Wohnstraße die Bombennächte von 1944 überstanden. Nach dem Besuch des Gymnasiums ging Schröder nach München, um sich zum Architekten auszubilden. Sein Schulfreund Alfred Walter Heymel folgte ihm nach, und nun verwirklichten beide ihren schon in der Prima gefaßten Plan einer literarisch-künstlerischen Zeitschrift von höchstem Anspruch durch die Herausgabe der «*Insel*», aus der sich nach wenigen Jahren der noch heute bedeutende Insel-Verlag entwickelt hat, während die Zeitschrift selbst nach drei Jahren einging. Mit der «*Insel*», die dichterische Beiträge nicht nur der beiden Bremer, sondern der bedeutendsten jungen Talente der Zeit enthielt, trat Schröder in das deutsche Schrifttum ein, in dem er bald als ein Eigener sich einen Namen erwarb.

In München legte er auch den Grund zu vielen seiner Geistesfreundschaften, besonders der zu Hugo v. Hofmannsthal, einmaligen und förderksamsten Kunstkameradschaften, die ihm auch in die Heimat folgten, als Schröder sich in ihr als feinsinniger Architekt und Innenraumgestalter 1903 niedergelassen hatte. Auch nach dem ersten Weltkriege, an dem Schröder in den verschiedensten Funktionen teilgenommen hat, blieb er in der Heimat seinem «Brotberufe» treu, in dem er sich die Ideen des Deutschen Werkbundes, zu dessen führenden Männern er gehörte, ganz zu eigen machte: handwerkliches Können in materialgerechter Ausübung zu möglicher Vollkommenheit zu steigern. Die großen Raumausstattungen der Passagierschiffe des Norddeutschen Lloyd waren dafür beredteste Zeugnisse. Daneben blieb Schröder, vor und nach dem Kriege, immer und zuerst Dichter. In unablässiger Auseinandersetzung mit der Sprache, ihren Gesetzen und Geheimnissen, wie durch sein tiefes Eindringen in die großen Dichtungen fremder Literaturen alter und neuer Zeit reifte sein Talent zu Größe und Gewalt des Wortes, wie es nur wenigen der Zeitgenossen zur Verfügung stand. 1931 gab Schröder die Architektur auf, um nur noch seinem dichterischen Schaffen zu leben.

Als Schröder in der verhängnisvollen Periode des Nationalsozialismus am Schicksal von Freunden und Kollegen, die gleich ihm aus ihrer Ablehnung jener «Weltanschauung» und Methoden kein Hehl gemacht hatten, erfuhr, welche Gefahren damit auch für ihn heraufzogen, entschloß er sich zum Ver-

lassen der geliebten Heimatstadt und übersiedelte nach dem oberbayrischen Bergen, wo er in größerer Ruhe arbeiten konnte und wo er noch heute lebt. Nach dem Zusammenbruch von 1945 berief ihn die Vaterstadt häufig zu kulturellen Dienstleistungen, denen er sich bis an die Grenze seines jetzt biblischen Alters auch nie versagt hat; dafür ehrte sie ihn mit der höchsten Auszeichnung, die sie zu vergeben hat: mit der Ernennung zu ihrem Ehrenbürger. Auch heute noch ist R. A. Schröder der einzige Ehrenbürger der Freien Hansestadt Bremen.

Schröders dichterisches Werk liegt heute bereits abgeschlossen und von ihm selbst der letzten Redaktion unterzogen vor uns: Peter Suhrkamp, der unlängst verstorbene Verleger, hat es nach den Verlusten durch den Krieg in seine Verwahrung genommen und zum fünfundsiebzigsten Geburtstag des Dichters in fünf umfänglichen Bänden herausgebracht, denen dann noch ein sechster mit den Übertragungen aus der französischen Klassik gefolgt ist. Es ist ein weltweites Werk, wie jeder Band bezeugt.

Da sind zuerst die Gedichte, in denen Schröder am allereigensten zu Hause ist, die durch Zucht und geistige Redlichkeit zu makelloser Reinheit gediehenen Bekenntnisse eines wahrhaft erfüllten Menschenlebens. In den «weltlichen» Gedichten, in denen Schröder mit musikalischer Einfühlung gern die antiken Formen der Ode oder der Elegie verwendet, auch das Sonett neu belebt hat, erschließt sich das Weltkind mit seiner tiefen Liebe zu allem Geschöpflichen, der Mensch unter Menschen und in der Natur. In den «Geistlichen» Gedichten spiegelt sich die immerwährende Suche des Christen nach einer letzten Seinsverankerung wider; sie werden allen gleich ihm gegen Zweifel und Unmut ehrlich ringenden Menschen unserer gottfernen Zeit noch lange Sicherheit und Hilfe geben.

Den zweiten Teil des Schröderschen Werkes füllen die «Aufsätze und Reden», die er aus den verschiedensten Anlässen zu schreiben oder zu sprechen beauftragt wurde. Zumeist sind es Dichterbegrüßungen zu Fest- oder Erinnerungstagen, die den großen Erscheinungen der abendländischen Literatur, aber auch manchem Gefährten unter den Mitlebenden gewidmet sind. «Jedes große Kunstwerk ist eine unmittelbare Botschaft des Geistes an die Welt», hat Schröder einmal gesagt. Solche Botschaft auch unserem heutigen Denken und Fühlen wieder nahe zu bringen, bemühte er sich in diesen Deutungen und Anrufen, die durch den edlen Stil seiner Prosa selbst zu sprachlichen Meisterwerken geworden sind.

Den äußerlich größten Umfang macht sein Übersetzerwerk aus. Ähnlich wie vor hundert Jahren Otto Gildemeister, strebt Schröder bei seinen Eindeutschungen danach, die Unmittelbarkeit des fremden Werks auch im deutschen Kleid lebendig zu erhalten und sich dem Original stärker anzunähern, als dies seinen Vorgängern möglich war. Auf diese Weise hat er mit Erfolg die Homerischen Epen, verschiedene Dramen Shakespeares, Corneille, Racine und Molière neu übersetzt. Das größte Verdienst erwarb sich Schröder aber mit seinen Nachschöpfungen der lateinischen Poeten Virgil und Horaz, die

unserer Vorstellung in den letzten Jahrhunderten sehr fern gerückt waren; ihr eigentümliches, für das Werden abendländischen Bewußtseins so bedeutsames Dichtungswerk hat er uns völlig neu erschlossen und zu neuem Besitz übergeben. «In wahrhaft humaner und christlicher Gesinnung ist er ein Vorbild seiner Mitbürger und seinem Volk», schloß die Urkunde, die Schröder bei seiner Ernennung zum Bremer Ehrenbürger überreicht wurde. Möge das Beispiel seines Dichteramtes fruchtbringend in die Zukunft fortwirken!

#### *Manfred Hausmann*

Manfred Hausmann [geboren 1898] stammt aus Kassel. Er verlebte seine Jugend- und Schulzeit in Göttingen, wo sein Vater eine optische Fabrik leitete. Von der Schulbank weg zog er gegen Ende des Krieges noch ins Feld, aus dem er schwer verwundet heimkehrte. In Heidelberg und München studierte er danach Germanistik und promovierte bei dem bekannten «Theaterprofessor» Artur Kutscher zum Doktor der Philosophie. Die Inflation mit ihren Folgen zwang ihn vorübergehend in die verschiedensten Berufe, bis er dann in Bremen als Feuilletonredakteur der *Weser-Zeitung* endlich ein ihm und seinen literarischen Neigungen entsprechendes Betätigungsfeld fand. So wurde Hausmann, zugleich einer tiefen Wahlverwandtschaft zu Menschen und Landschaft des norddeutschen Raumes folgend, zu einem Bremer, der zwar lange Jahre vor den Toren der Stadt in dem Künstlerdorf Worpswede sich ansässig machte, nun aber schon etliche Jahre auch wohnungsmäßig in der Stadt am Weserstrom eingebürgert ist. Von 1929 bis zum Ende des zweiten Weltkrieges, bei dessen Beginn er für kurze Zeit wieder eingezogen wurde, war er freier Schriftsteller, dann wurde er für acht Jahre wieder Redakteur am Bremer *Weser-Kurier*, am Wiederaufbau der deutschen Presse mitwirkend. Jetzt lebt er nur noch seinem künstlerischen Schaffen auf seinem «Dyllenhoff» am hohen Ufer der Weser. Hausmann kommt aus der alten Jugendbewegung und begann als Student aus solchem Geist mit ersten Spielen für die Jugend- und Laiengruppen, einem «Marienkind» und einer ersten «Lilofee». Neben Gedichten kamen in den ersten Bremer Jahren dann Erzählungen dazu, die meist um Bremen angesiedelt waren, aber nie im nur Heimatlichen steckenblieben. So wurde man auch außerhalb Bremens bald auf sie aufmerksam, und schließlich nahm der große Verleger S. Fischer, der zahlreiche bedeutende deutsche und ausländische Autoren betreute, ihn in seinen Verlag. Mit seinem Roman «Lampion küßt Mädchen und kleine Birken», dem an ihn anschließenden «Salut gen Himmel» und dem Reisebuch «Kleine Liebe zu Amerika» übergab Hausmann die ersten großen Werke der Öffentlichkeit. Rasch wuchs sein Ansehen als Dichter und erreichte mit seinem Roman um junge Menschen «Abel mit der Mundharmonika» einen ersten Gipfelpunkt. Seinem nächsten Buch «Abschied vom Traum der Jugend» war ein so großer Erfolg zunächst nicht beschieden. Der National-

sozialismus hatte begonnen und das Kunstverständnis auf andere Bahnen gezwungen. Nur mit der zu einer dramatischen Ballade glücklich ausgeweiteten neuen Fassung der «Lilofee» konnte Hausmann bei der Uraufführung in Dresden, mit Erich Ponto als Smolk, 1937 noch einmal herzlichste Zustimmung finden. Der Dichter, dem der Zwang der Hitlerbewegung zuwider war, hat für die Öffentlichkeit dann lange geschwiegen und ist mit größeren Arbeiten erst wieder nach dem Kriege hervorgetreten. Unterdessen feilte er an seinem Gedichtwerk und mehrte es in der Stille, heute liegen seine drei Verssammlungen in einem inhaltsvollen Bande «Gedichte» vereinigt vor, denen sich die melodisch eingefühlten Nachdichtungen frühgriechischer, japanischer und chinesischer Lyrik [«Das Erwachen»; «Liebe, Tod und Vollmondnächte»; «Hinter dem Perlenvorhang»] und des biblischen Hohen Liedes [«Das Lied der Lieder»] noch zugesellen.

In dieser Wartezeit wandte Hausmann sich aber auch einer betrachtenden Prosa zu, die mittlerweile zu einem sehr entscheidenden Teil seines bisherigen Werkes geworden ist. Er hat sie nach dem Kriege in vier Bänden herausgegeben, welche die Titel «Einer muß wachen», «Die Entscheidung», «Trost im Trostlosen» und «Die Hirten» führen. Alle diese Betrachtungen und Besinnungen hängen auf das engste mit der sich in eben diesen Jahren der Einsamkeit bei Hausmann vollziehenden Hinwendung zu einem entschiedenen Christentum zusammen, auf dessen Fragestellungen, wie sie sich aus unserem persönlichsten Leben oft hart und unbarmherzig ergeben, er sich mehr und mehr gedrängt fühlt, Antworten zu geben.

Ein Gleiches versucht Hausmann auch in seinen nach dem Kriege entstandenen dramatischen Spielen zu tun, die alle um das Problem des menschlichen Schuldigwerdens vor Gott kreisen: «Der dunkle Reigen», «Hafenbar», «Der Fischbecker Wandteppich», «Aufruhr in der Marktkirche» und zuletzt «Die Zauberin von Buxtehude». Teils sind es Auftragsarbeiten, die aus Jubiläumsanlässen geschrieben sind, und die, obwohl auch der Bühne zgedacht, Legenden- und Mysterienspiele bleiben. Ihre glückhafte und echte Interpretation ist durch schauspielerische Perfektion allein nicht zu erreichen, sie setzt die geistige Wahlverwandtschaft zwischen der Dichtung und ihrem Vermittler voraus.

Hausmanns zuletzt erschienene Erzählungsbände heißen «Der Überfall», eine Sammlung von Novellen, «Liebende leben von der Vergebung» und «Was dir nicht angehört». Im Mittelpunkt dieser Dichtungen steht immer wieder der betroffene Mensch, von dem Entscheidung gefordert wird, die nur er allein vollziehen kann.

Hausmanns Dichtung, ob wir nun an die frühen großen Romane, ob an seine Lyrik oder die in seinem evangelischen Christsein verwurzelten dramatischen Werke und Erzählungen aus dem letzten Jahrzehnt seines nie ruhenden Schaffens denken, trägt als ein besonderes Kennzeichen, daß sie eine ungeheure Nähe besitzt, daß sie stets und ohne Umschweife, trotz der Verfeinerung, die sie im einzelnen durch ihn erfahren hat, immer natürlich und ganz am Leben bleibt. Hausmann hat es alle Zeit vermieden, sich auf künstlerisches Experi-

mentieren einzulassen, statt dessen übergab er allem, was er schrieb, sein revolutionierendes, sein immer im Aufbruch zu allem Lebenswagnis bereites Herz. Deshalb schart Hausmann, der wohl gewachsen, aber nicht alt geworden ist, auch heute noch, und wieder, die jungen, die sich selbst noch suchenden Menschen so zahlreich um sich.

Das Fragen und Sehnen nach den letzten Gründen und Geheimnissen, in Ehrfurcht, auch vor dem Unfaßbaren des Lebens und der Seele, ist aber eines der Urelemente alles Dichtens und gibt ihm Verbindlichkeit, über die Zeiten hinauszuweisen.

Rudolf Frenzel

Die Volkskunde

*Nord, Ost, Süd, West – Bremen best*

ist ein oft und gern zitiertes Sprichwort in der alten Hansestadt. *Carl Julius Weber*, der welterfahrene und scharf beobachtende reisende Schriftsteller, meinte am Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß sich in diesem Spruch die besonders ausgeprägte Heimatliebe des Bremers zeige, die im Zusammenhang mit der geographischen Lage gesehen werden müsse: *Die Bremer sind nicht ganz mit der Zeit fortgeschritten, aber Bremen liegt auch recht isoliert, alle sind untereinander verwandt und so isoliert sich auch der Bremer und verläßt nur ungern seine Stadt: Ost, Süd, Nord, West – Bremen best!*

So ganz leuchtet das freilich nicht ein; Bremen, die Stadt der Kaufleute und Handelsherren mit Übersee, vereinigt zwei Komponenten, den konservativen und den expansiven Zug, jener blickt in die Nähe, sorgend für Haus, Familie, Stadt und Staat, dieser in die Weite, übers Meer, ins ferne Ausland. Vielleicht erklärt sich gerade aus dieser beruflich erzwungenen Hinwendung zu fremden Ländern die so extrem anmutende Liebe zur engsten Heimat.

Für seine Stadt also, die beste in allen Himmelsrichtungen, der keine in der ganzen Welt gleicht, dürfen wir hoffen, daß der Bremer alles tut und getan hat, um ihr den Rang zu geben, der ihr gebührt und um zu dokumentieren, wie ernst es ihm mit diesem Spruch ist.

Betrachten wir jetzt die Liebe der Bremer zu ihrer Stadt ausschließlich unter dem Gesichtspunkt volkskundlicher Bestrebungen, so dürfen wir nie vergessen, daß in Bremen in der Hauptsache die Kaufleute bestimmend waren und nicht die Wissenschaften. Unsere Untersuchungen werden also nicht immer positiv ausfallen und wir Heutigen müssen sagen: «Seht, das hättet ihr damals nicht unterlassen dürfen, das war eine ganz große Gelegenheit.»

Nichts im Leben läßt sich aber mit dem Wörtchen wenn . . . oder hätte . . . nachträglich ändern; wir können nur feststellen und versuchen, Versäumtes nachzuholen, um vorwärtsschauend die jetzigen Möglichkeiten mit warmer Liebe zur Sache zu erkennen und zu nutzen.

Man solle dem Volke aufs Maul schauen, hatte Martin Luther zwar empfohlen, aber dabei natürlich nicht daran gedacht, Forschungen im Sinne der heutigen Volkskunde zu betreiben. Deswegen ist es auch für einen solchen Rückblick

müßig, angefangen von Adam von Bremen, alle Chronisten oder Schriftsteller aufzuführen, die volkskundlich interessante Hinweise oder Beschreibungen gegeben haben; nur wenige wertvolle Sammlungen sollen besonders hervorgehoben werden.

Da ist zuerst das «Bremisch-niedersächsische Wörterbuch», das bescheiden als ein «Versuch» bezeichnet wird, zu nennen. Wahrscheinlich an ähnliche Ideen des Pastors von St. Stephani, *Gerhard Meier* [1646–1703], der mit Leibniz in Verbindung stand, anknüpfend [leider ist seine Wörtersammlung verlorengegangen], hatten die Mitglieder der «Bremisch-deutschen Gesellschaft» in den Jahren 1767–1771 ein fünfbandiges Gemeinschaftswerk verfaßt, das in alphabetischer Anordnung die wichtigsten Ausdrücke der Zeit enthält, aber auch Sprichwörter, Redensarten, veraltete Wörter, Bezeichnungen von Gegenständen und der Volksmedizin nicht ausläßt und so zu einer unerschöpflichen Fundgrube für die volkskundliche Forschung geworden ist.

Wer glaubt, daß diese einzigartige Leistung sofort Schule gemacht und zu neuen Sammlungen angeregt hätte, der irrt sich. Der Alltag ist ja selbstverständlich, nur Besonderes, Höhepunkte im Leben werden im Gedächtnis bewahrt oder aufgeschrieben. So wird das Gebräuchliche nur selten beachtet, weil es außerdem als fest und überdauernd gilt und man nicht ahnt, daß es eines Tages ebenfalls vergangen sein wird.

Bremens großer Bürgermeister *Johann Smidt* hatte als Student die Anfänge der Sammlung volkstümlicher Überlieferungen erlebt. Über vierzig Jahre war er mit den «Vätern» der Volkskunde, den Brüdern *Jacob und Wilhelm Grimm*, eng befreundet, die Märchen, Sagen, Rechtsaltertümer und volkstümliche Brauchtumsformen aufschrieben und veröffentlichten, freilich nicht zu dem Zwecke, um eine neue Wissenschaft zu begründen, sondern um neue Quellen für eine germanische Altertumskunde zu erschließen.

Der um zwölf Jahre ältere *Johann Smidt* hatte *Jacob Grimm* 1814 als kurhessischen Legationssekretär im Hauptquartier der Verbündeten kennen- und schätzengelernet. Beide fühlten sich durch ihre Liebe zum deutschen Altertum aufs engste verbunden. Auch nach der Rückkehr aus Frankreich hielt die Freundschaft an, sie trafen sich wieder beim Wiener Kongreß und besuchten sich auch in späteren Jahren gegenseitig. *Smidt* trug wesentlich dazu bei, daß die *Grimms* 1827 nach Göttingen an die Universität berufen wurden, die sie zehn Jahre später nach der Eidesverweigerung auf den König von Hannover mit fünf anderen Professoren wieder verlassen mußten. Als zu ihrer Unterstützung aus allen Teilen des Reiches Freundschaftsbeweise eintrafen, zeigte auch Bürgermeister *Smidt* offen seine Verbundenheit mit den Freunden.

Im Bremen existierte damals auf dem Papier das Gymnasium illustre mit seinen vier Fakultäten noch, an dem *Smidt* selbst tätig gewesen war, und das im Jahre 1811 der französische Generalinspekteur für den öffentlichen Unterricht, Baron *Georges von Cuvier*, als eine gute Grundlage für eine Universität empfohlen hatte. Aber man ließ den hochschulartigen Charakter fallen und war froh, als in einer Entscheidung des Oberappellationsgerichtes in Lübeck 1843,

bei einem Prozeß um die Rente der Witwe eines Professors, amtlich erklärt wurde, daß das Gymnasium aufgehört habe zu bestehen. Dr. *Friedrich Prüser* meint, die Ursache für den Rückgang der Schule sei durch den veränderten Zeitgeist begründet gewesen. Das mag richtig sein, müssen sich aber Hochschulen nicht immer wieder neuen Zeitabschnitten anpassen, wenn sie wachsen und gedeihen sollen? Die Universität Wittenberg wäre durch die unmögliche Lage am Rande der « westlichen Welt », sowie durch den dörflichen Charakter des Ortes schnell zum Sterben verurteilt gewesen. Trotzdem wurde sie die Universität der deutschen Jugend, weil junge Gelehrte, erfüllt von einem neuen Geist, hier tätig waren, die alle anzogen, die ihn ebenfalls verspürten.

Es mag vermessen erscheinen, historische Vergleiche zu ziehen. Aber wäre es nicht eine großartige kulturelle Tat Smidts gewesen, eben aus dem neuen Geist der Zeit, in einer freien Stadt, eine neue Hochschule, an die man als ersten Lehrkörper die « Göttinger Sieben » hätte berufen können, aufzubauen? Wahrhaftig eine einmalige Gelegenheit, denn durch die Empörung des deutschen Volkes gegen die Unterdrückung in Hannover hätte man sicherlich einen großen Teil der Jugend nach Bremen ziehen können. Smidt war aber wohl schon zu sehr Kommunalpolitiker geworden, so sehr, daß er mehrfach behauptete, die Wissenschaften seien in Bremen nicht heimisch.

Vielleicht wären auch die Brüder Grimm 1837 nach Bremen gekommen. Sie hatten einen großartigen Plan für die Sammlung aller Äußerungen des Volkes aufgestellt und die Einrichtung einer Sammelstelle empfohlen. Jacob und Wilhelm wollten dieses Hauptarchiv selbst verwalten, zu dem das Material von vielen örtlichen Sammelpunkten fließen sollte.

Die Anregungen, die durch die Märchen- und Sagensammlungen der Brüder Grimm ausgingen, sind nicht ohne Echo geblieben. Eine emsige Sammeltätigkeit setzte in den folgenden Jahrzehnten in Deutschland ein, die der späteren Forschung unersetzliches Material in die Hand gab.

Für Bremen darf es nicht verwunderlich erscheinen, wenn als erster Sammler ein Mann von sich reden machte, der seinen Vorbildern sehr nahe stand, der Sohn des Bürgermeisters nämlich, *Heinrich Smidt*. 1836 erschien eine anonyme und wie sich später ergab, von ihm zusammengestellte Sammlung: « Kinder- und Ammen-Reime in plattdeutscher Mundart », zu der es in der Vorrede heißt: *Sprachforscher, Historiker, Beflissene der Volks- und Menschenkunde erhalten, wenn auch kein fruchtbares, doch in dieser Zurichtung wenigstens noch niemals dargebotenes Feld für ihre Untersuchungen*. Es ist eine sehr wertvolle, wenn auch im heutigen Sinne keine streng wissenschaftliche Sammlung, denn Smidt hat sprachlich verschönt und herzhaftere Derbheiten weggelassen, die Leistung des Bremer Archivars und späteren Senators aber ist großartig und einmalig.

Eine zweite, wissenschaftlich weniger bedeutsame, dafür aber weitaus beliebtere « Sammlung »: « Bremen's Volkssagen » erschien ein Jahr vor dem Tode seines jungen und hochbegabten Herausgebers. *Friedrich Wagenfeld*, Sohn eines Bremer Krämers, eignete sich auf der Schule die griechische Sprache an, ging dann zur Universität, um orientalische Philologie zu studieren. Vorlesungen

und Übungen behagten ihm aber nicht und so nahm er, ohne ein Examen abgelegt zu haben, schließlich in Brinkum eine Stelle als Hauslehrer an.

Von hier spielte er 1836 der gelehrten Welt einen ironischen Streich mit der Nachricht, in einem portugiesischen Kloster sei eine Abschrift des phönizischen Historikers Sanchuniathon gefunden worden, die er übersetzt habe. Als das Werk erschien, wurden bald Zweifel laut, und es stellte sich später heraus, daß diese Urgeschichte der Phönizier eine Fälschung war.

An Wagenfelds Ruf war nun nichts mehr zu retten. Für die «gebildete Welt» war er erledigt, und so findet man ihn fortan in den Kreisen des einfachen Volkes. Wo immer er auch auftauchte, bei den Arbeitern des Hafens, bei der Bevölkerung des Landes, in Gastwirtschaften und Kaschemmen, immer war er durch seine Hilfsbereitschaft und Gutmütigkeit beliebt und gern gesehen. Hier konnte er echtes Volksleben beobachten, hier hörte er alte Geschichten, wie man sie keinem Gelehrten mit Stehkragen und Notizblock jemals erzählt hätte.

Zu Hause angekommen, notierte sie Wagenfeld aus dem Gedächtnis und benutzte sie für seine Sagensammlung. *Der wissenschaftliche Sagensammler muß eigentlich . . . alles bringen, was er findet und wie er es findet*, so beginnt er sein Vorwort. Das sei aber nicht seine Absicht, fährt er fort, echte Sagen habe er zwar unverfälscht wiedergegeben, bei Bruchstücken aber den Zusammenhang hergestellt.

Dieser «Zusammenhang» wird dann in einer epischen Breite, mit bewundernswerter Erfindungsgabe, aber auch im volkstümlichen Ton komponiert. Als etwa fünfzig Jahre später *Hermann Tardel* die Sagen volkskundlich untersuchte, stellte er fest, daß ihre Beliebtheit nicht davor täuschen kann, daß sie mehr Dichtung als Wahrheit enthalten.

Der Göttinger Ordinarius für Volkskunde, *Prof. Dr. W. E. Peuckert*, ohne Zweifel der beste Kenner der europäischen Volkssage, hat gerade jetzt die Wagenfeldschen Sagen analysiert und die ursprünglichen Sagenmotive wieder herausgestellt, um sie in einer in Vorbereitung befindlichen «Bremer Sagensammlung» abzudrucken.

*Friedrich Wagenfeld* war also Sammler und Schriftsteller zugleich, und es ist müßig, darüber nachzudenken, auf welchem Gebiet er sich am meisten verdient gemacht hat. In ähnlicher Art ist hier aber auch die heimatliche Literatur zu nennen, die – ganz gleich ob mundartlich oder in hochdeutscher Sprache – Ausdruck der Eigenarten der Menschen, ihres Lebens, ihrer Anschauungen, Sitten und Gebräuche ist und Stammeseigentümlichkeit sowie Charakter widerspiegelt.

Freilich nicht so, wie das eine genau aufgeschriebene mündliche Aussage vermag. *Tami Oelfken*, deren Gestalten – aus ihrer Blumenthaler Heimat entlehnt – wir gernhaben müssen, weil sie mit liebevoller Feder ihre Urwüchsigkeit, die nur zu diesem Landstrich gehören kann, festhielt, hat das einmal von einer ihrer Romanpersonen so ausgedrückt: «Es wäre ganz abwegig, wenn mir jemand sagte, so aber sei Maddo Clüver nicht gewesen. Nein, vielleicht war sie nicht ganz so herrlich, nicht ganz so redlich und sauber – nur, sie muß so

geschaffen werden, damit wir uns in ihrem Glanz spiegeln können. Wir leben von diesem verdichteten Licht. Das erscheint mir als meine Aufgabe: alle Gestalten so liebenswert zu machen, daß unser Herz wieder warm wird und sich in seiner gütigen Welt zu Hause fühlt.»

*Hermann Allmers* [1821–1902], aus dem Erlebnis der Ferne immer mehr in seine Heimat hineinwachsend, hat in dem « Marschenbuch » 1857 seinem Land und seinen Leuten ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Er gab der Heimatforschung Anregungen, öffnete den Marschbewohnern die Augen für die Schönheit der Heimat und kümmerte sich um alle Dinge, die ihr Leben betrafen. So ist das, was man später mit dem Wort « Heimatschutz » bezeichnete, eigentlich schon von ihm vorweggenommen. Allmers war also mehr als ein Heimatdichter und Künstler, er war Anreger und Volkserzieher zugleich und er ist aus der Entwicklung der Marschen nicht wegzudenken.

Als Klassiker der bremischen Heimatdichtung ist immer wieder *Georg Droste* [1866–1935] bezeichnet worden. Er, der mit bewunderungswürdiger Haltung seine in der Jugend erlittene Erblindung ertrug, gab das einmal Geschaute aus dem Gedächtnis mit großartiger bildnerischer Kraft wieder: das Volksleben einer Straße nahe der Weser, dem Osterdeich um 1870, als dieser noch nicht mit großen Häusern bebaut und von schnellen Kraftwagen befahren, sondern von kleinen Leuten, tüchtigen Handwerkern, Schulmeistern und Küpern bewohnt wurde. Neben anderen Büchern ist der heute nach wie vor so beliebte und auch vom Rundfunk immer wieder benutzte Entwicklungsroman « Ottjen Alldag » besonders bekannt.

Drei Namen sind aus der Vielzahl der verstorbenen heimatlichen Schriftsteller noch herauszuheben: *Wilhelm Rocco* [1819–1897], dessen spannende, gemüts-warme und humorvolle Erzählungen fast alle in Bremen und seiner Umgebung spielen; *Wilhelm Scharrelmann* [1875–1950], der das Leben der – oft kauzigen – Einwohner in Bremens altem Stadtteil, dem Schnoor und Tieferviertel, in seine Geschichten bannte; und schließlich *Karl Lerbs* [1893–1946], den Meister der Anekdote, der mit wenigen Sätzen Menschen und ihre Charaktere wirklich und treffend zu skizzieren verstand.

Weit und großräumig ist das Land, durch das in ruhiger Majestät der Strom zur Nordsee fließt, endlos ziehen sich die Wiesen und Felder mit ihren Knicks unter dem hohen Himmel hin, und breit und behäbig liegen die von Eichen umrahmten Höfe. Die Menschen sind wortkarg und bedächtig, aber mit einem Sinn für hintergründigen Humor begabt. Diese Landschaft ist der Hintergrund aller Erzählungen *Alma Rogges*, und die Erlebnisse dieser Menschen weiß sie in liebe- und humorvoller Eindringlichkeit zu schildern.

Ein Heimatdichter im echten Sinne ist auch *Heinrich Schmidt-Barrien* [geb. 1902]. Alle Orte, wo seine Bücher und Dramen spielen, sind niederdeutsche Heimat, seine Sprache ist kraftvoll wie die Menschen selbst, die er bei harter Arbeit, aber auch in derber Fröhlichkeit schildert.

Weniger als Schriftsteller, mehr als Berichterstatter, hatte der spätere Direktor der Stadtbibliothek, *Johann Georg Kohl* [1808–1878] viele fremde Länder

bereist und lebendig beschrieben, aber auch seine Heimat nicht vergessen. *Mein Reisemarsch ging sozusagen direkt durch die Häuser. Für einen wißbegierigen Reisenden gibt es keine bequemere und befriedigendere Manier, Land und Leute kennenzulernen.* Persönlich mit Menschen Fühlung zu haben, ihre Gewohnheiten zu beobachten, um dadurch Wichtiges über ihr Brauchtum und ihre Lebensweise zu erkennen, sind Grundsätze, die Kohls Bücher und Aufsätze für die volkskundliche Forschung nicht nur für Bremen, sondern für ganz Niederdeutschland zu einer Fundgrube machen.

Neben der Beachtung mündlicher Überlieferungen ergab sich eine zweite Forschungsrichtung im 19. Jahrhundert, die sich auf anderes Material stützte und die in den volkskundlichen Museen zu Hause war: die Sachvolkskunde. Sie umfaßt das gesamte Gebrauchs- und Brauchtumsgerät, die sogenannten Realien, aber auch die Werke der Volkskunst. Überall waren, vor allem in den Städten, Museen entstanden: « Zum Unterricht für die Jugend, zu historischen Forschungen und zur Erhaltung schätzbarer Monumente, zur Erregung und Ernährung des Sinnes für Bedeutung des vaterländischen Bodens und der Geschichte der Vorzeit. » Es ist selbstverständlich, daß hierbei auch Bremen nicht abseits stehen konnte.

Zuerst haben zwei Museen unabhängig voneinander und mit verschiedenen Absichten Sachgüter des bremisch-niederdeutschen Raumes gesammelt und so wichtiges Material für die volkskundliche Forschung bereitgestellt.

Das Kunstgewerbemuseum sollte als Vorbildersammlung für die 1872 entstandene Kunstgewerbeschule gelten und Schülern und Gewerbetreibenden Anregungen für die seit dem Beginn der industriellen Fertigung zurückgegangenen handwerklichen Erzeugnisse vermitteln. Fand man solche Musterstücke nicht im eigenen Raum, holte man sie weit her. So kommt es, daß ein großer Teil zwar von hohem künstlerischem und handwerklichem Rang, aber ohne Herkunftsbezeichnung, gerade die erste Voraussetzung jeder Sachforschung, ist. *Dr. Karl Schaefer*, der von 1898 bis 1911 die Sammlungen betreute, vertrat einen anderen Standpunkt. Für ihn war der Sammlungsgegenstand weniger wichtig für die Bildung des Geschmacks, sondern er sah in ihm ein Dokument der jeweiligen Zeit, das Erkenntnisse der Vergangenheit vermitteln konnte. Damit verändert sich die Absicht des Museums, und die Sammeltätigkeit erstreckte sich im verstärkten Maße auch auf bremische und niederdeutsche Altertümer, so daß sich notwendigerweise Überschneidungen mit dem zweiten, dem « Historischen Museum » ergeben mußten.

1896 hatte der Senatssyndikus *Dr. jur. Johannes Focke* der Kunsthistorischen Kommission den Vorschlag unterbreitet, sich der an den verschiedensten Stellen [Kunstverein, Gewerbemuseum, Stadtbibliothek, Archiv, Kirchen und städtischen Dienststellen] lagernden, meist unbeachteten und ungepflegten Bremer Altertümer anzunehmen, die er dann mit seinen reichen eigenen Sammlungen zu dem « Historischen Museum » vereinigte und in den folgenden Jahren mit Hilfe aller Bremer Bürger ergänzte und erweiterte. Es war das erste Mal in der Hansestadt, daß Gegenstände und Altertümer aus dem eigenen Bereich

ohne Rücksicht auf kunsthistorische und kunsthandwerkliche Werte aufbewahrt und ausgestellt wurden. Man hatte Focke von allen Seiten gewarnt und gesagt, daß in Bremen ein solches Unternehmen keine Aussicht auf Erfolg haben würde, denn in einer Stadt des Kaufmanns sei die Gegenwart und Zukunft wichtiger und notwendiger als die Vergangenheit. Man wies immer auf die Tatsache hin, daß sich die Kirchen schon Jahrhunderte zuvor von ihren Kostbarkeiten und Kleinodien getrennt hatten, daß manche wertvolle Gemäldesammlung in alle Winde zerstreut worden war und daß noch 1867 der beauftragte Senator Lampe, als in allen deutschen Landen bereits Museen, das heißt öffentliche Sammlungen, entstanden waren, die letzten Waffen des Bremer Stadtmilitärs, gegen den Protest einzelner Bürger, verschleudert hatte. Man prophezeite ihm, daß auch seine mühsam zusammengetragenen Schätze eines Tages diesen Weg gehen würden. Focke wollte nicht an solche Voraussagen glauben, seine Tatkraft für sein Museum, das er als Laie vor allem in seiner Freizeit aufgebaut hatte und dem er nun als erster Leiter vorstand, war unermüdlich. Es wurde noch zu seinen Lebzeiten nach ihm benannt und später mit dem Kunstgewerbemuseum vereinigt. Nicht aufzuzählen sind seine vielen Bittgänge zu Bremer Freunden, bei denen er Kostbarkeiten wußte, schier endlos sind seine Neuerwerbungen, die planmäßig in verschiedenen Sachgruppen gesammelt wurden; von unermüdlichem Fleiß zeugen die von ihm vorbildlich angelegten Karteien, ein unausschöpfbarer Born zur Bremer Geschichte und Volkskunde. An weiteren Plänen, Museen zu schaffen, hat es in der Folgezeit nicht gefehlt. Das einzige, welches sich bis heute gehalten hat, ist das von *D. Steilen* gegründete und heute vom «Heimatverein Bremen-Nord» getragene Vegesacker Heimatmuseum, das vor allem volkskundliches Material zur Schifffahrt, zum Handwerk und zur Industrie, sowie zum Studium der Landbevölkerung enthält.

Ein privates Bauernhausmuseum in Lesumbrook wurde nach dem Tode des Besitzers geschlossen. Andere Vorhaben, zuletzt die Schaffung eines «Werderlandmuseums» 1957, sind nur Ideen geblieben.

Nur ein großartiger Plan muß noch erwähnt werden, der, wenn er hätte verwirklicht werden können, Bremen in den Mittelpunkt aller niederdeutschen Bestrebungen gerückt hätte, der Forschungsstätte und Anziehungspunkt gleichzeitig geworden wäre. Wenn wir heute mit Staunen und Bewunderung durch die Freilichtmuseen der nordischen Länder und unseres holländischen Nachbarn wandern, die jährlich ihre Besucher zu Hunderttausenden zählen, so erinnert man sich besonders schmerzlich, daß es in Bremen beinahe ein «Niederdeutsches Freilichtmuseum» gegeben hätte. Dr. Karl Schaefer, der schon genannte Assistent am Kunstgewerbemuseum, hatte erlebt, daß Industrie und Technik immer mehr auf das Landgebiet übergriffen, dieses völlig veränderten und die traditionelle bäuerliche Kultur zurückdrängten. Das Aussehen des Dorfes wandelte sich sehr schnell, für wenig Geld verkauften die Bauern ihre schönen Möbel und Geräte an umherziehende Händler und holten sich aus der Stadt «Neues und Modernes» in ihre Stuben. Schaefer griff rechtzeitig zu. Er erwarb bunte Trachten, kunstvoll geschnittene Möbel und traditionell verzierte Geräte.

Er beschränkte sich dabei nicht allein auf das Bremer Gebiet, sondern erwarb Einzelstücke, aber auch vollständige Zimmer im Alten Land, in den Vierlanden, in der Wesermarsch und Ostfriesland. Die Absicht war, den Inhalt für das «Niederdeutsche Volkskunstmuseum» zwischen Elbe und Ems, Nordsee und Wesergebirge in Bremen zu schaffen. Ein parkähnliches Gelände auf dem Werder von einem Kilometer Länge war schon dazu bestimmt worden, die landschaftlich verschiedenen Bauernhäuser und ihre Einrichtungen aufzunehmen. Doch ließ sich diese Idee nicht verwirklichen, Schaefer verließ Bremen, um andere Aufgaben zu übernehmen, sicherlich aber auch, weil die Widerstände gegen seine vorausschauenden Pläne zu groß waren.

Die Sammlungen des Focke-Museums wurden seit 1924 von dem aus der Schule Prof. Dr. Otto Lauffers kommenden *Dr. Ernst Grohne* betreut. Mit Grohne war ein Volkskundler an das Museum gekommen, der die schwierige Aufgabe übernahm, beide Museen zu vereinigen, weiter auszubauen und zu vervollständigen. Im letzten Kriege mußte er die kostbare Sammlung vor den Fliegergefahren verbergen. Das urtümliche alte Gebäude des Museums wurde zerstört und die Inventare dezimiert; aber sie blieben lebensfähig. Der jetzige Direktor *Dr. Werner Kloos* wird in Kürze ein neues Haus einrichten können. Für die Sammlung des Landgebietes konnte keine schönere Unterkunft als ein altes Bremer Bauernhaus, niederdeutscher Art, gefunden werden, das aus der unmittelbaren Nähe der Stadt, aus dem vergangenen Dorf Mittelsbüren stammt.

Da die Ergebnisse der volkskundlichen Arbeit in Bremen von mir im Jahrbuch der Bremischen Wissenschaft, Bd. 1, ausführlich behandelt wurden, kann ich mich auf eine Übersicht beschränken.

*Wer botanisiert, ist darum noch kein Botaniker, aber der Botaniker wird ohne Botanisieren nicht auskommen; wer Sagen sammelt, ist darum noch kein Volkskundler. Aber dieser muß, will er Form, Lebensweise und Inhalt der Sage verstehen, zunächst eine ausreichende Zahl von Sagen sammeln.* So hat sich *Prof. Dr. Lutz Mackensen* über die volkskundliche Tätigkeit einmal ausgedrückt. Tatsächlich hat es eine Reihe von Sammlern gegeben, aber nur wenige konnten sie wissenschaftlich auswerten.

Mit dem Sprichwort, den Sagen, Märchen und Liedern beschäftigte sich der germanistisch vorgebildete Studienrat *Prof. Dr. Hermann Tardel*. In zahlreichen Aufsätzen hat er Wagenfelds Sagen untersucht und endgültige Ergebnisse erarbeitet. Seine Aufsätze über «Bremen im Sprichwort, Reim und Volkslied» sind 1947, kurz vor seinem Tode, zusammenfassend und erweitert erschienen. Diese ausgezeichnete wissenschaftliche Darbietung eines volkskundlich sehr interessanten Kapitels stützt sich auf Heinrich Smidts Sammlung, zu der Tardel selbst über fünfzig Jahre weiteres Material zusammentrug.

Der unermüdliche Sammler bremischer Altertümer, Dr. Focke, hatte als Leiter seines Museums auch an die Auswertung gedacht. Sein Hauptarbeitsgebiet, neben bremischem Brauchtum und Trachten, war die Schifffahrt und das Handwerk. Um die Herkunft bäuerlicher Hafnerarbeiten bestimmen zu können, fuhr er



*Georg Droste*



*Wilhelm Scharrelmann*



*Heinrich Smidt*

bis an die Werra und grub dort erfolgreich nach den Scherbenresten früherer Töpfereien. Bei einem Ferienaufenthalt in Graubünden bemerkte der Jurist merkwürdiges altes, bisher unbekanntes Brauchtum, das er im Schweizer Archiv für Volkskunde veröffentlichen konnte.

Sein Nachfolger, Dr. Ernst Grohne, vom Museum für Hamburgische Geschichte kommend, begann nach der Neuaufrichtung der Sammlungen dann mit der Auswertung. Zahlreiche Arbeiten aus seiner Feder, die zum Teil auch auf historische und kunsthistorische Themen übergreifen, zeugen von dem hohen Können dieses Mannes. Wann und wo es auch immer möglich war, setzte er den Spaten an, um zu Ergebnissen der Volkskunde in frühgeschichtlicher Zeit zu kommen, wie sie uns in keiner Urkunde und in keinem Bericht überliefert sind. Seine zusammenfassende Arbeit über «Das Bauernhaus im Bremer Gebiet» [1941] ist richtungweisend für die gesamte Bauernhausforschung geworden. Aber auch das städtische Haus des Mittelalters bezog er als einer der ersten in seine Forschungen ein. In Bremen fand er es nicht mehr vor, und so suchte und entdeckte er die frühe, dem Bauernhaus in der Gliederung und im Aufbau sehr ähnliche Form in umliegenden kleineren Städten, wo es nun heute auch der Spitzhacke zum Opfer fällt.

Die von Grohne aus Hamburg mitgebrachte *Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde* [22 Jahrgänge], an der auch Hermann Tardel entscheidend beteiligt war, hatte einen weit über den niederdeutschen Raum ausstrahlenden Ruf. Noch heute kommen Tauschexemplare aus der ganzen Welt, und die Anfragen, warum diese Zeitschrift nicht wieder erscheint, wollen nicht verstummen.

Eines großen Gelehrten unserer Stadt muß hier noch gedacht werden: *Prof. Dr. John Meier*. 1864 als Sohn des Senators und regierenden Bürgermeisters John Daniel Meier in Bremen-Horn geboren, verlebte er seine Jugend- und Schuljahre in der Hansestadt. Sein Onkel war der Gründer des Norddeutschen Lloyd, H. H. Meier. In Tübingen und Freiburg i. Br. studierte er Germanistik und habilitierte sich in Halle a. S. Bei der Beschäftigung mit dem Volkslied kam er zu eigenartigen, dem damaligen Stand der Forschung widersprechenden Ergebnissen.

«Galt seither weithin die Ansicht, daß die Volksdichtung überindividuellen Ursprungs sei und aus der stillen Schöpferkraft des Ganzen hervorspreiße, im Gegensatz zur Kunstdichtung, die von individuellen, ihrer Leistung sich bewußten Persönlichkeiten geschaffen wird, so weist John Meier diese Ansicht als romantisch aufs schärfste zurück. Er betont, daß auch das Volkslied als eine geistige Leistung einen individuellen Verfasser haben müsse; dabei sei es völlig gleichgültig, ob dieser den unteren Volksschichten zugehöre, oder ein Angehöriger der oberen Bildungsschicht sei. Dem Ursprung nach bestehe also kein Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung. Was einzig und allein überall und zu allen Zeiten das wirksame, sich stets gleichbleibende und damit charakteristische Moment der Volksdichtung sei, sei das Herrenverhältnis des Volks zu dem von ihm übernommenen Liedgut; es kenne diesem gegenüber keine Autoren-

*rechte und schalte und walte mit ihm nach Belieben. Durch die Wirksamkeit dieses Umstandes würden die aufgegriffenen Individuallieder allmählich im Sinne der Kollektivdichtung umgeformt und würden so schließlich zu eigentlichen Volksliedern.»*

Mit dieser revolutionierenden Theorie, wie sie sein Schüler *Prof. Dr. E. Seemann* in der Gedächtnisrede 1953 treffend und knapp formuliert hat, begann ein völliger Wandel der volkskundlichen Forschung, nämlich die Abwendung von der romantischen Richtung, wie sie von den Brüdern Grimm ausgegangen war. *John Meier* begründete später das deutsche Volksliedarchiv in Freiburg i. Br., das heute fast eine halbe Million Aufzeichnungen besitzt. Als Vorsitzender des Verbandes der Vereine für Volkskunde hatte er entscheidenden Anteil an der Entwicklung der Wissenschaft und seiner wichtigsten Publikationen: Handwörterbuch des Aberglaubens und Atlas der deutschen Volkskunde. Unmöglich ist es, seine zahlreichen Schriften hier aufzuzählen. Er gehört zu den großen Söhnen der Hansestadt, mit der er, obwohl er hier selbst keine Möglichkeit zur Forschung hatte, immer eng verbunden blieb. Eine besondere Freude war es für ihn, als er als Vorsitzender des Verbandes der Vereine für Volkskunde 1936 zur Jahrestagung nach Bremen einladen konnte und als ihn die «Wittheit zu Bremen» in ihrer Gründungssitzung zum korrespondierenden Mitglied ernannte.

Industrie und Technik hatten sich im 19. Jahrhundert sehr schnell entwickelt. Aus Städten wurden Großstädte, aus Dörfern mächtige Industriesiedlungen. Infolge dieses Wachstums wurden schöne alte Gebäude, Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit, abgerissen und Ungetüme im «altdeutschen Stil» an ihrer Stelle errichtet. In die urtümliche Landschaft setzte man Fabriken mit hohen Schornsteinen. Der «Fortschritt» schien die Heimat zu zerstören.

*Unsere Kinder werden uns einst anklagen und sagen: Es war eine Zeit, die mit unverzeiblicher Roheit alles vernichtete, was in Dorf und Stadt, in Feld und Wald bisher die Menschen erfreut hatte, und sie ließ uns nichts zurück, als protzige Geschäftsstraßen, trostlose Fabrikdörfer, entweihte Landschaften auf den Trümmern einer köstlichen alten Welt – und niemand war da, der sich solchem Vandalismus widersetzt hätte,* so formulierte es *Prof. E. Högg* und er meinte genau das, was 1904 in Dresden eine Anzahl namhafter Persönlichkeiten bewogen hatte, den «Deutschen Bund Heimatschutz» zu gründen. Wenn heute bei neuen Planungen technischer Anlagen die Unterordnung in die Landschaft selbstverständlich geworden ist, so ist es diesem Bund zu danken.

Auch in Bremen war der Ruf nicht verhallt. Männer des kulturellen und öffentlichen Lebens: Museumsdirektoren, Architekten, Richter, Ärzte, Beamte usw. kamen zusammen, um im «Verein für Niedersächsisches Volkstum» eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Aus ganz Norddeutschland holte man sich hier Rat bei der Errichtung von Neubauten, in Fragen der Denkmal- und Landschaftspflege und in Angelegenheiten der Städteplanungen.

Dieser nun über fünfzig Jahre alte Verein, der heute noch den Schutz der Heimat als erstes seiner Ziele verfolgt, ist später unter dem Vorsitz von *D. Steilen*

auch mit anderen Aufgaben an die Öffentlichkeit getreten. Er schrieb einen Wettbewerb zur Erhaltung des niederdeutschen Bauernhauses aus und sammelte die inzwischen längst vergessenen, höchstens noch in Straßenbezeichnungen erhaltenen Bremer Flurnamen. Kürzlich wurde eine Arbeitsgemeinschaft Bauernhaus gegründet, die sich zur Aufgabe gestellt hat, in kurzer Zeit alle alten Bauernhäuser zu erfassen, aufzumessen und zu beschreiben, um sie vor dem Vergehen wenigstens auf diese Weise der Nachwelt zu erhalten.

Im «Niederdeutschen Rat», der im Herbst vorigen Jahres mit dem Sitz in Bremen gegründet wurde, sind alle Heimatverbände des niederdeutschen Raumes zusammengeschlossen. Er will das kulturelle Erbe wieder mehr ins Bewußtsein heben und in enger Zusammenarbeit bisher wenig beachtete Gemeinsamkeiten der Landschaft und Geschichte, der Sprache, Kultur und des Volkstums erarbeiten und fördern.

Als im 19. Jahrhundert von den Universitäten auf allen Gebieten der Wissenschaft Großartiges geleistet wurde, konnte das auch in Bremen, deren nächste Hochschulstadt damals etwa zweihundert Kilometer entfernt lag, nicht spurlos vorübergehen. Hier setzten sich einige Gesellschaften und Vereine, die nach dem ersten Weltkrieg zur «Wissenschaftlichen Gesellschaft» [später Wittheit] zusammengeschlossen wurden, Ziele im wissenschaftlichen Sinne. Staatliche Institute übernahmen später die Forschungen für bestimmte Gebiete, z. B. das Staatsarchiv für die Geschichtswissenschaft, das Übersee-Museum für Völkerkunde und Geographie und das Focke-Museum für Volkskunde und Vorgeschichte.

Eine wichtige Aufgabe der Volkskunde ist die Zusammenarbeit mit dem Lehrer, vor allem mit dem Volksschullehrer und mit dessen Ausbildungsstätte, der Pädagogischen Hochschule. Volkskunde müßte also ein Teil des Lehrplanes an der Pädagogischen Hochschule sein! Die Rektoren sind sich zwar darüber einig; aber der ausgelastete Stundenplan läßt solch ein wichtiges Fach höchstens zur freiwilligen Beteiligung zu. Freiwilligkeit bedeutet aber für den Studenten ein Opfer an Freizeit und für die Lehrkraft ein hohes Maß an Idealismus und eine Freizeitbeschränkung auf Kosten eigener Studien und Forschungen.

Wie bei allen Wissenschaften die Erkenntnisse steten Forschens zu neuen Methoden führen, so muß auch die Volkskunde beweglich bleiben, indem sie nicht nur das Teilgebiet der bäuerlichen Schicht bearbeitet, sondern folgerichtig die sich neu ergebenden Ziele erkennen und forschungsmäßig erfassen muß, ehe der Rhythmus der schnellebigen Zeit die Symptome wieder verwischt.

Eine dieser unbedingt wichtigen Untersuchungen ist die Beobachtung der Entwicklungen und Wandlungen innerhalb der einzelnen städtischen Bezirke. Grundlage hierzu bildet die Erforschung der Zusammensetzung des betreffenden Stadtteils und der Herkunft der Menschen. Besonders wichtig sind dann die verschiedenen Fragen des Zusammenlebens, z. B. der Nachbarschaft, der Sozialstruktur, das Problem der sozialen Schichtungen, der Integration usw. Die Ergebnisse solcher Forschungen sind nicht nur interessant, sondern die eingehende Analyse enthält wichtiges Material für die gesamte und bezirksmäßige Sozial- und Landesplanung. Was wissen wir denn in Bremen in diesem Sinne

von dem gemeinschaftlichen Leben, vom Denken der Menschen innerhalb einzelner Bezirke? Wenn wir das mit einem «nicht viel» bezeichnen müssen, so darf daraus gefolgert werden, daß vermutlich auch die Planungen an der Wirklichkeit oft vorbeigehen und zu unnützen Zeit- und Geldverlusten führen können. Hier helfend und vermittelnd einzugreifen, ist die Aufgabe der modernen Volkskunde. Doch sind diese Möglichkeiten noch so unbekannt oder überschattet durch die Vorstellung, diese Wissenschaft sei nur eine Bewahrerin vergangenen Brauchtums und altertümlicher Geräte, daß der Staat den Nutzen, der ihm hier erwächst, bisher kaum beachtet hat.

Die Volkskunde hat also auch in Bremen, neben der musealen Arbeit, andere wichtige Aufgaben zu erfüllen, und sie sollte in Zukunft noch mehr als bisher zu einem festen Bestandteil der wissenschaftlichen Arbeit der Hansestadt werden.

Erst dann, wenn diesem wichtigen Forschungszweig ein ihm gebührender Platz innerhalb der gesamten wissenschaftlichen Bestrebungen eingeräumt worden ist, könnte man sagen, daß auch in Bremen, im Unterschied zu allen Himmelsrichtungen, wirklich das Beste, für die Volkskunde und damit auch für die Stadt mit Hilfe dieser Wissenschaft getan worden ist.

Kann eine Handelsstadt wie Bremen Standort einer großen, im öffentlichen Leben Deutschlands gewichtigen Zeitung sein? Das war eine Frage, die Bremens Bürgermeister, den Rat der Stadt, die Bürgerschaft, die Verleger und Journalisten oft im 17. Jahrhundert und in den drei folgenden bewegt hat. Sie wurde diskutiert nicht nur in der Stadt. Ein Mann wie der Historiker und Publizist *Barthold Georg Niebuhr* erörterte sie 1815 in seinem Preußischen Korrespondenten, und er hat sie, gestützt auf seine ausgebreiteten Kenntnisse über den Werdegang der Presse und der politischen Lage seiner Zeit, bejaht.

Vier Elemente müssen zusammenkommen, so lehrte man am Beginn des 19. Jahrhunderts, um eine bedeutende Zeitung zu formen: das Einstürmen von Meldungen allgemeinen Interesses in den Standort des Blattes, ein politisch interessiertes Publikum, das bereit ist, nicht nur mitzulesen, sondern mitzuarbeiten, eine Regierung, die der Presse die Freiheit gibt, deren sie bedarf, um ihr öffentliches Amt auszuüben, Verleger und Journalisten, die mit Hingabe ihr Werk fördern.

Es sind also vier Vorbedingungen, die man zu untersuchen hat, will man die gestellte Frage beantworten. Von vornherein muß man sich klar sein, daß dieser Vierklang, auf dem die Wirksamkeit einer Presse beruht, in der Vergangenheit nicht immer bestand und daß er Produkt einer nicht gradlinigen Entwicklung war. Daß Bremens geographische Lage am Meer die Basis einer großen Zeitung sein konnte, wie *Barthold Georg Niebuhr* behauptete, liegt auf der Hand. Die großen Hafenstädte Europas waren nicht durch Zufall Ausgangspunkte des Journalismus, unseres Zeitungswesens. Schon die Worte verraten es, das eine stammt aus Italien, in dessen Hafenstädten das Gewerbe der *giornalisti* sich am Ende des 15. Jahrhunderts bildete, das andere, niederdeutsch *Tydinge* = Reisebericht oder, wenn man so will, Seemannsgarn, erhielt um dieselbe Zeit die hochdeutsche Prägung *Zitung*, *Zeitung* = Nachricht. Die großen Hafenstädte waren und sind auch heute Sammelpunkt von Kenntnissen aus aller Welt, Einfallstor von Nachrichten aus Übersee. Die Kaufleute sind nicht nur Träger des Handels, sie sind Fährleute des Geistes, mögen sie dies Nebenamt bewußt oder unbewußt ausüben.

Man kann die besondere Gunst der Lage Bremens für den Aufbau der Presse nachspüren bis ins Mittelalter. Man braucht nur an Adams von Bremen ge-

waltiges Werk zu erinnern, dem der Autor Tydinge, Reiseberichte einflucht; aber erst im Zeitalter der Entdeckungen und der Glaubenskämpfe entstand jenes Gewerbe der *giornalisti*, der Nachrichtensammler und -händler. Man kann eine Fülle von Namen von Bremern nennen, die sich an ihm beteiligten. Man kann erinnern an *Joachim Linke*, der im Dienste der Journalistenfamilie der Rantzaus stand, an *Johann Zobel*, der als Rat des Landgrafen Moritz von Hessen auf der politischen Bühne eine Rolle spielte, an Geistliche, wie etwa den Klostergenossen Martin Luthers, *Jakob Probst*, der mit seinem Sensationsbericht über den Tod Heinrichs von Züthphen im Mittelpunkt der Wittenberger Propaganda des Winters 1525 stand, an den «Philippinisten» *Albert Rizäus Hardenberg* und dessen Freund *Johannes von Lasco*, der später in der polnischen Reformation eine bedeutsame Rolle spielte, ferner an deren Gegner, den Kriegsobristen *Hans von Hildersen*, dessen Briefwechsel einen so lebhaften Einblick in die Entstehung einer Korrespondenz und die Schwierigkeit ihres Vertriebes gibt. Neben den Nachrichten über die Vorgänge in der Stadt und im niedersächsischen Kreis standen vor allem Meldungen über die Glaubenskämpfe und den Überseehandel der Niederlande, aber auch Frankreichs. Wie Köln und Emden war schon damals Bremen ein wichtiger Nachrichtenmarkt. Am Anfang des 17. Jahrhunderts, da Bremen zum Calvinismus übergang, wurde es mehr und mehr Sammelstätte von Nachrichten über die neue Glaubensbewegung im Norden und Osten des Reiches und blieb es auch in der Folgezeit, zumal Heidelberg nach der Schlacht am Weißen Berge seine führende Stellung auf diesem Gebiet aufgeben mußte. Höhepunkt in diesem Jahrhundert war selbstverständlich der dänisch-sächsische Krieg, der sich vor den Toren der Stadt abspielte. Wenn eine Nachricht, ein Flugblatt über dies Thema außerhalb Bremens erschien, war dies eine Sensation, die der Verleger ausdrücklich im Impressum vermerkte.

Diese besondere Stellung Bremens, die sich so deutlich im einzelnen an der internationalen Presse und den Korrespondenzen der Zeit nachweisen läßt, behielt die Stadt auch im 18. Jahrhundert. Neben Hamburg, das besonders seine Beziehungen zu den skandinavischen Ländern pflegte, war Bremen, das geschickt sich mehr auf England und Amerika konzentrierte, ein Umschlagshafen für Meldungen etwa über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Es spielte so für die Verbreitung des demokratischen Gedankens in Deutschland eine nicht zu unterschätzende Rolle. Auch im 19. Jahrhundert änderte sich das nicht. In keiner anderen Stadt ist die Frage einer wahrheitsgemäßen Berichterstattung über die Vereinigten Staaten, deren Lösung von dem Einfluß der deutschen Emigrantendrucke und dem englischen Nachrichtendienst so eifrig diskutiert worden wie in Bremen. *Dr. Johann Heinrich Smidt*, der Sohn des Bürgermeisters, hat in seinem *Politischen Wochenblatt für die freie Hansestadt Bremen* 1832 ausführlich darüber berichtet. Daß mit der Ausbreitung des Überseehandels sich die Wahl der Themen weitete, ist selbstverständlich. Nachrichten über Brasilien gehen direkt oder indirekt in vielen Fällen auf *Johann Gildemeister* zurück.

Der 19. Nov. 1847 brachte für Bremens Nachrichtenhändler ein bedeutsames Ereignis. Zum ersten Male konnten sie den optischen und den elektromagnetischen Telegraphen benutzen, um Schiffahrtsnachrichten schneller als ihre Hamburger Kollegen aus Bremerhaven zu erhalten. Damit war zum ersten Male auf dem Kontinent der elektrische Strom in den Dienst der Presse gestellt. Preußen hat erst am 1. Oktober 1849 den Telegraphen für private Zwecke freigegeben, und nur zögernd folgten die anderen Länder. Bremen hat also den Startschuß für diese die Presse revolutionierende Entwicklung gegeben. Sie führte im Laufe der Zeiten zu der Entstehung der großen nationalen Nachrichtenbüros, die in Berlin von *Bernhard Wolff*, in Köln und später in London von *Reuter*, in Paris von *Börnstein* geschaffen wurden. Bremen hat seine selbständige Stellung auf diesem Gebiet bis zu jenem 1. Januar 1934, dem Ende aller privaten Nachrichtenbüros in Deutschland, bewahrt. Das am 1. September 1857 gegründete *Telegraphische Nachrichtenbüro* von *Ludwig Bösmann*, anfänglich geschickt zwischen Reuter und Wolff lavierend, hat sich später mit dem *Wolffschen Telegraphenbüro*, wie auch seine Münchener, Breslauer und Stettiner Kollegen, alliiert und dadurch erreicht, daß seine Bremer Meldungen an die gesamte deutsche Presse gingen.

Daß Bremen für Spezialkorrespondenzen ein ausgezeichneter Boden war, zeigt charakteristisch die *Korrespondenz* von *Lindeman*, der die Begeisterung für die Arktisforschung in Deutschland für sein ausgezeichnetes Unternehmen ausnutzte und immer wieder zu entfachen wußte. Mit ihm beginnt die Reihe der staatlich angestellten bedeutenden Journalisten, die sich alle nicht nur darauf beschränkten, die örtliche Presse mit Regierungsmeldungen zu versehen, sondern die eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin erblickten, die Beziehungen mit der auswärtigen Zeitungswelt zu pflegen und so das Ansehen der Stadt auch außerhalb ihrer Mauern zu mehren. Wie wichtig Bremen auch heute noch als Nachrichtenort ist, zeigt z. B. die Tatsache, daß die *Deutsche Presseagentur*, deren Sitz Hamburg ist, ein eigenes Büro in Bremen unterhält, daß französische Journalisten und Verleger gern zu den Bremer Tagungen kommen. Nachrichten aus und über Bremen sind auch heute noch eine gesuchte Ware, um die sich manch auswärtiges Blatt bemüht.

War und ist Bremen als Nachrichtensammelstelle für Deutschland und das Ausland bedeutsam, so bestand und besteht immer ein Gegensatz zwischen den Nachrichtenhändlern und den Bremer Zeitungsleuten, wenn sich beide auch Journalisten nennen. Die einen wollen ihre Meldungen an die Interessenten weitergeben und verkaufen, die anderen sie in ihr Blatt einverleiben, um sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Eine einmal gedruckte Nachricht ist aber für den Nachrichtenhändler wertlos. Über diese Frage ist viel gestritten worden. So hat z. B. ein Hamburger Nachrichtenhändler im 18. Jahrhundert sich bitter bei dem Rate der Stadt beschwert, weil eine Bremer Zeitung eine Meldung aus seiner Korrespondenz nachgedruckt habe. Man kann also nicht, wie es oft geschieht, von einem reibungslosen Übergang von der handgeschriebenen Korrespondenz zur gedruckten Zeitung sprechen, als sei es nur ein rein technischer

Vorgang der Vervielfältigung. In Wirklichkeit handelt es sich bei der Herstellung einer periodisch erscheinenden Zeitung im Druck um eine neue Zielsetzung. Der Drucker und Verleger will seine Erzeugnisse an möglichst viele Leser absetzen, er arbeitet nicht für einen geschlossenen Kundenkreis, er muß sich ein Publikum bilden, es zusammenhalten. Er wird bemüht sein, es ständig zu erweitern. Daher muß er den Leuten aufs Maul schauen, muß die Bedürfnisse seiner Leser aufspüren, Bedürfnisse, die wechseln an jedem Tag, in jedem Jahr. Daß im 16. Jahrhundert solches Publikum nicht bestand, hat den Aufbau eines europäischen Zeitungswesens verhindert. Als es sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bildete, hat es ihn ermöglicht.

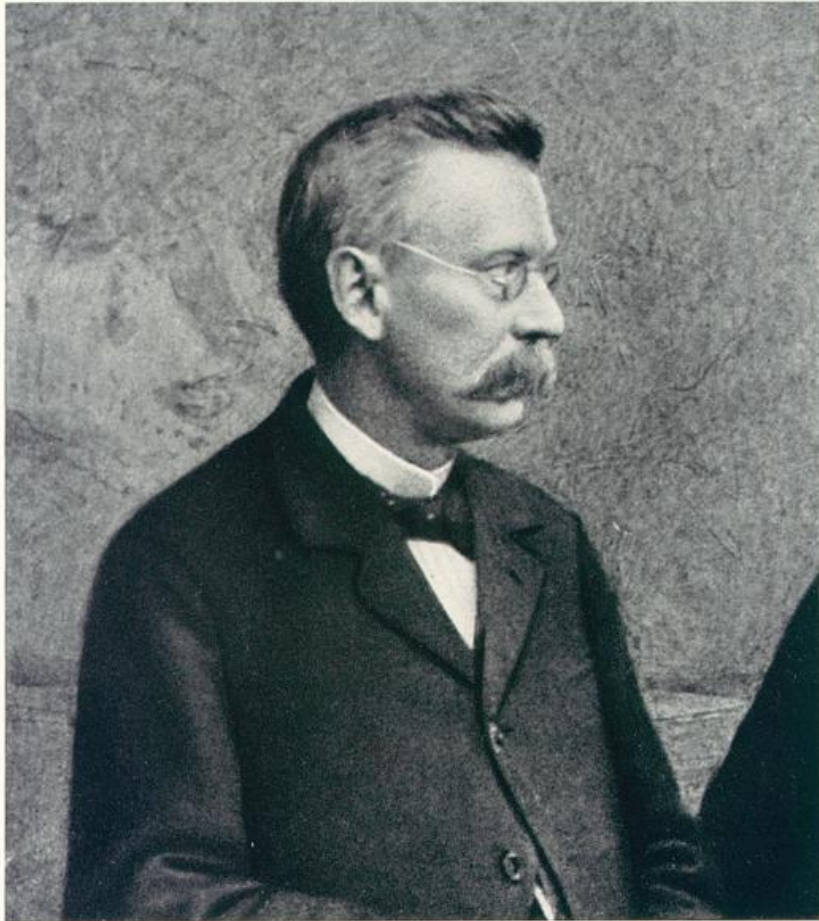
Die Anfänge unseres *modernen Zeitungswesens* sind trotz eifriger Forschung in Dunkel gehüllt. Die nachweisbaren Absatzzahlen unserer Presse aus dem 17. Jahrhundert beweisen, daß nicht der Städter der Träger des in seiner Stadt hergestellten Blattes war. Nicht der Kaufmann, der sein Nachrichtenbedürfnis durch Korrespondenzen deckte, nicht der Gelehrte, der sich mit den Meßrelationen, d. h. halbjährigen Zusammenfassungen der Korrespondenznachrichten, begnügte, sind die Paten des deutschen Zeitungswesens – bestenfalls ihre Vorbereiter. Es war ein anderer Personenkreis, der die ersten deutschen Blätter schuf und las. Es waren die um ihres Glaubens willen Vertriebenen: in Straßburg die Emigranten aus Frankreich, in Bremen die Flüchtlinge aus den Niederlanden, denen die Stadt, freiheitlich gesonnen, Asyl und Betätigungsfeld auch für ihre politische Agitation bot. Jede Emigrantenzeitung hat naturgemäß ein doppeltes Ziel. Sie will die Schicksalsgenossen, die verstreut leben, zusammenfassen, orientieren, was in der Heimat geschieht, sie wendet sich aber ebenso an die Bürger des Gastlandes, fordert sie auf, die Sache, um derentwillen sie ihr Land verlassen, zu unterstützen. Sie stellen aber, da es das Ziel ihrer Leser ist, in die Heimat zurückzukehren, kein sicheres Publikum dar. Sobald die Nachrichten anzeigen, daß eine Rückkehr möglich ist, werden jene in ihr Vaterland zurückströmen. Die Zeitung gerät dann in eine Krise.

Diese Krise trat für die beiden Blätter in Straßburg und Bremen im Jahre 1609 mit den niederländischen Waffenstillstandsverhandlungen ein. Es ist das Verdienst der beiden Verleger, *Carolus* und *Wessel*, daß sie das Thema der Emigranten, Kampf um die Glaubensfreiheit, aus der lokalen Beschränktheit lösten, daß sie es zum Generalthema erhoben: Glaubensfreiheit in ganz Europa, Glaubensfreiheit auch für den einfachen Bauersmann, das war ihre Parole. Sie fanden ein vielfältiges Echo, in Cleve wie in Schlesien, in Böhmen wie in den österreichischen Erblanden. Sie bildeten so ein Publikum, das weit verstreut im ganzen Reich war. Daß in den Zeiten des leidenschaftlichen Kampfes um die Religionsbriefe in Böhmen, Schlesien und Preußen ein echtes Publikum entstand, es dann aber bei einer anderen politischen Konstellation, wie sie der Beginn des Dreißigjährigen Krieges ergab, zerflatterte, darüber braucht kein Wort verloren zu werden.

Zum ersten Male aber entstand während des Krieges ein städtisches Publikum. Von anderen Nachrichtenquellen abgeschnitten, griff der Bürger zur Lokal-



*Thomas Abrens*



*Emil Fitger*

— \* Bremen 19. Nov. „Unser electromagnetischer Telegraph zwischen hiesiger Stadt und Bremerhaven hat heute um 12 Uhr Mittags seine wundersame Arbeit begonnen. Möge diese telegraphische Anlage sich zum allgemeinen Nutzen stets bewähren, der guten Nachrichten viel, der schlimmen so wenig als möglich bringen, und so zu Bremens Flor und Gedeihen mitwirken und beitragen helfen!“

Dieser hoffentlich sich erfüllende Wunsch sind die ersten Zeilen gewesen, welche heute zum erstenmale die Drahtleitung zwischen hier und Bremerhaven durch die staunenerregende electro-magnetische Kraft nach Bremerhaven hinübergetragen hat. Die Ankunft des „Goeth.“ auf der Weser, war alsdann die Nachricht, welche wir dagegen von Bremerhaven zurück erhielten.

*Zur Errichtung des ersten Telegraphen im Jahre 1847*

zeitung. Sobald aber die Friedensglocken läuteten, erlosch die allgemeine Anteilnahme am politischen Geschehen. Die Zeitung führte ein Schattendasein und ging ein. An Versuchen, sie wiederzubeleben, hat es nicht gefehlt, aber sie blieben in Bremen wie in so mancher deutschen Stadt ohne Erfolg.

Die wenigen Bremer, die sich ernsthaft für die Presse interessierten, griffen zu den Hamburger und Haarlemer Zeitungen, die sich Weltrang erworben hatten. Man kann daher an der Bremer Lokalpresse im 18. Jahrhundert vorübergehen. Sie hat nur örtliche Bedeutung.

Ganz anders stand es auf dem Gebiet der *Zeitschriften*, die in Bremen und anderswo dem Lesebedürfnis des Bürgers stärker entgegenkamen, ja oft, wie die *Bibliotheca historico-philologico-theologica*, das spätere *Museum*, in den Jahren 1718 bis 1732 die Funktion der Zeitung, Sammelpunkt der calvinistischen Bewegung zu sein, übernahm. Die Bibliothek hat ihrem Artikelteil eine Zusammenstellung von Nachrichten angehängt. Bei dem ersten Versuch, in Bremen eine deutsche Zeitschrift herauszugeben, war der Verleger *Saurmann* noch auf Leipziger Studenten angewiesen. Der überraschende Erfolg der *Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes* [1744–1759] regte *Johann Oest* 1753 an, mit seinen gesammelten Arbeiten zum Nutzen und Vergnügen die *Bremer Beiträge* nachzuahmen, ihnen folgte das *Bremische Magazin zur Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend*, das 1756–1772 der betrieb-same *Johann Philipp Cassel* herausgab. *Basedows Vierteljährige Unterredungen mit Menschenfreunden* wurden 1768–1769 von dem rührigen Verleger *Cramer* vertrieben. Die *Sammlungen aus der neuesten britischen Literatur* [1771] und *Der Denker*, eine Übertragung aus dem Spanischen, waren Denkmale der Übersetzungskunst jener Jahre.

Das *Magnetische Magazin für Niederdeutschland* [1787–1790] war ein Ausfluß des Besuches *Lavaters* mit seinen Bremer Experimenten. *Albrecht Wilhelm Roths Beiträge zur Botanik* [1782] und *Hermann Schlichthorsts Magazin für öffentliche Schulen und Schullehrer* mögen den Reigen der nennenswerten Zeitschriften beschließen. Sie alle trugen bei, das Bremer Bürgertum nicht nur an das Lesen, sondern an das Mitdenken und Arbeiten an der periodischen Presse zu gewöhnen. Die Zeitschrift, vor allem die moralischen Wochenschriften, waren ein wichtiges Glied zur Bildung eines tragfähigen Publikums, weil sie nicht nur politische Nachrichten aneinanderreiheten, sondern Unterhaltungsstoff brachten und Probleme aus dem Lebensbereich des Bürgers anschnitten. Sie regten Diskussionen in gelehrten und ungelehrten Gesellschaften an, sie gewannen durch ihre gefällige Form auch die Frauen zum Lesen. Wie abseits in jener Zeit die Frauen noch vom Zeitunglesen standen, das hat Bürgermeister *Smidt* in seiner *Dungener Elegie* reizend geschildert. Der Vater, der Pastor, hat die Zeitung am Vormittag durchstudiert, er erzählt ein paar Nachrichten, moralische Bemerkungen daran anhängend. Aber die Hausfrau unterbricht den Gatten, lenkt das Gespräch auf die Sorgen des Alltags und den engen Familienkreis. Was geht es sie an, wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander-schlagen.

Wie anders ein paar Jahrzehnte später. Die französische Revolution mochte noch Diskussionsstoff der Männer sein. Die napoleonischen Kriege, an keiner deutschen Stadt vorübergehend, haben die Bürger im Innern aufgewühlt und den Lebensstil Europas verändert. Jetzt erst wurde das Zeitunglesen ein allgemeines Bedürfnis, das nicht mehr abebbte, als der Frieden einzog. Die Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit, um das damals entstandene Rottecksche Schlagwort zu gebrauchen, die politische und soziale Umbildung Europas schufen jenes Publikum, auf das sich ein modernes Zeitungswesen aufbauen ließ. Männer und Frauen griffen zu den Gazetten, Kaufleute und Gelehrte, Handwerker und Arbeiter. Die letzteren haben schon 1848 in Bremen ihr eigenes Blatt geschaffen.

Wie stand es nun mit dem dritten Faktor eines bedeutenden Zeitungswesen in Bremen, mit der Regierung? Im Gegensatz zu anderen deutschen Staaten hat sich in Bremen keine Stimme erhoben, die die Presse, wie es die Brandenburgischen Räte 1609 vorschlugen, bei ihrer Entstehung verbieten wollte. Von Anfang an hat der Rat der Stadt den Wert der Presse als Propagandamittel der eigenen Position erkannt und benutzt, in jener Zeit nur einem großen Politiker vergleichbar, dem Kardinal Khlesl, der beschloß, die Presse zu fördern, indem er seine Nachrichten in ihr « inserieren » ließ. Der Rat war im 17. und 18. Jahrhundert bemüht, die Presse zu fördern, sie zu schützen vor dem Zugriff des Wiener Nachrichtendienstes wie vor der rabies Theologorum. Kein Schatten fiel von dem Kirchturm auf den Redaktionstisch. Daß man von Zeit zu Zeit dem Verlangen von draußen nachgab, landfremde Journalisten, die das Mißfallen der Nachbarn erregt hatten, außer Landes wies, die Tagenbaren mit milden Geldstrafen belegte, lag an der Machtlosigkeit des Stadtstaates.

Auch ein paar Fälle, von übereifrigen Beamten eingeleitet, können das Bild nicht trüben. Das Urteil des Rheinländers *Benzenberg*: *Wenn man frei drucken will, muß man nach Bremen gehen*, besteht zu recht. Geht man von der inneren Haltung des Senats aus, so gilt dies sogar – allerdings mit Einschränkung – vom 19. und 20. Jahrhundert. Bis in unsere Tage hat Bremen in gefährvollen Stunden seiner Geschichte sein höchstes Amt einem Journalisten anvertraut, viele Senatoren haben sich in der Presse ihre Sporen verdient, durch die Pressestellen wurde mit den Journalisten enger Kontakt gehalten. Daß Deutschlands kleinster Staat die Pressefreiheit einschränken, ja aufheben mußte, wenn es dem großen Nachbarn nicht gefiel, war eine leidige Notwendigkeit. Reichsgesetze, beschlossen in Karlsbad oder in Berlin, wurden in Bremen innerlich widerstrebend und daher sicherlich nicht korrekt durchgeführt. Das galt von den Karlsbader Beschlüssen wie von dem gegen die Arbeiterpresse gerichteten Sozialistengesetz. Verstöße gegen die Goebbelssche Norm findet man in der Bremer Presse selbst im Dritten Reich.

Will man nun das Werk der Journalisten und der Verleger darstellen, so braucht man den Gang der Nachrichtenpresse mit ihren Anläufen zur großen Presse und ihrem Scheitern nicht im einzelnen zu schildern. Die moderne Gesinnungspresse, geboren in Frankreich während der großen Revolution, hat in Bremen

zwei Vorläufer, eine politische Zeitschrift und eine von der französischen Besatzungsmacht herausgegebene Zeitung. Die erstere war das *Hanseatische Magazin*, in dem 1799–1804 der junge Johann Smidt seine Ansicht von der Notwendigkeit einer politischen Selbständigkeit der drei Hansestädte mit Leidenschaft und Geschick verteidigte. Er war so klug, seine politische These, der er durch sein langes Leben Gewicht und Ansehen verlieh, in die Formel Freie Hansestadt zu bannen, mit ihr nach Paris hin den Zusammenhang mit der jungen Demokratie betonend und zugleich durch die Erinnerung an die alte Hanse dem Legitimitätsbedürfnis Wiens entgegenkommend.

Das zweite war das *Journal du Departement des Bouches du Weser*, das 1812–1813 erschien. Über das Blatt urteilte Johann Heinrich Smidt: *Das uns bescherte legitime Organ der öffentlichen Meinung und Tagesneuigkeiten blieb sich konsequent, und in ihren links französisch, rechts deutsch erscheinenden Sparten hatte die offizielle Lüge ihren Fortgang mit allen dahin gehörigen Künsten des Übertreibens, Entstellens, Verkleinerns oder absichtlichen Verschweigens der Tatsachen ihren Platz.* Man entkleide diese Äußerungen ihres polemischen Charakters, dann erkennt man, daß Smidt in Bremen, wie Heinrich von Kleist in Berlin, die Folgerung gezogen hat: der politischen Presse der Franzosen müsse eine ebenso politische Presse der Deutschen gegenüberstehen. Über dieses Ziel waren sich alle einig. Der Bremer Verleger *Carl Schönemann* wählte für seine Gründung der neuen *Bremer Zeitung* den Hauptmann *Varnhagen* als Redakteur, *Daewel*, der Sekretär *Tettenborns*, zeigte schon durch seine Wahlsprüche «Gott mit uns» und «Frei und Wahr» die politische Tendenz seines *Deutschen Beobachters*, der den Untertitel *Hanseatische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen* trug. Die *Zeitung aus dem Feldlager*, die *Varnhagen* gemeinsam mit *Daewel* und *Jahn* herausgab, erschien während *Tettenborns* Anwesenheit in der Stadt. Von allen kann man sagen, daß es sich um moderne Gesinnungszeitungen handelte, nicht mehr um neutrale Nachrichtenblätter. *Niebuhr* und *Görres*, die politischen Führer im Streit, haben besonders *Daewels* Blatt als die vorbildliche Form der neuen Zeitung anerkannt. Das alles war allerdings nur möglich unter der russischen Besetzung. Denn die *Tettenborn* nahestehenden Zeitungsleute kannten selbstverständlich kein anderes Ziel, als die Hanseaten für den Krieg gegen Napoleon zu entflammen. Sie fanden das Ohr der Jugend und – das Mißfallen der Alten, die es lieber gesehen hätten, Bremen wäre neutral geblieben und seinen Geschäften, auch in der veränderten Lage, nachgegangen. Ihr Ziel war ein Bremer patriotisches Blatt, von Bremern verwaltet und redigiert, das die Neutralitätspolitik des Rates unterstrich. So versuchte der Rat auf dem Verwaltungsweg wieder Einfluß auf die Presse zu gewinnen und setzte es endlich durch, daß *Daewel* verärgert nach Hamburg ging, *Schönemann* am 31. September 1815 seine Zeitung einstellte und der Altverleger *Dr. Henrich Meier* die geschäftliche Leitung am 1. Oktober dem Buchhändler *Johann Georg Heyse* übertrug. Zwei Bremer wurden als Redakteure gewählt, der Senator *Dr. Johann Gildemeister* und der bejahrte Pastor emeritus Professor *Dr. Johann Stolz*, beide sicher verdiente Männer der Feder; aber

Gildemeister war von anderen Geschäften zu sehr überlastet, und der Seelsorger konnte sich in den neuen Stil der Zeit nicht finden. Smidt, überzeugt, daß eine Fehlentscheidung gefallen, verlangte deren Revision. Er vertrat die Ansicht, daß «die große Kunst, eine Zeitung gut zu redigieren», einen Fachmann erfordere. Er machte sich in Wien auf die Suche und hatte endlich auf Empfehlung von Joseph Görres den richtigen Mann gefunden und ihn gegen ein Jahresgehalt von 800 Talern für Bremen gewonnen. Es war der sechsundzwanzigjährige *Dr. Bercht*, Lützower Jäger und später Offizier in einem westpreußischen Infanterieregiment, ein Mann von leidenschaftlichem Feuer, ein Mann, der auf dem neuen Instrument spielen konnte, enig mit den Bremern in seiner politischen Zielsetzung und in dem Haß gegen jegliche Reaktion.

Immer wieder hat Smidt betont, daß es unserem Staate nicht gleichgültig sein könne, ob eine vorzügliche und allgemein gelesene Zeitung herauskomme oder nicht. Er hat die Verstimmten, die am alten hingen, darauf hingewiesen, daß der Freiherr vom Stein und mancher Frankfurter das Blatt lese und lobe, daß *da, wo die physische Macht gebriecht, die geistige, welcher jene doch am Ende immer untergeordnet bleibt, desto ernstlicher in Anspruch genommen werden muß*. Und es wirkt wie eine Ironie des Schicksals, daß gerade Smidt es sein mußte, der wegen der Angriffe Österreichs und Preußens gegen das «revolutionäre» Bremen zur Mäßigung raten und schließlich die Entlassung Berchts durchsetzen mußte.

Es lohnte sich kaum, auf die Redakteure der Folgezeit einzugehen, wären nicht *Dr. Karl Iken*, bei dem man die Empfindung nicht los wird, er habe die von außen erzwungene Farblosigkeit der Zeitung bewußt übersteigert, und *Dr. Donandt*, der so hervorragend zwischen den Zeilen zu schreiben verstand. Allerdings ließ ihn sein Verleger fallen, als Hannover verärgert mit einem Absatzverbot drohte, sehr zum Schaden des Blattes, das sich dadurch den Unwillen der Leser und Johann Smidts zuzog.

Die Folge war auf Betreiben des ungekrönten Königs Bremens die Gründung der *Weser-Zeitung*. Am 1. Januar 1844 erschien die erste Nummer. Was in der Vergangenheit vergeblich versucht wurde, war erreicht: Die *Weser-Zeitung* gehörte in wenigen Jahren zu der großen Presse Deutschlands, ebenbürtig ihren Hamburger, Berliner, Kölner, Stuttgarter und Münchner Kollegen, sie sogar zeitweise überragend. Ein junger Bremer Verleger und ein junger Bremer Journalist haben das Werk geschaffen, *Gustav Bernhard Schünemann* und *Thomas Heinrich Arens*. Praktischer Geschäftssinn und politische Leidenschaft und Weitsicht formten ein Weltblatt. In seinem unbestechlichen Streben nach Wahrheit, in seiner vorsichtigen, oft nüchternen Beurteilung der tatsächlichen Machtverhältnisse in dem stürmischen Revolutionsjahr, in seinem leidenschaftlichen Eintreten gegen jedes erkannte Unrecht – vor allem in dem Schleswig-Holsteinischen Freiheitskampf – hat Thomas Arens sich die Achtung seiner Mitbürger, die Liebe seiner Leser errungen. Daß ein Bremer Journalist entgegen den Handelsinteressen seiner Stadt sich für die Gerechtigkeit einsetzte, hat einen tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht. Nicht die Form, sondern der moralische

Mut hat den Ruhm der Zeitung begründet. Der Verleger hatte das Glück, auch weiterhin für sein Blatt Männer zu finden, die das fest gegründete Werk fortsetzten, sein Ansehen mehrten, es den Bedürfnissen der Zeit anpaßten: Otto Gildemeister, Nikolaus Mohr, Emil Fitger. Man kann, wenn man diese drei Namen herausgreift, den Weg der Bremer, der deutschen Presse nachzeichnen. *Otto Gildemeister*, der « Sohn der Revolution », dem es letztthin in seinen formvollendeten Essays darum ging, die Parteigrundsätze des deutschen Liberalismus an dem Einzelereignis zu illustrieren, ist gleichzeitig der einflußreiche Parteiführer. *Nikolaus Mohr*, aus der deutschen Einheitsbewegung erwachsen, bleibt der Journalist, der, von politischen Grundvorstellungen ausgehend, bestimmte politische Ziele verfolgt. *Emil Fitger*, der die Zeitung zu einem maßgebenden Kulturfaktor machte und in ihr die wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen der Zeit zusammenfaßte, vollzog die Entwicklung zum Feuilleton, dabei schlicht im Hintergrund wirkend, aber aufgeschlossen dem Neuen und der Pflege des Alten.

Man mußte die Namen dieser Männer nennen, will man Bremens besondere Leistung auf dem Gebiet des Journalismus kennzeichnen. Sie sind es gewesen, deren Ringen um Stil und Form sich auswirkte bei allen Mitstrehenden, die sich mehr, wie die Redakteure des *Couriers* und der *Bremer Nachrichten*, um das Lokale bemühten. In Bremen war kein Raum für eine lärmende Generalanzeigerpresse. Die individuelle Leistung entschied, und mancher Name von Klang in der deutschen Zeitungswelt hat in Bremen seinen ersten Erfolg gehabt. Ein Publikum hatte sich gebildet, das anspruchsvoll und dankbar war für das Geleistete, das mitarbeitete und Verleger und Journalisten zwang, ihr Bestes zu geben.

Gerade diese Entwicklung des Bremer Zeitungswesens hat eine Folge gehabt: das Zurücktreten der Zeitschriften, von denen als echte Bremer Leistung die an anderer Stelle behandelte *Güldenammer* zu nennen ist. Eines aber kann nicht verschwiegen werden: Die erstaunliche kulturelle Entwicklung der Bremer Presse, die Feuilletonisierung und Verbreiterung des Zeitungsinhaltes barg schwere Gefahren in sich. Die Abwendung von den Fragen der Außen- und Innenpolitik führte den Bürger dazu, in einer goldenen Wolke zu leben, die Sturmzeichen nicht beachtend. Im Grunde lebte man fröhlich und glücklich in einem Mietshaus und kümmerte sich wenig um die Fundamente und die Fassade, man überließ das lästige Geschäft der Politik den regierenden Stellen. Theoretisieren über politische Grundsätze ist eben noch lange keine politische Tätigkeit. Will man politische Luft in jener Zeit atmen, dann muß man die Arbeiterpresse, vor allem die 1890 gegründete *Bremer Bürgerzeitung*, in die Hand nehmen. Sie hatte das Glück, vor allem in Otto Gildemeister einen Gegenspieler zu haben, der sie zwang, sich zu bewähren in der Prägnanz der Gedanken und in der Bildung eines eigenen Stils. So wurde Bremen die « hohe Schule » des sozialistischen Journalismus, dessen interessante Entwicklung zu analysieren noch der berufenen Feder harret.

Der Ausbruch des ersten Weltkrieges hat die bürgerliche wie die sozialistische

Presse überrascht und erschüttert. Mit ihm war letztlich die klassische Periode des Bremer Journalismus vorbei. Es wirkt fast wie ein Symbol, daß 1917 Emil Fitger starb und Schünemann die *Weserzeitung* verkaufte, um sich ganz den *Bremer Nachrichten* widmen zu können. In demselben Jahre beginnen die Kämpfe um die *Bürgerzeitung* innerhalb der sozialistischen Bewegung, die zu selbständigen Blättern der drei Richtungen führten, bis sich die Mehrheitssozialisten mit den Unabhängigen in Nürnberg vereinigten. Aus diesen Blättern weht uns revolutionäre Luft, der Wille, Neues zu gestalten, entgegen.

Die bürgerliche Presse war notgedrungen auf das Erhalten bedacht, eine von vornherein ungünstige Situation, zumal Krieg und Inflation die Presse dazu gezwungen hatten, ihren Umfang zu beschränken. Kein Wunder daher, daß man bei der Aufspaltung des Bürgertums sich meist von einer festen Bindung an eine Partei zurückhielt und in der Vermittlung oder Entpolitisierung der Weisheit letzten Schluß des Zeitungsgeschäftes sah. Man gewann zwar Leser, verlor aber den politischen Einfluß, den zweifellos jetzt die Agitatoren und Redner gewannen. Unterlassungssünden wiegen oft schwerer in der Politik als Irrtümer. Aber – auch das muß ausgesprochen werden – kein Journalist kann etwas retten, wenn eine Regierung durch ihr Zögern versagt. In Zeiten schwerer Krisen muß sie sich zum Handeln aufschwingen. Der Journalist braucht positive Nachrichten. Mit Worten allein – an ihnen hat es in Bremen wahrlich nicht gefehlt – kann kein Journalist das erkannte Unheil wenden.

Am 25. Februar 1933 wurde die kommunistische Arbeiterzeitung, am 10. März die sozialdemokratische *Bremer Volkszeitung* verboten und ihr Chefredakteur *Alfred Faust* ins Bremer Konzentrationslager gesteckt; am 13. März folgte das Verbot der *Bremer Nachrichten* [allerdings nur für drei Tage] und am 17. März das der *Bremischen Lehrerzeitung* für drei Monate. Man könnte die Liste beliebig verlängern!

1934 stellte die *Weserzeitung* ihr Erscheinen ein. Wiederum war von außen die Freiheit der Bremer Presse vernichtet worden. Eine Presse, deren Sprache aber von außen reguliert wird, kann letzten Endes keine Wirkung erzielen. Der «beamtete» Journalist stößt auf eine unüberwindliche Mauer inneren Widerstandes. Pressefreiheit ist kein Ideal, sondern eine Lebensnotwendigkeit der Presse, eine Voraussetzung ihrer Wirksamkeit.

Es war ein schweres Erbe, das die deutsche und auch die Bremer Presse nach 1945 antraten. Es galt, neu anzufangen und in zerstörten Gebäuden mit beschädigten Maschinen die ersten Zeitungen zu drucken. Es galt, eine nüchterne Sprache zu finden nach all den pathetischen Worten. Es galt, in der zerstörten Stadt an das Lebensnotwendige anzuknüpfen, zerstörtes Vertrauen wiederzugewinnen. Und wiederum waren es Senat und Bürgerschaft, die der Presse auf ihrem mühsamen Weg vorwärts halfen. Der Hingabe und dem Eifer der Verleger und Journalisten gelang das Werk. Niemand wird behaupten, daß das Ziel schon erreicht ist; aber jeder ehrliche Beobachter wird zugeben, daß wir einen guten Teil des Weges vorwärts geschritten sind in dem Ziel, das zerstörte Vertrauen der Leser wiederzugewinnen.

Vor denselben Problemen wie die Presse stand das jüngste Kind der Publizistik, der *Rundfunk*. Am 11. Juni 1924 war der Bremer Rundfunkzwischen sender eröffnet worden. Am 30. März 1925 konnten die Hörer in Bremen, Hannover und Hamburg die erste Opernübertragung aus dem Bremer Stadttheater genießen. Hafenkonzerte, kulturelle Nachrichten aus Bremen wurden in der Folgezeit in den Äther gesendet. An eine Ausnutzung des Rundfunks als politisches Führungsmittel war nicht gedacht. Wie anders seit dem Jahre 1933, das den Rundfunk in den Dienst der Staatsführung und der Einheitspartei stellte. Welch Erschrecken bei allen auswärtigen Freunden Bremens, als etwa am 22. Dezember 1944 der «großdeutsche Rundfunk» eine Opernsendung Bremer Künstler ankündigte! Man war sich klar darüber, daß eine solche Sendung eine politische Demonstration nach einem in der Presse bagatellisierten schweren Luftangriff – es war der 122. – sein mußte. Wußte man doch, daß in der schwer geprüften Stadt schon seit Monaten stündliche Berichte über die Luftlage erfolgten.

Es war ein weiter Weg von der «Funkvilla» in der Schwachhauser Heerstraße, von der aus am 23. Dezember 1945 die erste Sendung von *Radio Bremen*, dem Sender der Militärregierung, ausgehen konnte, bis zum Bau der Radiostadt; von dem Ausbau eines freien Senders mit einem täglichen Programm von zwei Stunden bis zu unseren heutigen umfassenden Sendungen. Ohne amerikanische materielle Hilfe, ohne die Tatkraft und die Fähigkeit in der Kunst des Improvisierens des Leiters und seiner zahlreichen Mitarbeiter wäre der schnelle Aufstieg nicht gelungen. Es wurde ein Bremer Sender, weil man bei allem Bemühen, fremde Künstler heranzuziehen und weltoffen zu bleiben – um das so charakteristische, schon etwas abgegriffene Schlagwort unserer Stadt zu gebrauchen –, doch fest wurzelte in der Bremer Eigenart und weil man in dieser musikbegeisterten Stadt viele Helfer fand. Der Bremer Rundfunk wurde zum Heimatsender.

Es gibt eine Bremer Atmosphäre. Sie zu erhalten, zu pflegen und zu entwickeln, war und bleibt Aufgabe unserer Presse und unseres Rundfunks.

Rolf Engelsing

*Bremens Buchgewerbe*

Im Jahre 1455 vollendete Gutenberg in Mainz die zweiundvierzigzeilige Bibel. Ein Menschenalter später war die Kunst des Druckens in Deutschland überall bekannt, wo sich die spätmittelalterliche Kultur der katholischen Kirche mit den Ideen des Humanismus verbündete oder wo ein blühender Fernhandel reiche Kaufleute zur Verlagsgründung reizte. In Ulm, Basel, Köln, Nürnberg und Lübeck wetteiferten die Offzinen mit künstlerischen und geschäftlichen Leistungen.

Bremen – eher Nah- als Fernverkehrsplatz und geographisch im Nachteil – stand freilich abseits. Der erste städtische Drucker arbeitete 1478 nicht daheim, sondern in Rom. Man vernachlässigte das Buch, solange in Deutschland fast nur die vornehmen und gebildeten Leute, d. h. Klerus, Adel und Humanisten, lasen. Erst als die Reformation Gutenbergs Erfindung als Hebel zu ihrer Umwälzung benutzte und Bremen in den Bannkreis Wittenbergs geriet, gewann es den Anschluß. Aus der Druckkunst wurde ein Allerweltsgewerbe, weil Luther den gemeinen Bürger zum Leser machte.

Sobald es zum Protestantismus übertrat, erhielt Bremen daher seine erste Presse. 1525 schlug ein Wanderdrucker seine Werkstatt auf – vermutlich A[n]te G[r]adius W[illehadi] in der Nähe des Marktes. Er verfertigte, was der Bürger brauchte, nicht mehr: die Evangelische Messe und das Bekenntnis des bremischen Reformators Heinrich von Zütphen in niederdeutscher Sprache. Beide Schriften wurden mit veralteten Typen gesetzt und blieben ohne schmückendes Beiwerk. Es kam nur darauf an, daß sie allgemeinverständlich und wohlfeil waren.

Als die erste Erregung sich gelegt hatte, trat erneut Stille ein. Was er an Büchern benötigte, bestellte der Rat inzwischen bei dem Magdeburger Melchior Lotter. Das änderte sich, als der Calvinismus das Luthertum in Bremen ablöste und das Bemühen um subtile religiöse Fragen ein geistiges Leben erzeugte, das sich seit 1610 in einer Universität organisierte. Im städtischen Auftrag begann 1565 der ständige Buchdruck, einige Zeit darauf die Ausfuhr bremischer Bücher zur Frankfurter Messe; und nachdem sich 1613 – wiederum mit staatlicher Hilfe – ein unternehmender Einwanderer niedergelassen hatte, besaß Bremen einen Rats- und einen Universitätsdrucker, die neben amtlichen Veröffentlichungen und Gelegenheitschriften viel altsprachliche gelehrte Literatur und wenige

volkstümliche Erbauungsbücher in deutscher Sprache auf den Markt brachten. Kostbarkeiten waren nicht darunter. Gegen die Kunstfertigkeit der Frühdrucker hatte sich die serienmäßige Herstellung durchgesetzt. Das Flugblatt verdrängte die Bilderhandschrift als drucktechnisches Vorbild; das Gebrauchsbuch in Oktav und Duodez trat seinen Siegeszug an. Außer konventionellen Ornamenten im Stil der Renaissance, wie Randleisten und Vignetten, wiesen die bremischen Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts gewöhnlich keinerlei Ausstattung auf.

Immerhin entfaltete sich, vom holländischen Einfluß gefördert, eine vergleichsweise lebhafte Produktion. Als Stützpunkt der Humanisten reformierter Prägung setzte sich Bremen zu Beginn des 17. Jahrhunderts an die zweiundzwanzigste Stelle der deutschen Verlagsplätze. Amtliches Schrifttum brachte es gelegentlich zu Auflagen bis zu dreihundert und fünfhundert Stück. Es dauerte freilich nur kurze Zeit, bis der Niedergang der deutschen Reichsstädte auch in Bremen kulturelle Einseitigkeit nach sich zog. Die Stärkung des obrigkeitlichen Regiments führte zum Nachlassen der Publizistik. Der Rat unterband das Entstehen neuer Offizinen, indem er die bestehenden privilegierte und seiner Kontrolle unterwarf. Rats- und Schuldruckerei wurden zu Sinekuren, in denen sich Günstlinge einnisteten. Da ihr Brot allzu sicher war, litt die Leistungskraft. Geschäftsdrucksachen nahmen überhand; hinter Preiskuranten, Kurszetteln und vor allem den Tabakbriefen trat das Buch zurück. Der Staat mußte 1732 eingreifen, damit die Drucker wenigstens das Hausbuch der Zeit, die Bibel, in zweihundert Exemplaren vorrätig hielten. Außer ihr nahm der pietistische Bürger nur Liederbücher und Predigtpostillen in die Hand. Für alle weitere Literatur fehlte es ihm an Zeit und Antrieb. Sie war ausschließlich für die Gelehrten da, namentlich für die Prediger.

Daß das *Buchgewerbe* nicht gänzlich abfiel, dankte Bremen dem Aufkommen eines neuen Berufes. Der Rat war kaum dazu übergegangen, die Drucker zu reglementieren, als sich die ersten Buchhändler in der Stadt niederließen, nachdem vor 1643 neben den Druckern nur Buchbinder und Reisende als «Buchführer» aufgetreten waren. Sie arbeiteten zwar konzessioniert, aber als freies Gewerbe; und da sie allesamt von auswärts kamen und darauf angewiesen waren, sich durchzusetzen, verkörperten sie einen Unternehmungsgeist, der den Druckern abging.

Die Einbürgerung des *Buchhandels* vollzog sich in mehreren Etappen. Als erste fanden sich zunächst Erfurter Fachleute in Bremen ein. Wie in Deutschland bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts allgemein üblich, unterhielten sie neben ihren Läden stets einen Verlag, da man Bücher von auswärts nicht im Bargeschäft bezog, sondern gegen eigene Veröffentlichungen austauschte. Bevor sich herausstellte, daß das Platzgeschäft nicht mehr als durchschnittlich zwei Handlungen trug, gab es mancherlei Schwierigkeiten. Die erste namhafte Persönlichkeit tauchte 1691 mit dem Erfurter Buchhändler *Philipp Gottfried Saurmann* in Bremen auf. Er baute ein umfangreiches Lager wissenschaftlicher Literatur auf, die er hauptsächlich an die bremischen Universitätsprofessoren und an Bibliophile vertrieb. Ferner befriedigte er die wachsende Nachfrage nach pietisti-

scher Erbauungsliteratur. Demgemäß setzte sich in seinem Verlag allmählich deutsches Schrifttum gegen das lateinische durch. Unter seinen vielfältigen theologischen Verlagsserzeugnissen nahm die deutsche Bibel den vordersten Platz ein.

*Saurmanns Sohn Nathanael* pflegte als Verleger zwar ebenfalls vorwiegend theologisch-kirchliche Bücher, wagte sich aber auch schon an die Belletristik heran, wie sie im lutherischen Binnenland, zumal in Leipzig, längst gang und gäbe war. Die von Gärtner, Schlegel, Zachariä, Gellert, Klopstock und anderen geschriebenen berühmten *Bremer Beyträge*, die seit 1745 bei Saurmann erschienen, nahmen sich innerhalb seines Verlagsprogramms allerdings wie ein Fremdkörper aus. Saurmann lag nur am Gewinn, nicht am Inhalt; die Zeitschrift, für die sich in Bremen selbst kaum Käufer fanden, interessierte ihn lediglich aus geschäftlichen Erwägungen.

Das Bild wandelte sich, als die Aufklärung in der Stadt Fuß faßte. Sie engte das calvinistische Gelehrtentum ein, damit auch den Markt für gelehrte Literatur, und verwies die Prediger vom kirchlichen Buch zu den schöngeistigen und rationalistisch-empirischen Veröffentlichungen, die sich in England und Frankreich durchgesetzt hatten. Soweit sich Saurmann, der 1759 starb, noch darauf einzustellen wußte, fand er sogleich Anklang, z. B. mit populären Biographien zeitgenössischer Politiker. Während er aber ursprünglich – wie schon sein Vater – beinahe ein Verlagsmonopol in Bremen besessen hatte, machten sich seit dem Siebenjährigen Krieg neben ihm Wettbewerber breit, die bewußt und mit innerem Anteil auf die Aufklärung eingingen, statt die moderne Literatur bloß um des finanziellen Vorteils willen hereinzunehmen. So verlegte der aus Kassel stammende *Johann Henrich Cramer* am Ende der sechziger Jahre neben vielen wissenschaftlichen Kleinigkeiten Klopstock, Lessings *Hamburgische Dramaturgie* und eine Übersetzung des Cornille, während *Ludwig Georg Förster* eine moralische Wochenschrift sowie die Göttinger Schlözer und Michaelis herausbrachte und sich mit der Edition des Bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs an ein großes wissenschaftliches Werk heranwagte.

Trotzdem ging Bremens Bedeutung als Verlagsplatz mit dem Schwinden seiner reformierten Eigenart stark zurück. Es fiel in Deutschland von der sechzehnten Stelle, die es dank Saurmann in den dreißiger Jahren erworben hatte, am Ende des 18. Jahrhunderts auf die siebenunddreißigste und später noch weiter zurück. Fern von der Weser, von der laut Schiller um 1800 beinahe gar nichts mehr zu hören war, empfing die deutsche Kultur in Weimar, Halle und Berlin ihre klassische Prägung. Das Verlagsgeschäft konzentrierte sich in der Messestadt Leipzig, daneben in wenigen anderen Orten, deren Bedeutung hinlangte, den Verlag vom Buchhandel zu trennen und zum Bargeschäft überzugehen. Das war und blieb in Bremen unmöglich. Der erste große Verleger, den die Stadt hervorbrachte, wanderte daher nach Leipzig ab. Es war der 1752 geborene *Georg Joachim Göschen*, der als Fünfzehnjähriger bei Cramer in die Lehre gegangen war und später in Sachsen als Verleger Goethes und Wielands zu den

führenden Köpfen des deutschen Buchhandels aufstieg, während sein Lehrherr in Bremen Konkurs machte. Es ist gewiß charakteristisch, daß Göschens Beispiel sich später regelmäßig wiederholte, sobald junge bremische Verlagsbuchhändler sich mit den geringen Aussichten, die die Heimatstadt bot, nicht abfanden: man denke nur an Kippenberg und Rowohl. Dagegen spielten sich am Ort selbst meist solche Leute nach vorn, die entweder eingewandert waren oder ursprünglich nichts mit dem Buchhandel zu tun hatten.

Verlor Bremen seit dem Siebenjährigen Krieg als Verlagsplatz, so gewann es gleichwohl erst jetzt ein breiteres Lesepublikum. Unter Vorgang der Prediger emanzipierte sich die Bildung von der Kirche und verlor die regionale Begrenzung. Die gelehrte Spezialliteratur ging ein, da sie mit dem Untergang des Gymnasium illustre ihren Haltepunkt verlor und die dort gepflegte lateinische Sprache außer Kurs kam. Dafür rückte das Bürgertum – insbesondere die Kaufmannschaft, aber auch ein Teil des Mittelstandes – zu den literarisch regsameren Schichten auf. Die englische Aufklärung, in deren Gefolge sich die Erfahrungswissenschaften entfalteten, die Französische Revolution, in der Belletristik der bürgerliche Roman und die Klassik, schließlich – wenn auch meist mittelbar – die idealistische Philosophie schufen eine bürgerliche Lebensart und Lebensansicht, die sich von den kleinbürgerlich-untertänigen und volkstümlich-niederdeutschen der vorhergehenden Epoche grundlegend unterschieden. Das Bürgertum verselbständigte sich auf Kosten der Unterschichten, als Bremen sich der reichsbürgerlichen Enge entledigte, um ausschließlich Handelsstadt zu werden. Das war kulturellen Bestrebungen insoweit abträglich, als das öffentliche Denken und Trachten seitdem hauptsächlich um kaufmännische und kapitalistische Probleme kreiste. Volksbildung und Wissenschaft, die mehr als populär war, hatten das Nachsehen. Mit Fug und Recht erklärte 1840 der bremische Handelspolitiker Duckwitz: *Ein Lesen, Studieren und Forschen ohne praktischen Zweck ist hier nicht zu Hause und muß da gesucht werden, wo man die Zeit dazu hat.*

Eine Handelsstadt vom Schlage Bremens schien ihm für Deutschland wertvoller als mehr Universitäten. Das schloß jedoch nicht aus, daß das wirtschaftliche Unternehmertum, das in Bremen den Ton angab, letzten Endes aus der Regeneration des Bürgertums und diese aus dem Erwerb von Bildung hervorgegangen war. Nichts spielte an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in Bremen eine größere Rolle als das Buch: In Herrenklubs, literarischen Zirkeln, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken entstanden lauter Einrichtungen für den bildungshungrigen Bürger.

Dem Buchhandel kam dies natürlich zustatten; und seit 1792 gab es auch einen neuen Verlag, der der veränderten Situation entsprach. Sein Gründer war *Friedrich Wilmans*, der achtundzwanzigjährige Sohn eines bremischen Stadtkommandanten. Mit jugendlichem Elan warf er sich sogleich auf die begehrtesten literarischen Gattungen. Aufklärer, Klassiker und Romantiker, wie Brentano, Hölderlin und Schlegel, denen Wilmans Schrittmacherdienste leistete, standen auf dem Verlagsprogramm. Neben Schul- und Erziehungsbüchern brachte

er insbesondere Romane, Schauspiele, historische Werke und Reisebeschreibungen heraus. Bouterwek, Campe, Tieck und Jean Paul waren seine ersten namhaften Autoren. Zu ihnen gesellten sich Goethe, Schiller, Wieland und Herder, als Wilmans 1799 mit dem Verlag jährlich erscheinender belletristischer Taschenbücher begann. Wie *Unger* und *Cotta* erntete er damit den größten Erfolg. Der Umsatz weitete sich derart aus, daß Wilmans sein Geschäft 1802 nach Frankfurt am Main verlegte, weil ihm Bremen nicht länger genügte. Mit seinem Abgang endete die verlegerische Initiative; das städtische Buchgewerbe blieb für lange Zeit von der literarischen Entwicklung in Deutschland abgeschnitten.

Es hatte aber sein Gutes, daß die französische Herrschaft 1810 wenigstens die Privilegien der Rats- und Schuldruckerei beseitigte und statt dessen ein Zulassungssystem einführte, wie es seit der Aufhebung der Zünfte durch die Constituante im napoleonischen Frankreich üblich war. Vier neue Firmen, deren Wettbewerb den bisherigen Schlendrian unmöglich machte, erhielten die Konzession. Am liebsten wäre der Senat, der die Handwerksämter nach dem Befreiungskrieg sogleich wiederherstellte, auch im Druckwesen zum überkommenen Brauch zurückgekehrt, übernahm aber nach einigem Hin und Her die französische Regelung. Die Idee, den Druckern unbeschränkte Gewerbefreiheit zuzubilligen, wurde gar nicht erst erörtert: man betrachtete sie wie Handwerker, die als Entgelt für den Schutz vor einem unbehinderten Wettbewerb die staatliche Aufsicht in Kauf zu nehmen hatten. Diese verschärfte sich, als Bremen im Einklang mit den Karlsbader Beschlüssen die politische Zensur einrichtete. Das führte zu manchen Spannungen – nicht zuletzt deshalb, weil dem behutsam, ja ängstlich ausgeübten staatlichen Zulassungs- und Überwachungssystem ein Heer mittelloser Druckergesellen gegenüberstand, seit den Unternehmern im Widerspruch zu den zünftlerischen Grundsätzen gestattet war, Lehrlinge in beliebiger Anzahl einzustellen. Da nun aber kaum ein handwerklicher Beruf soviel Intelligenz erforderte und soviel Kenntnis verschaffte wie der des Druckers, entwickelte sich das Gewerbe in Bremen zwangsläufig zu einer Vorhut demokratischer und zum Vorbote sozialistischer Ideen. Seit den dreißiger Jahren bildete der Druckergeselle in der Stadt ein Ferment der sozialen Gärung; der unterbundene Anspruch auf Pressefreiheit machte sich unter der Hand immer wieder Luft.

Wie sinnvoll die Abschaffung der Privilegien gewesen war, erwies sich rasch. Die beiden alten Druckereien stellten den Betrieb ein, weil sie dem Wettbewerb der Neulinge nicht gewachsen waren – namentlich derjenigen nicht, die von Haus aus keine gelernten Drucker waren, sondern als Unternehmer in das Geschäft einstiegen. Es waren der 1803 aus Lübeck eingewanderte *Carl Schünnemann*, der sich zuvor nur als Kaufmann und Spielkartenfabrikant betätigt hatte, und der aus ärmsten Verhältnissen aufgestiegene Buchhändler *Johann Georg Heyse*, ein Neustadtbürger. Dadurch, daß sie ihre Druckereien an den Verlag von Zeitungen und Büchern angliederten und mit Handelsgeschäften verschiedener Art verknüpften, verzahnten sie ihre Wirksamkeit und ver-

schaften sich dadurch eine Überlegenheit gegenüber denjenigen, die nur oder in erster Linie Drucker waren.

Überhaupt verlagerte sich die Tätigkeit der bremischen Drucker erheblich. Die Herstellung von Tabakbriefen, ehemals die vornehmste Einnahmequelle, trat zurück, je mehr die Zigarre der Pfeife den Rang ablief. Dem Buchdruck kam dieser Verlust freilich kaum zugute. Wie schon im 18. Jahrhundert zogen es die städtischen Verleger vor, Firmen in der Nähe von Leipzig zu beschäftigen, um an Herstellungs- und Transportkosten zur Messe zu sparen. In Bremen selbst stellte man fast nur kleine Schriften und solche Artikel her, die vorwiegend auf dem örtlichen Markt ausgeliefert wurden, z. B. Bibeln, Schulbücher, wissenschaftliche und politische Bremensien. Daher folgte den Tabakbriefen nicht das Buch, sondern die Zeitung. Es wurde « das gewöhnliche Mittel



*Spielkarten des Carl Schönemann Verlages aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.  
Nachdruck 1960.*

der Buchdrucker, sich durch Herausgabe einer Zeitung populär zu machen», weil das Publikum seit 1815 vor allem nach ihr verlangte. Ihr Druck sicherte die Rentabilität, das Buch lastete den Betrieb nur aus. Daher gewannen die Verlage der Drucker auch kein eigenes Gesicht. Wenn es nur Gewinn abwarf, nahmen sie, was man ihnen bot, gleichgültig, ob es von reaktionären oder revolutionären Geistern stammte.

Neben der Zeitung gewann der Akzidenzdruck unerhört an Boden. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrten und spezialisierten sich die Bedürfnisse der einheimischen Wirtschaft derart, daß manche Druckereien bald kaum noch etwas mit dem Buchgewerbe zu tun hatten. Das traf insbesondere auf den Steindruck zu, der in den zwanziger Jahren in Bremen aufkam. Wieder ist es bezeichnend, daß nicht Fachleute, sondern Außenseiter – in diesem Fall Abkömmlinge angesehenere bremischer Familien – die Errungenschaft aufbrachten und durchsetzten.

Die erste lithographische Anstalt Bremens gründete 1819 die Lehrerin und Schriftstellerin *Betty Gleim*, die das Verfahren anscheinend während einer Reise nach England kennengelernt und sich daraufhin in München beim Erfinder Senefelder die Ausbildung verschafft hatte. Auch lag ihr weniger am Profit als daran, mittelständischen Frauen zu einem selbständigen Beruf zu verhelfen. Der Gleim folgten zwei Anglophile namens *Dreyer* und *Comolli*, die ebenfalls keine Handwerker, sondern kunstverständige Händler waren und den Steindruck als Liebhaberei und experimentell, nicht kommerziell betrieben. Dazu gingen erst die Buchdrucker *Hunckel* und *Jöntzen* über, die 1826 die Konzession erwarben. Sie gaben sich nicht mehr vorwiegend mit der Buchillustration und mit Abbildungen für den Kunsthandel ab, sondern arbeiteten unter kaufmännischen Gesichtspunkten für gewerbliche Zwecke. Dadurch verlor der Steindruck an künstlerischem Format und verfiel einer Mechanisierung, die nur noch handwerkliche Sauberkeit zuließ, wurde aber eben deshalb gewinnbringend und dehnte sich rasch aus.

Bis zum Aufkommen des Offsetdrucks gewann die Lithographie ein derart weites Betätigungsfeld, daß es 1850 bereits neun Steindruckereien gab, 1864 neben zwölf Buchdruckereien gar dreiundzwanzig.

Etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts war und blieb es das dringendste Problem beider Geschäftszweige, mit der ständigen Ausdehnung des Akzidenzdrucks für die bremische Wirtschaft kaufmännisch und technisch Schritt zu halten. Es erforderte wiederholt erhebliche Investitionen, um sich den neuen Wettbewerbsbedingungen anzupassen, welche die – zuerst in England erprobten – beschleunigten Druckverfahren verursachten. Bevor in den vierziger Jahren die ersten Schnellpressen in Bremen auftauchten, denen kurz nach 1900 Setz- und Tiefdruckmaschinen folgten, gehörten sämtliche bremischen Druckereien zu einem einheitlichen Typ von etwa gleicher Größe: hier kostete die Ausstattung 7500, dort 10 000 Taler. Nun gliederten sich die Betriebe nach verschiedenen Größenklassen. Während die kleinsten bis auf den heutigen Tag an Handsatz und Tiegelpresse festhielten und sich auf kleine Aufträge spezia-



lisierten, modernisierten die großen ihren Maschinenpark für eine vielseitige Massenproduktion. Die eingearbeiteten Firmen, die den Ausbau aus dem laufenden Betrieb heraus finanzieren konnten, besaßen begreiflicherweise die Vorhand. Voran Schünemann, wuchsen sie aus handwerklichen zu industriellen Unternehmen, in denen heute zweihundert bis siebenhundert Menschen arbeiten.

Den Impuls zu dieser Entwicklung lieferten nicht das Buch, sondern Zeitung und Wirtschaft – anfangs besonders der Norddeutsche Lloyd, der in seiner Blütezeit Broschüren und Plakate in Auflagen bis zu mehreren hunderttausend Stück anfertigen ließ, später vor allem die Industrie. Trotz des Zwangs zur Konzentration, die den kapitalistischen Unternehmer begünstigte, blieb aber die Gelegenheit zu Neugründungen dank der Verschiedenartigkeit der möglichen Betriebsgrößen auch für Handwerker allezeit offen und wurde namentlich seit der Aufhebung des Konzessionszwanges, der nach der Gründung des Deutschen Reichs der Organisation durch Verbände und Gewerkschaften innerhalb des Gewerbes Platz machte, genutzt. Auch die Pressebeschränkungen, die vor allem den Zeitungsdruck behinderten, verminderten sich und fielen zeitweise völlig fort. Bis 1900 stieg daher die Zahl der bremischen Buch- und Steindruckereien auf zweiundsechzig, um sich im Verlauf eines weiteren Menschenalters abermals zu verdoppeln. Unter ihnen gibt es noch heute ein gutes Dutzend, darunter die meisten großen, die seit hundert Jahren oder länger bestehen – ein Beweis, daß die Kontinuität das rein unternehmerische Moment meist überwiegt.

Mehr als die Hälfte der vorhandenen Kapazität ging in den Bombardements des zweiten Weltkrieges zugrunde. Als man nach der Währungsreform daran ging, die Schäden zu beseitigen, erleichterte die Katastrophe manche Modernisierung, zu der man sich früher, « gezwungen durch die Zeitverhältnisse », auch in Großbetrieben oft nur « ungerne » entschlossen hatte. Zugleich begünstigte sie aber eine Konzentration, die die Zahl der bremischen Druckereien merklich verringerte. Die Geschäftsbedingungen, die für den Akzidenzdruck gelten, tragen an diesem Stillstand keine Schuld, da der – durch die Weltkriege bedingte – relative Rückgang der bremischen Wirtschaftskraft durch das absolute Wachstum der Industrie voll aufgefangen wurde. Dagegen leidet der Zeitungsdruck noch immer daran, daß es bisher erst zum Teil gelang, die Auswirkung der vernichtenden Schläge aufzufangen, die der Nationalsozialismus nach 1933 der freien Presse zufügte. Zugunsten der Breitenwirkung des Massenblatts, das den Massenleser züchtet, hat sich die Eigenart der einzelnen Zeitung abgeschwächt, die das 19. Jahrhundert der Vielzahl der Zeitungsdrucker dankte.

Die Industrialisierung, die das Druckgewerbe erfaßte, wirkte sich im *Buchhandel* begreiflicherweise kaum und im Verlagswesen deshalb nur wenig aus, weil es an den geeigneten Grundlagen für bedeutende Unternehmen fehlte. Nach den Befreiungskriegen geriet das Geschäft geradezu in eine mißliche Lage. Die Buchhändler mußten zusehen, sich durch die Unterhaltung von Leihbüche-

reien sowie den Verkauf von Papier und Schreibmaterialien über Wasser zu halten. Noch in den zwanziger Jahren hielt die zuständige Senatskommission zwei Handlungen auf 38 000 Stadtbewohner für durchaus zureichend. Der Aufbau der bremischen Wirtschaft nahm Geist und Kraft der Bürgerschaft gefangen. Die Lesewut, die den Bürger um 1800 zur Orientierung befähigt hatte, ging zurück, seit er die Erfahrungen verarbeitet hatte und anwandte. Mit dem Erstarren der gesellschaftlichen Regeln bildete sich ein literarischer Kanon aus.

Das klassische bürgerliche Schrifttum beherrschte den Geschmack und beeinträchtigte die Aufmerksamkeit für neue literarische Erscheinungen, soweit es sich nicht um die triviale biedermeierliche Belletristik handelte. Ein strebsamer junger Kaufmann wie Duckwitz las z. B. um 1820 Winkelmann, Lavater, Wieland, Lessing, Herder, Bürger, Goethe und Schiller, ferner Shakespeare, Pope, Milton, Sheridan, Ossian, Scott, Gibbon und Smith – also ausschließlich deutsche und englische Autoren, die anerkannt waren. Dagegen fehlten in den Buchhandlungen etwa die Erzeugnisse von Grillparzer, Lenau und Immermann; und ein nachhaltiges Verständnis für die jungdeutschen Literaten, voran Börne, Heine und Freiligrath, erwachte nur dort, wo man politisch mit ihnen sympathisierte, also beim gebildeten Mittelstand. *Eine Teilnahme an der fortlaufenden Literatur des Gesamtwaterlandes findet hier nicht statt. Man ist so ziemlich der Ansicht, daß mit Goethe und Schiller die Schlußsteine in das Gewölbe der deutschen Literatur gelegt seien, und läßt allenfalls die Romantiker noch für später angebrachte Verzierungen gelten*, klagte 1840 Friedrich Engels, damals Volontär in der bremischen Leinenhandlung Heinrich Leupold. *Dagegen existiert hier eine abgeschlossene Literatur, die sich teils in Broschüren, meist auf theologische Streitigkeiten sich beziehend, teils in der Journalistik zur Genüge ausbreitet.*

Es besagte daher nicht allzu viel, daß zwischen 1820 und 1846 fast 1300 Verlagsartikel – etwa viermal soviel wie ein Jahrhundert zuvor – in Bremen herauskamen. Die «Hauptbeschäftigung» galt noch immer dem Druck der Bibel, die dem einfachen Mann seinen wichtigsten Lesestoff bot, und der daran anknüpfenden Erbauungsliteratur. Abgesehen von Schulbüchern, ähnlichen Gebrauchsschriften sowie dem Nachdruck einiger klassischer Werke beschäftigten sich die Verlagsbuchhändler sonst ausschließlich mit Bremensien und Flugschriften zu den Tagesfragen. Die Zensur wirkte sich vor 1848 kaum nachteilig aus, da sie gewöhnlich ein Auge zudrückte und eigentlich nur dann eingriff, wenn eine diplomatische Demarche eintraf. Auch im Handel ging es recht kleinbürgerlich zu. Er lebte hauptsächlich vom Vertrieb von Fachbüchern für Haus und Beruf sowie von der Belletristik des Tages, bei der sich Taschenbücher und Romane deutschen oder westeuropäischen Ursprungs um den Löwenanteil stritten.

Unter den Vorzeichen der Revolution von 1848 belebte sich das Interesse, ohne im Bürgertum nach der vorübergehenden Wendung ins Politische grundsätzlich neue Richtungen einzuschlagen. Desto bedeutsamer war, daß es den An-

schluß an die zeitgenössische deutsche Literatur zurückgewann. Unmerklich veränderte sich sein Bildungsprogramm, indem es den Umfang seiner Lektüre vergrößerte, die Thematik allerdings vielfach verengte. Im Unterschied zu den schöngeistigen Wortführern der vorausgehenden Generation fanden ausgeprägt bürgerliche Schriftsteller, wie Freytag, Hebbel, Keller, Raabe, Heyse, Reuter, Scheffel und Busch, in Bremen sogleich ein breites Publikum und reihten sich nahezu gleichberechtigt an die Klassiker, deren Tradition sie fortzusetzen schienen. Die Vorliebe für den westeuropäischen Roman weitete sich zur Neigung für die moderne internationale Epik aus und erstreckte sich ausgangs des 19. Jahrhunderts besonders auf die französischen, skandinavischen und russischen Hauptwerke.

Obwohl sich die sozialpolitische Färbung der Lektüre nicht verlor [jedoch verringerte, soweit man das traditionelle Ausmaß sprengte], verschwand sie allmählich aus dem Bewußtsein und nahm die Form der Teilnahme an einem unermesslichen objektiven Bildungsgut an. So berichtet der 1866 geborene bremische Kunsthistoriker *Gustav Pauli* aus seiner Jünglingszeit: *Meine kindliche Absicht war in jenen Schuljahren, allmählich die Hauptwerke der Weltliteratur mir anzueignen*. Nachdem er als Kind mit den Bilderbüchern und Prachtwerken Speckters, Richters, Schnorrs und Kaulbachs begonnen hatte, kamen zunächst Scott, Freytag und Reuter an die Reihe, dann Beecher-Stowes «Onkel Toms Hütte», Shakespeare, Cervantes, Goethe, Jean Paul, Dickens, Gogol, Turgenjev, Heyse und Kurz, an Wissenschaftlern Thiers, Ranke, Mommsen und Nietzsche, der eben die Erbschaft des vielgelesenen Schopenhauer antrat.

Etwas anders sah es beim Mittelstand aus, der in den vierziger Jahren – wenigstens zu großen Teilen – seine Aufklärung durchmachte und sich über den Schundroman der Leihbibliothek, also Ritter-, Räuber- und Schauergeschichten, sowie Familienstücke in der Manier Ifflands und Kotzebues erhob. Er entzog sich der kirchlichen Unterweisung und wuchs, geführt von einer Garde tatkräftiger Volksschullehrer, ins Lesepublikum hinein. Dabei bemächtigte er sich weithin derselben Literatur oder doch derselben literarischen Gattungen, die das Bürgertum bevorzugte – wenn auch mit verändertem Akzent, soweit sich die politischen Wertungen unterschieden. Mit Hilfe der sozialistischen Gesellschaftslehre erlangte schließlich die Arbeiterschaft geistige Mündigkeit, als gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Ausbau der bremischen Industrie einsetzte. Nach ihrer Organisation in Gewerkschaften und Parteien meldete sie den Anspruch auf eine klassengemäße Bildung an. Eine der Zahl nach allerdings nicht allzu breite Schicht von Funktionären und marxistischen Arbeitern ergänzte die Lektüre der Parteipresse durch das Studium von Engels, Lassalle, Mehring und Bebel, weniger von Marx. In der Belletristik griff sie zu den Schriftstellern, die – obschon bürgerlich – genügend Interesse hervorriefen, z. B. zu Schiller, Ibsen und Heine, dann auch zu modernen Sozialdichtern wie Hauptmann, Jacoby, Zola und Gorki.

Da sich die Nachfrage namentlich infolge der Spezialisierung der Berufe, Wissenschaften und Technologien von Jahr zu Jahr stärker aufgliederte und

entsprechend vermehrte, gewann der Buchhandel außerordentlich. Der Senat erteilte 1846 zu den vier bestehenden Geschäften allein drei neuen die Konzession und verzichtete wenig später darauf, sie länger auszuüben. Die Zahl der bremischen Buchhandlungen stieg daraufhin bis 1870 auf fünfzehn, bis 1900 auf vierundzwanzig; großstädtische Geschäftsausancen hielten ihren Einzug.

Sogar im *Verlagswesen* zeigten sich, obgleich vereinzelt, Ansätze, über Bremensien und ephemere Flugschriften hinauszukommen. So verlegte Heyse um 1820 Verdeutschungen von Scotts «Rokeby» und «Ministrel», der Buchhändler *Kühtmann*, Sohn eines bremischen Steuerbeamten und seit 1844 Inhaber des Schönemannschen Ladens, 1848 Übersetzungen von Proudhon und Victor Hugo, in den fünfziger Jahren Emerson und Andersen, dann Tegnér, Björnson, Béranger, Longfellow und Scott; Schönemann und Strack – Heyses Nachfolger – gaben Gildemeisters Übersetzung von Byrons «Don Juan» und «Mazeppa» heraus.

Eigentümliches brachte Bremen um die Jahrhundertwende hervor. Auf der Grundlage einer ausgebreiteten bürgerlichen Bildung entwickelte sich in der gesättigten, wo nicht übersättigten Atmosphäre kaufmännischen Reichtums ein Hang zum Eklektizismus, der – halb Renaissancegefühl, halb romantische Stimmung – die Begierde nach ästhetischem Raffinement erzeugte. In kleinen Zirkeln von Kaufleuten und Akademikern setzte sich ein kultureller Stil durch, der bewußt und willentlich eher pflegte und erneuerte als vorwärtsstrebte, mehr der Liebhaberei und dem Überfluß als der Notwendigkeit verpflichtet war. Demgemäß schuf er sich in einer «Luxuskunst» für «wenige auserlesene, raffinierte und wohl situierte Gourmands» sein Denkmal.

Sein erstes Werk war 1899 die Gründung der Monatsschrift *Die Insel*, die ihren Sitz freilich nicht in Bremen, sondern in München aufschlug. Neben *Otto Julius Bierbaum* und *Rudolf Alexander Schröder*, von dem die Anregung ausging, beteiligte sich – Mäzen, Dichter und Lebemann zugleich – der bremische Kaufmannssohn *Alfred Walter Heymel*, Schröders Vetter. Den beiden einundzwanzigjährigen jungen Leuten ging es darum, ein *Eiland für unsere besten jungen Kräfte aus der Literatur, eine Manifestation gegen Unkultur und vulgarisierte Tradition* zu schaffen. Für die zeichnerische Ausstattung gewann Schröder den in Worpsswede ansässigen siebenundzwanzigjährigen Bremer *Heinrich Vogeler*. Geschult an den seit William Morris in England hervorgetretenen Buchkünstlern, am stärksten an Beardsley, stand dieser gerade im Begriff, sich mit der zarten Phantastik seiner Entwürfe zum beliebtesten Illustrator Deutschlands aufzuschwingen: seine Zeichnungen zu Hauptmanns «Versunkener Glocke», zu Hofmannsthals «Der Kaiser und die Hexe», zu Jacobsen, Salus, Voigt-Diederichs, Tieck-Brentano, Wilde und eigenen Gedichten, nicht zuletzt aber sein Titelblatt zum zweiten Heft der *Insel* verliehen der «neuromantischen Dekadenz» um die Jahrhundertwende ihren entschiedensten Ausdruck.

Auch sonst war *Die Insel* ein zu exklusives, inhaltlich wie der Richtung nach

unausgeformtes Gebilde, zu sehr Flucht, wenn nicht aus der Wirklichkeit, so über sie hinweg, um sich in ihrer anfänglichen Gestalt lange zu behaupten. 1903 stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen ein. Der Verlag, der aus ihr hervorging und an ihre Wirkung anknüpfte, kam 1905 in die Hände des 1874 geborenen bremischen Lehrerssohns *Anton Kippenberg* und siedelte nach Leipzig über. Heymel scherzte später, Kippenberg habe seinen Rosengarten in ein Kartoffelfeld verwandelt; richtiger ist, daß er zu den Anregungen, die er verwertete, solide literarische und kaufmännische Grundsätze hinzufügte, die das Unternehmen vom Nebenpfad auf einen gangbaren Weg führten. Was Kippenberg – zeitweise unterstützt von seinem Landsmann *Ernst Rowohlt* – auf literarischem Gebiet vollbrachte, ist hier nicht zu schildern. Das bremische Element, das er verkörperte und förderte, ging zeit seines Lebens nicht verloren, spielte aber keine entscheidende Rolle und wirkte sich nur insoweit mitgestaltend aus, als es dem Insel-Verlag gelang, über seinen eigenen Ursprung hinauszugreifen.

Der *Insel* folgte 1913 die *Bremer Presse* – auch sie von Schröder angeregt, der daher gemeinsam mit Borchardt und Hofmannsthal ihrem Beirat angehörte, auch sie nach Programm und Anlage ein luxuriöses Experiment, das sich zu einer schöpferischen, gar kulturpolitischen Aufgabe nicht anders als auf dem Umweg über eine gewählte Tradition bekannte. Mittel und Absicht waren jedoch klarer als in den Anfängen der *Insel*, der Erfolg daher von vornherein greifbarer.

Wie vor ihr andere Buchwerkstätten Deutschlands, die sie – zumal in literarischer Hinsicht – bald hinter sich ließ, entstand die *Bremer Presse* im Bann der Erneuerung der Typographie, mit der in England Morris, die Doves Press und die Kelmscott Press vorangegangen waren. Nach ihrem Vorbild schwebte den Gründern *Willy Wiegand* und *Ludwig Wolde*, zwei Akademikern aus wohlhabenden bremischen Kaufmannsfamilien, vor, im Unterschied zum kommerziellen Buchgewerbe nicht «lediglich von der Verstandesseite» auszugehen, sondern stärker an die Phantasie zu appellieren und dadurch Wissenschaft, Kunst, Literatur und Handwerk wieder zu der Einheit zusammenzuführen, dank der die Buchkunst der Inkunabelzeit gediehen war. Indem man unter «Zurückstellung ökonomischer Erwägungen» zur handwerklichen Arbeit zurückkehrte und kostbare Liebhaberdrucke in einer überaus kleinen Auflage herausgab, wollte man der «Unrast der Zeit», ihrer Mengenfabrikation und dem drohenden Abgleiten in den Schund die «Eindringlichkeit der Form» entgegenhalten, sichten und bewahren. Esoterik sollte nicht gescheut, sondern willkommen sein. Wiegand selbst entwarf nach dem Muster von Typen, die die Frühdrucker Rusch und Johann von Speyer verwandt hatten, eine von Louis Hoell geschnittene Antiqua, die durch ihre Schlichtheit bestach und sich dadurch von den allzu auffälligen, beim Lesen hinderlichen Typen anderer Privatpressen wohltuend abhob. An sie schlossen sich eine Fraktur und eine von Kennern als bahnbrechend empfundene griechische Schrift an.

Der Ausbruch des Krieges verzögerte ihren Schnitt und warf die Bremer Presse

sehr zurück. Zahlreiche Ausgaben, die bereits vorbereitet waren, darunter die Epen Hartmanns von Aue mit kolorierten Holzschnitten von Vogeler, blieben liegen. Fertig wurden in Bremen nur Hofmannsthals «Die Wege und die Begegnungen» mit Initialen von Schröder und Borchardts Bearbeitung der *Germania des Tacitus*, geschmückt von der Johnston-Schülerin Anna Simons, die auch die Titel und Initialen der späteren Drucke anfertigte. Vom Papier bis zum Einband waren sämtliche Exemplare – hier zweihundert, dort zweihundertfünfundsechzig – Handarbeit. Die Auslieferung übernahm Ernst Rowohlt, der sich 1908 in Berlin selbständig gemacht hatte. Nach dem Krieg siedelten Presse und Bindewerkstatt nach Bad Tölz, dann nach München über, wo sie in den zwanziger Jahren eine reiche Tätigkeit entfalteten, sinnvoll ergänzt durch einen Verlag, der seit 1922 verbilligte Schnellpressendrucke veröffentlichte. U. a. erschienen Augustin, Bacon, Dante und Goethe, Kleists «Robert Guiskard», Homer, die Luther-Bibel, das Missale Romanum, Sappho und Tibull. Die Weltwirtschaftskrise entzog der Presse den Boden; 1932 brach sie ihre Arbeit ab.

Ein gleiches Schicksal traf ihre bescheidenere Nachfolgerin, die *Bremer Bibliophile Gesellschaft*. 1927 unter der Führung Schröders und *Hans Kastens* in Bremen gegründet, beschränkte sie sich darauf, vergleichsweise einfach ausgestattete Drucke von Bremensien zu veranstalten. 1930 richtete sie die Tagung der deutschen Bibliophilen in Bremen aus und ging zwei Jahre nach diesem Höhepunkt ihrer Tätigkeit ein.

Stärkere Anregungen erhielt das bremische Buchgewerbe nach dem ersten Weltkrieg von *Ludwig Roselius*, dem Besitzer der Kaffee-Hag. Ohne starres Programm Gegensätzen zugänglich und Gegensätzliches verfolgend, hing er als Bewunderer Gobineaus einem ästhetisch gefärbten Vitalismus an. Das Vorbild Rathenaus, dem er selbst ähnelte und dessen Lebensphilosophie ihn begeisterte, ließ ihn nicht Kaufmann ohne Hang zur Kulturpflege noch Kunstfreund ohne kommerzielles Kalkül sein. Das Buchgewerbe, auf das sich stets nur ein Teil seiner mäzenatischen Initiative erstreckte, fesselte ihn ursprünglich als Mittel der Werbung. Er ließ die Werbegraphik der Kaffee-Hag durch Illustratoren wie Eduard Scotland und Otto Hupp [Die deutschen Wappenmarken] ausführen. Von 1911 bis zum ersten Weltkrieg gab Roselius, eine Anregung des Reklamechefs Alfred Faust aufgreifend, die literarische Monatsschrift *Die Guldenkammer* in dem zu diesem Zweck gegründeten «Verlag Kaffeehag» heraus.

Um seinen Gedanken einer deutsch-angelsächsischen Kulturgemeinschaft zu propagieren, errichtete er 1921 den *Angelsachsen-Verlag*. Hier erschien die Zeitschrift *Die Böttcherstraße*, die sich – für Roselius typisch – ebenso sehr mit modernen internationalen wie vorhistorischen indogermanischen Fragen befaßte, manches über Worpswede, schließlich seit 1935 das Sammelwerk *Die deutsche Kunst*. Zum Gegenstück des Angelsachsen-Verlags wählte Roselius 1922 den ursprünglich in Wilhelmshaven beheimateten Friesen-Verlag, der sich mit dem niedersächsisch-friesischen Kulturkreis beschäftigte und insbesondere

die von zum Teil ausgezeichneten Mitarbeitern beschickte Zeitschrift *Die Tide* veröffentlichte.

Ferner erwarb er die Buchhandlung G. A. v. Halem. 1863 gegründet, seit 1921 Aktiengesellschaft, nahm sie unter den bremischen Buchhandlungen deshalb eine einzigartige Stellung ein, weil sie sich 1903 unter der Leitung *Otto v. Halem*s ausschließlich auf die – sonst nebenbei gepflegte – Ausfuhr nach Übersee geworfen hatte. Dank ihrer glänzenden Organisation bildete sie ein verlässliches Bindeglied zwischen der Heimat und dem Auslandsdeutschtum, das trotz seiner kommerziell bedingten Unparteilichkeit wirkliche Kulturarbeit leistete, indem es sich nach dem Weltkrieg von naheliegenden politischen Verfälschungen und Bemäntelungen konsequent freihielt. Jahr um Jahr gingen Zehntausende von Katalogen, Fachbibliographien und Angeboten für Abonnements nach aller Herren Länder. Die Büchersendungen enthielten die *Berliner Illustrierte* so gut wie Belletristik und wissenschaftliche Monographien – zwischen 1900 und 1927 insgesamt aber am häufigsten Wilhelm Buschs «Humoristischen Hausschatz», Bismarcks «Gedanken und Erinnerungen» sowie das Deutschlandbuch von Kurt Hielscher und Gerhart Hauptmann. In Bremen tat sich Halem durch Ausstellungen und ausgezeichnete Vortragsveranstaltungen hervor; im Verlag der Firma erschienen wie bei verschiedenen anderen bremischen Buchhandlungen – z. B. bei *A. D. Geisler*, *Arthur Geist* [vormals *Gustav Winter*], *Franz Leuwer*, *Johns. Storm* und seit 1931 *Friedrich Trüjen* – vor allem Bremensien und Fachbücher.

Weltwirtschaftskrise und Nationalsozialismus taten auch Roselius' Schöpfungen starken Abbruch; was blieb, fügt sich heute der Überlieferung ein.

In einer Handelsstadt wie Bremen konnten Wissenschaft und Literatur keine übermäßig starken Wurzeln schlagen. Seit dem Einschlafen der Universität, d. h. seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, gab es fortlaufend mehr Talente ab, als es anzog. Es besaß daher zeitweise mehr Kunstfreunde als Könner, mehr Mittel als Gelegenheit, sie anzuwenden. Trotzdem stellte sich heraus, daß auch hier allein das kaufmännisch betriebene Verlagsgeschäft auf längere Sicht genügend Lebenskraft besaß, um eine mehr als kurzfristige, kompeten hafte Wirkung zu erreichen.

Den Beweis liefert die Firma *Carl Schünemann* und, genau gesehen, nur sie, weil der zweite größere bremische Verlag, *Walter Dorn*, der seit 1923 besteht und heute hauptsächlich wissenschaftliche und wirtschaftskundliche Bücher, darunter allerhand Bremensien, herausgibt, sein Hauptquartier nach Hannover verlegt hat und seinen Sitz in Bremen nur als Zweigniederlassung beibehalten hat. Obwohl Schünemann bereits 1814 begann, im Buchhandel zu arbeiten, war er anfangs – wie noch heute hauptsächlich – vor allem nur Drucker und Zeitungsverleger.

Um Bibeln, Gesang-, Schul- und Bilderbücher abzusetzen, genügte die kommerzielle Kalkulation. Nicht anders verhielt es sich bei einer großen Zahl von weiteren Erzeugnissen, die sich im Lauf der Zeit hinzugesellten, darunter Bremensien unterschiedlicher Art, Anthologien, Lexika, wissenschaftliche Texte

und Fachbücher, erbauliches und belehrendes Schrifttum, hin und wieder ein Roman. Aber auch einiges von Bedeutung, wie Irving, dessen «Sketch Book» 1840 erschien, und Mehring, dessen Buch über «Die deutsche Socialdemokratie» zwischen 1877 und 1879 drei Auflagen erlebte.

Immerhin stieß Schünemann frühzeitig seinen Buchladen ab und war seit 1844 der erste und für lange Zeit einzige Buchhändler, der nur verlegte. Während die übrigen darauf verzichteten, sich auf die am Ende des 19. Jahrhunderts unabweisbare Entwicklung zu einem literarisch orientierten Geschäftsstil umzustellen und daher bedeutungslos blieben, gewann Schünemann eine eigene Linie, als er 1895 die – später abgewanderte – Zeitschrift *Niedersachsen* unter den Freudenthals, Löns und Pfeiffer ins Leben rief und sich der Pflege der niederdeutschen Literatur zuwandte, die nun bei ihm eines ihrer wichtigsten Sammelbecken fand. Drostes «Ottjen Alldag» errang einen ungeahnten Erfolg, obwohl sich der Absatz von Heimatschrifttum naturgemäß nicht weit über Nordwestdeutschland hinaus erstreckte.

Erst jetzt, namentlich aber seit den zwanziger Jahren, als der aus Mitteldeutschland stammende Prokurist Ostertag die Leitung des Verlags übernahm, begann bei Schünemann eine lebhaftere Tätigkeit: Von etwa tausend Titeln, die die Firma bis kurz vor Beginn des zweiten Weltkrieges herausgab, stammten rund vierhundertfünfzig aus der Zeit nach 1900. So erschienen in den zwanziger Jahren Bulcke, Claudius, Fechter, Ponten, Scharrelmann, Schlaf, Vesper und Winckler, vor allem aber Manfred Hausmann, der 1924 seinen Erstling bei Schünemann unterbrachte und dessen «Lampioon» sich als besonders zugkräftig erwies. Sie ergänzten die vielfach von Hans Meid ausgestatteten Erfolgsbücher von Ammers-Küller, Chesterton, Deeping, Griese, Meyrinck, Leip, Löhndorff und von der Vring, die Schünemann zum größten Teil während der Weltwirtschaftskrise von notleidenden Verlagen erwarb – in der Mehrzahl gewiß nicht mehr als solide Durchschnittsware, aber geeignet, große Auflagen zu erzielen und den Umsatz auszudehnen. Allein in den «Wohlfeilen Ausgaben» kamen zwischen 1931 und 1940 ungefähr 3 700 000 Bände heraus, darunter Ricarda Huchs «Im alten Reich». Schließlich vermehrte sich die Reihe der Autoren um D. H. Lawrence und Österreicher wie Lernet-Holenia, als Schünemann 1939 den Verlag A. Höger in Wien aufkaufte, um sein Absatzgebiet in Süddeutschland zu vergrößern.

Der zweite Weltkrieg, der auch sonst das Haus schwer traf, vereitelte ein Gelingen. Norddeutsche Autoren, wie Augustiny, Lerbs, Alma Rogge und Schröder, traten nach der Wiederaufnahme des Geschäfts erneut in den Vordergrund, bis sich 1955 in der Übernahme und dem Ausbau der berühmten «Sammlung Dieterich» ein vom Herkömmlichen abweichender neuer Ansatz zeigte, der den Wirkungskreis der Firma zum Teil veränderte und sehr erweiterte. Die Sammlung, die mit dem Leipziger Stammhaus gemeinsam betreut wird, gibt dem Verlag wissenschaftlichen Schrifttums, der – Bremensien ausgenommen – bisher trotz rühmlicher Ausnahmen am Rande stand, einen kräftigen Auftrieb und zählt neben den bekannten Reihen von Kröner und Manesse

heute zu den verbreitetsten kulturkundlichen Serien in Deutschland. Ihr zur Seite stehen neuerdings «Schünemanns Leitfäden», die die Herausgabe von Texten der Weltliteratur durch zusammenfassende Darstellungen ergänzen. Gleichwohl bleibt unbestreitbar, daß sich Bremen nach wie vor nicht unter die führenden Verlagsplätze rechnen läßt. Die Teilung Deutschlands, die Leipzigs Vorrang untergrub und zahlreiche Verlage zur Umsiedlung veranlaßte, brachte keinen Wechsel. Mit Kassel, Konstanz, Würzburg und Wuppertal gehörte es 1955 in die Reihe der Orte, die jeweils nicht mehr als 0,8 Prozent der westdeutschen Verlage beherbergten, während München, Stuttgart und Hamburg zusammen etwa 25 Prozent aufwiesen.

In der Produktion stand es noch schwächer da und wird sich schwerlich sehr verbessern. Daß die geplante Gründung einer bremischen Universität dem Buchhandel, in dem Bremen schon 1956 mit einundvierzig größeren Firmen an zehnter Stelle der westdeutschen Städte einen günstigen Platz einnahm, zur Ausdehnung verhelfen und insbesondere den Aufbau von Spezialgeschäften für wissenschaftliche Literatur ermöglichen würde, steht außer Frage; ebenso, daß die Entscheidung über das Vorhaben weder im Buchgewerbe noch unter seinem Einfluß fallen kann.

Friedrich Prüser

*Der Sinn für Bremens Geschichte*

Wie stand es um den geschichtlichen Sinn der bremischen Bevölkerung in der Zeit, als die Sparkasse vor einhundertfünfunddreißig Jahren gegründet wurde? Wie dachte vor allem der wirtschaftlich gutgestellte Bürger, der als der Träger der geistigen Kultur in erster Linie in Frage kommen mußte? Da es an unmittelbaren Zeugnissen weitgehend mangelt, ist darüber schwer etwas auszusagen, es sei denn, daß man auf mittelbarem Wege die Fährte findet.

Waren diese Jahre nach der Fremdherrschaft nicht eine schwere, eine arme Zeit? Gerade das hatte ja die Veranlassung zur Gründung einer Sparkasse gegeben. Handel und Wandel lagen in diesen Jahren schwerer Wirtschaftskrise danieder: der Kaufherr bekam es zu spüren, aber auch der kleine Mann. Bange Unrast erfüllte das Leben so vieler Menschen: Woher sollte da die Muße kommen, sich an geschichtlichen Studien zu erfreuen, sich wohl gar forschend mit ihnen zu beschäftigen?

Die äußeren Vorbedingungen für eine Pflege der Wissenschaften waren nicht günstig, und wo an sie in breiterer Öffentlichkeit gedacht wurde, da meinte man meist die gut vorangekommenen und sich mächtig weiterentwickelnden Naturwissenschaften. Die breite Masse denkt heute noch in erster Linie an sie, wo von Wissenschaften die Rede ist, wenn sie nicht gar die Technik für Wissenschaft nimmt. Ähnlich wird es damals gewesen sein. Namen wie Treviranus und Olbers, aus Vegesack auch der Albrecht Wilhelm Roths, des großen Botanikers, übten die größere Anziehungskraft aus vor jedem, der etwa im Bereiche der Geisteswissenschaften aufgestanden wäre. Man muß auch die allgemeine geistige Form des Durchschnittsbremers in Rechnung stellen: das «Wes bedächtig» stand ja noch am alten Herdentor zu lesen. Mag jener Spruch, als er im Jahre 1562 angebracht wurde, auch Warnung in einer ganz bestimmten, durch Glaubenskämpfe heraufbeschworenen Lage gewesen sein, er offenbart, abgesehen vom damaligen Tageszweck und damit als zeitlose Aussage, einige sehr bestimmende Seiten im Wesen des Bremers, die uns auch hier angehen. Zum mindesten stand man neuen Gedanken, neuen Bewegungen längere Zeit abwartend gegenüber, ehe man ihnen die Tore öffnete.

Von da her ist es wohl zu verstehen, daß die großartige Neuformung der Geister, die vom Klassizismus und von der romantischen Bewegung ausging,

in Bremen auf lange hinaus kaum tiefgreifende Spuren hinterlassen hat. So ist von nachhaltigem Einfluß der Herderschen «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit», von etwaigem schnellen Wirksamwerden in der Richtung auf ein lebendiges Verstehen der geschichtlichen Vorgänge aus ihren mannigfachen Zusammenhängen heraus, ebensowenig zu spüren wie von gründlicher Beackerung der Felder, die die Romantik in den Blickpunkt der Betrachtung zog. Man muß schon etwas genauer hinschauen, will man die Anfänge entdecken.

In einer Kaufmannsstadt, die den ersten Ansatz zur wirtschaftlichen Entwicklung eines neuen, *ihres* Überseehandels jenseits der Ozeane mit Erfolg gemacht hatte und nun darauf sann, ihn zu wiederholen, waren sehr maßgebliche Kreise, fast naturgegeben, vor allem wirtschaftlich eingestellt und werden daher einem nüchternen, rationalistischen Denken früherer Zeit noch immer und eher zugänglich gewesen sein als den neuen geistigen Bewegungen. Es mag daher kommen, daß eine so geartete Geschichtsschreibung immer noch ihren Ort hatte und ihre Werke nach wie vor ihren Leserkreis fanden. Wir denken an die aus guter Kenntnis des Ratsarchivs erwachsenen Arbeiten *Johann Philipp Cassels*, des Vaters des sehr erfolgreichen ältesten jener Überseekaufleute neuen Stils. Seine kleinen Programmschriften für die Jahresversammlungen der «Teutschen Gesellschaft», die «Historischen Nachrichten», die er den Glückwünschen der Lateinischen Schule bei der Einführung eines neuen Bürgermeisters anhängte, oder gar den Einladungen zu «Lateinischen Vorbereitungsreden zum Heiligen Abendmahl», «die auf dem großen Hörsaal des Gymnasii . . . gehalten werden» sollten, kann man manchmal noch heute in alten privaten Büchereien finden – im ganzen freilich mehr nützliche Sammlungen des Stoffes denn seine Durchdringung. Aber manches ist dabei, dessen Kenntnis uns nur auf diese Weise erhalten blieb, weil der archivalische Beleg inzwischen verloren ging. Mit seiner «Sammlung ungedruckter Urkunden, welche die Geschichte der freien Reichsstadt Bremen in vorigen Zeiten aufklären», wie den ersten seiner «Historischen Nachrichten» schon aus dem Ende der sechziger Jahre des aufklärerischen Jahrhunderts, ist es ähnlich. Da war es schon ein Fortschritt, daß *Christian Nicolaus Roller*, wie Cassel Professor der Beredsamkeit am bedenklich absterbenden Gymnasium Illustre, eine Zusammenfassung des gesamten Ablaufs der vaterstädtischen Geschichte ins Auge faßte, seinen «Versuch einer Geschichte der Kaiserlichen und Reichsfreyen Stadt Bremen», in vier Bänden 1799 bis 1803 «auf Kosten des Verfassers mit Diderich Meiers Schriften [= Lettern]» gedruckt. Es war nicht mehr als ein «Versuch», nach Jahren und Tagen eine chronikhafte Aufzählung bedeutender und geringfügiger Ereignisse, keine geschlossene Darstellung, aber in den Anmerkungen angehäuft mit gelehrtem Beiwerk. Doch mußte dies wohl dem herrschenden Geschmack entsprechen, all das, was über dem Strich zu lesen war, auch bei denen, die von Gelehrsamkeit nichts wußten. Die wollten keine Probleme abgehandelt sehen, vielmehr sich an «interessanten» Einzelzügen erfreuen, und die bot dieses Werk. Merkwürdig, wie lange es seine Beliebtheit behalten hat: Mir

gestand einst ein Kaufmann, daß er, wenn er sich an bremischer Geschichte erfreuen wolle, im alten Roller lese.

Aber erschien nicht zu eben derselben Zeit, als der gelehrte Professor diese trotz aller Anmerkungen im ganzen doch im Sinne einer *Geschichtswissenschaft* wenig gelehrten Chronik veröffentlichte, von seinem Amtsgenossen am Gymnasium, dem Professor der Philosophie *Johann Smidt*, geleitet, zunächst mit zwei Jahresbänden eine Zeitschrift, die wohl allgemein die Neigung zu öffentlicher Betätigung und das politische, gesellschaftliche und kulturelle Leben fördern sollte, als eines der Mittel dazu aber die Herausarbeitung der Kenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge benutzte? Schon der Name der Zeitschrift war in diesem Sinne ein Programm: Wer, wie Smidt, ein *Hanseatisches Magazin* leitete, in der Folge das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den noch unabhängig verbliebenen Hansestädten in einem neuen «Hanseatum» an Stelle des alten «Hansischen» zu wecken mußte, der mußte notwendigerweise um die Geschichte des alten Kaufmanns- und Städtebundes wissen, auch die Vergangenheit zur Begründung der Forderungen der Gegenwart heranziehen. So steht in diesen Bänden auch ein «Kurzer Entwurf einer Geschichte der Hanse», geschrieben von Johann Georg Büsch, dem bekannten Hamburger Volkswirt und Publizisten, noch in dessen letztem Lebensjahr. Smidt hat zu dieser von ihm geleiteten Zeitschrift selber nur wenig beigetragen. Besondere Erwähnung verdient jedoch ein Aufsatz über «Das Gesindewesen in Bremen – mit angehängten Nachrichten von den hamburgischen und oldenburgischen Ersparungskassen für das Gesinde». Aber er hatte einen Vortrag über die Kultur der Reichsstädte gehalten, ihn sogar vor größerem Kreise wiederholt, wie er zur selben Zeit, angekündigt durch eine Druckschrift mit dem bezeichnenden Titel «Etwas über das Interesse an der Menschengeschichte» zwei Winter hindurch eine weltgeschichtliche Vortragsreihe durchgeführt hat, die indes nur bis in die römische Kaiserzeit hineingelangte und hernach von einem anderen Vortragenden fortgesetzt wurde. Kann man hier nicht doch etwas von dem Aufkeimen der Saat spüren, die Herder in die empfänglichen Seelen der damaligen Jugend gelegt hatte?

Johann Smidt mußte sich, nachdem er in jüngeren Jahren seinen Sinn für Bremens Geschichte mannigfach bezeugt hatte, selber verleugnet haben, wenn er nicht auch später auf gute Darstellung in dem bezeichneten Sinne Wert gelegt hätte, wobei eine kritische Haltung gegenüber den Quellen für ihn selbstverständlich war. Als *Arnold Gerhard Deneken*, der seit 1796 einzelne Abschnitte aus Bremens Geschichte dargestellt hatte, auch Mitarbeiter an *Smidts Hanseatischem Magazin* wurde, 1835 seine fünfzigjährige Zugehörigkeit zum Senat festlich beging, hielt der Bürgermeister in seiner Begrüßungsansprache ihn an, die von ihm in der Regierung der Stadt durchlebte Zeit in einem Geschichtswerke abzubilden. Smidt muß wohl geglaubt haben, daß Deneken die Qualifikation dazu habe; aber Wilhelm von Bippen meint, bei ihm einen Mangel an kritischem Sinn feststellen zu können. So hat er, der bereits im nächsten Jahre verstarb, nur noch etwas über ältere bremische Geschichte ge-

schrieben, u. a. über die beiden Daniel von Büren, den Älteren und den Jüngeren. Der Bürgermeister mag bei jener Anspielung an einen anderen gedacht haben, der mit derartiger Zeitgeschichte bereits ein Beispiel gegeben hatte.

In der unfreiwilligen Muße, die die Franzosenzeit ihm auferlegte, hatte Bürgermeister *Christian Abraham Heineken* eine zweibändige Chronik der Jahre 1750 bis 1810 geschrieben: Die persönlichen Erinnerungen, auf denen sie weitgehend beruht, machen ihren besonderen Reiz, die Darstellung der ersten großen Entwicklung des bremischen Überseehandels neuer Form, nach des Verfassers Ausdruck der *goldenen Periode der bremischen Handlung*, einen besonders wertvollen Abschnitt aus.

Das etwas ungefüge Werk berichtet, wenn auch unter dem Reiz eigenen Erlebens, nur über einen verhältnismäßig kurzen Ausschnitt bremischer Geschichte. Mochte bei dieser Sachlage für eine geschlossene Darstellung ihres Gesamtverlaufs nicht ein Bedürfnis bestanden haben? Daß es eine lesbare, nicht eine chronikhafte mit gelehrten Anmerkungen war, führte zu schnellem Erfolge – ein Zeichen dafür, daß jene vom rationalistischen Denken erfüllten Kreise doch nicht allein für den Erfolg eines derart angelegten Buches ausschlaggebend waren. Es mußte neben ihnen andere geben, Persönlichkeiten oder Gruppen, die ein Buch wie die « Ansichten der Freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen » trugen; ja, wir dürfen das als ein Zeichen dafür nehmen, daß der Rationalismus auch auf diesem Gebiete im Rückzuge war. W. von Bippen sagt von dem Verfasser dieses Buches, *Adam Storck*, Professor an der unter Smidts maßgeblichem Einfluß errichteten Handelsschule, daß er *sich die Anerkennung und Freundschaft mancher der besten Männer unserer Stadt erwarb und sich durch einige Schriften ein dauerndes Andenken gestiftet habe*. Das Buch bringt auf knapp einhundertfünfzig Seiten eine kurze Darstellung bremischer Geschichte nach ihrem gesamten zeitlichen Ablauf und ferner die im Titel genannten « Ansichten », ist also gewissermaßen eine geschichtliche Heimatkunde, etwa wie sie *Franz Buchenau* vierzig Jahre später mit seinem bis in unsere Zeit hinein mehrfach, zuletzt 1934 neu aufgelegten Buche « Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet » geschaffen hat, als « Beitrag zur Geographie und Topographie Deutschlands ». Buchenau war von Haus aus Naturwissenschaftler, Storck dagegen Sprachkundler und Historiker; das erklärt den Unterschied in der Betrachtungsweise.

Wenn jener indes in der Schriftumsübersicht der dritten, 1900 erschienenen Auflage seiner Heimatkunde von Storcks Buch urteilt, daß es *nur wegen der Abbildungen – sechzehn Kupfer – bedeutsam sei*, so steht dagegen doch die Meinung von Bippens, daß *die kulturhistorischen Schilderungen und viele in die Beschreibung der öffentlichen Gebäude der Stadt eingefügte Bemerkungen von dauerndem Werte seien*. Von besonderem Reiz ist die Tatsache, daß beide keine gebürtigen Bremer waren – Storck kam von der Mosel und Buchenau aus Kassel –, trotzdem aber nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalte in Bremen, nach vier bzw. sieben Jahren, ihre grundlegenden Werke zur bremischen Heimatkunde vorlegten. Storck, der das Erscheinen seines Buches und damit dessen

vornehme Ausstattung selber nicht mehr erlebte, hatte in dem Frankfurter Buchhändler *Friedrich Wilmans* einen sehr verständnisvollen Verleger gefunden. Als gebürtiger Bremer, der seinen Verlag früher von der Vaterstadt aus betrieb, damals u. a. Smidts *Hanseatisches Magazin* verlegt und einige seiner kleineren Arbeiten gedruckt hatte, fühlte er sich gewiß zu besonders ansprechendem Äußeren für das Buch verpflichtet, was wiederum zu dessen Erfolg beigetragen haben mag. Mit ähnlichen « Ansichten » hat er übrigens auch Hamburg und Lübeck beglückt, Frankfurt am Main sogar mehrfach. Offenbart sich in dieser Auswahl das « hanseatische Fühlen », dessen Wortführer Johann Smidt war?

Als Herausgeber und Verleger eines « Taschenbuches », der bereits in seiner Bremer Zeit mit den Ersten am weimarischen Musenhofe Verbindungen anzuknüpfen gewußt hatte, ist Wilmans in der literarischen Welt bekanntgeworden. Nach seinem Fortgange hat er in Bremen einen späten Fortsetzer in dem Herausgeber des *Bremischen Almanach* gehabt, der in dem ersten, 1821 erschienenen Bande eine Reihe Bremer Bilder an den Anfang stellte, mit den dazugehörigen Erklärungen in der Form von Geschichtserzählungen, in Prosa und gar gereimt. « Aus der bremischen Geschichte » benennt er den ersten Abschnitt seines Büchleins. Die Absicht ist, nach eigenen Worten: *Erhaltung und Belebung des Interesses für das Studium der bremischen Vorzeit*. Die Bilder stammen von Menken – leider ohne nähere Bezeichnung, ob Vater oder Sohn –, Stöver und anderen; Helfer sind weiter: « mehrere achtungswürdige Gelehrte ». Es war im Kern ein begrüßenswerter Versuch, den « Sinn für Bremens Geschichte » in weiten Volkskreisen zu wecken. Das hat mit dem alten Rationalismus allerdings nichts zu tun.

Letztes Ziel sollte aber, nach des Herausgebers eigenen Worten, « eine recht ausführliche Specialgeschichte Bremens » sein. Ob diesem Ziel mit der 1828 bis 1833 in drei Bänden erschienenen « Chronik der freyen Hansestadt Bremen » von *Carsten Miesegaes* Genüge getan wurde? Zum Teil gewiß und vor allem da, wo der Verfasser es an einer Kritik der Quellen nicht hatte fehlen lassen. Aber im ganzen war es doch ein « ungefügtes, in seinem Umfange auch falsch durchkomponiertes Werk ». Denn zwei Bände führen hier die Geschichtserzählung nur bis 1280; die folgenden 550 Jahre bis zum Erscheinen des Buches werden dagegen auf weniger als 400 Seiten zusammengedrängt, was den Fluß der Erzählung zu chronikalischen Nachrichten ausarten ließ.

Da war der gleichzeitige, 1830 in zwei Bänden erschienene « Versuch einer Geschichte des bremischen Stadtrechtes » eines jungen Rechtsgelehrten, des damals siebenundzwanzigjährigen *Ferdinand Donandt*, doch ein ander Ding! Das war die Arbeit eines echten Geschichtsforschers, der seine Quellen kritisch zu sichten und auf ihnen mit großer Folgerichtigkeit aufzubauen verstand, dazu ein anregend und nicht nur für den Juristen geschriebenes Werk, das in bezug auf das Verfassungsgeschichtliche der Forschung ein neues Gebiet erschloß und in seiner edlen Begeisterung ein echtes Kind des romantischen Zeitgeistes war. Der Fehler war jedoch, daß es vom Verfasser niemals fort-

gesetzt, daher auch niemals vollendet wurde. Indessen ist der erste Band bis in unsere Zeit hinein Anknüpfungspunkt und Grundlage für weiterführende Forschung geworden. Donandt selber ist viel später, 1876, andeutungsweise auf eine Fortführung dieser Arbeiten aus jungen Jahren zurückgekommen, in seinem im Bremischen Jahrbuch veröffentlichten Aufsatz «Zur Geschichte der Demokratie in der bremischen Verfassung», in dem er, der Mann gemäßigten Fortschritts, nachzuweisen versuchte, daß unter Gewährleistung der alten Bürgerrechte in der Verfassung in der Praxis bremischen Staatslebens der Willkür immer Grenzen gezogen gewesen seien. Fragen wir noch nach der Wirkung, nach dem unmittelbaren Erfolg seines Jugendwerkes, so war es doch wohl mehr eine für die gelehrte Welt bestimmte Veröffentlichung als auf Volkswirksamkeit berechnet.

Aufschlußreich sind dabei die solchen Büchern damals vorangestellten Listen der Vorbesteller. Hunderteinundsiebzig waren es bei Donandt, wobei zwölf und sechs allein auf Rechnung des Senats und der Eltern des Gelehrten gingen. Zum Vergleichen die Zahlen, die der gute alte Roller für seine 1798 erschienenen «Grundgesetze der Kaiserlichen und Reichsfreyen Stadt Bremen» anführen konnte: Zweihundertvierundsiebzig Bücher waren hier vorbestellt, wohl auch von Angehörigen gelehrter Berufe; aber diese treten in der Zahl hinter denen aus anderen, vor allem aus kaufmännischen Kreisen zurück. Die Erklärung wird darin zu suchen sein, daß es sich bei den «Grundgesetzen» um eine Sammlung gültigen Rechts handelte, die deshalb auch mit einem Sachweiser versehen war, bei Donandts Werk aber um eine gelehrte Arbeit. Soll man aus den mitgeteilten Zahlen schließen, daß es um 1800 mehr Geschichtsbeflissene in Bremen gab als um 1830? Keineswegs. Ein Buch für den praktischen Gebrauch ist, selbst wenn es mit gelehrten Anmerkungen versehen ist, etwas anderes als eine Abhandlung, die die geschichtliche Entwicklung dessen zeigt, was in dem anderen Buch zum Nachschlagen bereitgestellt wurde. Im übrigen hat sich selbst ein Mann wie Ferdinand Donandt, dem der Sinn für die Geschichte seiner Vaterstadt nicht abzusprechen ist, hernach durch eigene Arbeiten kaum noch sehr um sie kümmern können. War es in seinem späteren Leben das hohe Amt des Richters und dann des Senators, das ihm die Zeit für Forschungen auf diesem Sondergebiete nicht mehr ließ, so waren es in der Mitte seines Lebens die politischen Verhältnisse, die ihm die Muße dazu störten. In sie hat er tätig eingegriffen durch eine eigene Zeitschrift, das *Bremische Magazin*, das die Zeitumstände beleuchtete, neben anderem natürlich vom Untergrund ihres geschichtlichen Daseins her, wie er es vorher, von 1833 bis 1839, in der von ihm geleiteten *Bremer Zeitung* getan hatte.

In den Jahren der Umgestaltung staatlichen Lebens, die mit dem Wachsen der revolutionären Bewegung gegen Mitte des Jahrhunderts heraufkam, war Donandt vollends einer der Rufer im Streit, und wenn er dabei gegen die radikalen Neuerer einen mäßigenden Einfluß auszuüben trachtete, so tat er dieses auch aus der Verantwortung vor der ihm wohlbekannten Geschichte seiner Vaterstadt. Aber zu geschichtlichen Abhandlungen war in diesen aufgeregten

Jahrzehnten nicht die Zeit, weder bei Donandt, der seine Befähigung dazu hinlänglich erwiesen, noch bei anderen, die in den Kampf der Geister eingriffen, wie etwa *Arnold Duckewitz*. Gewiß bringt er unter den vielen Aufsätzen und Broschüren, die er geschrieben hat, auch einmal einen geschichtlichen Rückblick oder eine von der Geschichte her gespeiste Beweisführung, so etwa in den in der jungen *Weser-Zeitung* zu Beginn des Jahres 1844 erschienenen Aufsätzen: «Wie wurden die Hansestädte reich?» oder wenig später in der Aufsatzserie «Was wir selbst verdienen können, warum sollen wir's Fremden geben?» In der Mehrzahl der Fälle sind die Veröffentlichungen des rührigen Mannes aber auf die Gegenwart bezogen und von handelspolitischer Zielsetzung her gestaltet. Eine rein geschichtliche Quelle von hohem Werte und Reize ist erst sein Alterswerk, der 1877, vier Jahre vor seinem Tode, erschienene «Beitrag zur bremischen und deutschen Geschichte», nämlich die von ihm verfaßten «Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841–1866».

Wohin wir auch schauen, wir finden in den Jahrzehnten um die Jahrhundertmitte keinen Beitrag von Rang, der zur Erforschung und Darstellung bremischer Geschichte beigetragen hätte. Das einzige sind die «Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen», dem Hauptteil nach eine Veröffentlichung der ältesten Bremer Stadtchronik, der von Rienesberch und Schene, die von *Johann Hemeling*, dem Bürgermeister und Dombaumeister aus der Zeit der höchsten mittelalterlichen Blüte Bremens, ergänzt und fortgeführt worden war. Diese Veröffentlichung stammt, obwohl in Bremen erschienen, nicht von einem Bremer, vielmehr von dem Hamburger Ratsarchivar *J. M. Lappenberg*, dessen Familie enge Beziehungen zu Bremen gehabt hat. Geschichtliche Studien standen in Bremen, ganz unabhängig von der revolutionären Unruhe der Zeit, offenbar nicht mehr sehr hoch im Kurse. Der junge Bremer wandte sich der aussichtsreichen Kaufmannschaft in Übersee zu, nicht aber einem gelehrten Studium.

*Reinhold Pauli*, der es trotzdem tat, stammte aus einer zugewanderten Pastorenfamilie; hier liegt die Entwicklung aber auch schon wieder in etwas späterer Zeit. *Johann Melchior Kohlmann*, Pastor in Wasserhorst, Büren und schließlich in Horn, verfaßte seine kirchengeschichtlichen Arbeiten, die nun allerdings in die Mitte der vierziger Jahre fallen, nicht als gelernter oder irgendwie ausgebildeter Historiker; vielmehr ist er von der Theologie her zu seinen geschichtlichen Arbeiten gekommen. Wie Donandt für die Rechtsgeschichte, so gebührt ihm das Verdienst, einem neuen Zweige geschichtlichen Forschens den Boden bereitet zu haben: der bremischen Kirchengeschichte. Diese Vielgestalt der Gebiete ist im übrigen von der Romantik angeregt und ausgeprägt worden. Bei Kohlmann gehört der entscheidende Anstoß in seine Tübinger Studentenzeit, über die er ein zweibändiges Tagebuch hinterlassen hat, das von seinem als letzten Erben verstorbenen Enkel dem Bremer Staatsarchiv zum Geschenk gemacht wurde.

In der Öffentlichkeit der gebildeten Welt scheint man zu den Fähigkeiten der Theologen für geschichtliche Forschungen sonst nicht das größte Vertrauen

gehabt zu haben: *Johann Hermann Duntzes*, des Rablinghauser Predigers, «Geschichte der freien Stadt Bremen», von der noch zu reden sein wird, war im ganzen auch kein überragendes Werk. Von der Philologenschaft an den höheren Schulen, den späteren Oberlehrern und Studienräten, die hernach für lange Zeit sehr wesentlich Träger heimatlicher Geschichtsforschung waren, hören wir in solcher Art auch noch nicht. Adam Storcks Vorbild hat da kaum weiter gewirkt. Schulprogramme, die eine Veröffentlichung geschichtlicher Abhandlungen nach dem anderen Orts gegebenen Muster ermöglicht hätten, gab es überdies nicht. Wir erfahren auch nicht, ob etwa «Bremische Geschichte» am Gymnasium oder an den entstehenden neuzeitlichen höheren Schulen als besonderes Stoffgebiet «traktiert» worden sei, es wäre denn, es sei aus besonderer Neigung eines der unterrichtenden Herren geschehen. Nachhaltige Anregungen für eine planvolle Erforschung der vaterstädtischen Geschichte sind indessen aus dem Kreis der Rechtsgelehrten gekommen.

Das Beispiel der Schwesterstädte, der hansischen wie auch Frankfurts, mag dabei mitgewirkt haben. Dort hatte man, in den in Frage kommenden Kreisen der Bevölkerung verankert, Vereinigungen, die sich um die Erforschung der heimatlichen Geschichte kümmerten, in Hamburg schon seit 1837. Dr. *Wilhelm Focke*, Donandts Mitherausgeber bei der *Bremer Zeitung*, bekundete es öffentlich, daß *das Feld der bremischen Geschichte beinahe in allen Fächern verwahrlost sei*. Wolle man in Zukunft nicht nur von den Handelsgewächsen Früchte und Blüten ernten, die «das Pygmäengeschlecht der Gegenwart» gepflanzt, sondern von den Riesenbäumen, die in dem tausendjährigen Boden der Geschichte ihre verschlungenen Wurzeln ausbreiten, so gelte es, die Einrichtungen in unserer Stadt, neue wie alte, aus historischer Sicht zu prüfen, ihre Lebenskraft von dorthin zu stärken, was sich an jenem Baume aber als verdorrter Zweig erweisen würde, zu beseitigen. Die Romantik redete in solchen Worten eine vernehmliche Sprache; es fehlte aber auch nicht an praktischen Vorschlägen: Ein Geschichtsverein sollte jene Aufgabe übernehmen; gegründet werden sollte er im Schoße einer Vereinigung von Fockes Standesgenossen, aus dem 1846 entstandenen Advokatenverein, ähnlich, wie es in Hamburg durch die «Patriotische Gesellschaft» geschehen war. Bis zum Ende des Jahres hatte man die Planungen, die eine tätige Beteiligung an Forschungsaufgaben vorsahen, zur Hand. Das Ganze sollte also mehr wie eine unserer heutigen Historischen Kommissionen aussehen, weniger ein Verein von «Gebenden und Nehmenden» auf breiter Grundlage sein. Es meldete sich auch eine Reihe bekannter Persönlichkeiten zur Teilnahme, Männer aus allen Sparten des geistigen Lebens, Lehrer, Pastoren, auch Kaufleute. Schließlich blieb es doch nur bei den guten Absichten: die unruhvollen Jahre des Staatsumbaues um die Jahrhundertmitte haben sie verschlungen.

Aber der Gedanke an eine Forschungsgemeinschaft für Bremens Geschichte blieb nicht tot: immer wieder tauchte er auf, um schließlich doch durchgeführt zu werden. Als Reinhold Pauli nach seinen englischen Lehr- und Wanderjahren nach Hause zurückkehrte, hätte man ihn sehr gern für die Herausgabe eines

neuzeitlichen Grundsätzen entsprechenden Urkundenbuches in Bremen festgehalten; er zog aber den ihm angebotenen Göttinger Lehrstuhl für Geschichte vor. Dann aber fand man in *Diedrich Ehmck*, der gerade seine Studien in Jena abgeschlossen hatte, den geeigneten Mann für diese Aufgabe, trotz seiner jungen Jahre. Bürgermeister Smidt hatte sich höchstpersönlich um ihn bemüht und hatte nun die Freude, diese wichtigen, grundlegenden Arbeiten in Gang kommen zu sehen. Der mittlerweile, im April und Mai 1856, entstandene Künstlerverein, der dem geistigen und künstlerischen Leben in der Stadt gleichermaßen Rückhalt und Auftrieb gab, ist neben manchem anderen auch den hier in Angriff genommenen Aufgaben, wie überhaupt dem Sinn für Bremens Vergangenheit höchst fördernd gewesen. Es wehte ein günstiger Wind, gewiß auch nach Meinung von *Diedrich Ehmck*. Sollte er nicht versuchen, nun auch mit der Gründung eines Geschichtsvereins voranzukommen? Als eine weitere der verschiedenen Abteilungen, in die sich der Künstlerverein auf- und die er sich angegliedert hatte?

Ansatzpunkt sollte die durch eine Spende von 3300 Bänden, darunter viele Bremensien, vergrößerte Dombibliothek sein, besser ein Verein, der sich ihre Unterstützung zum Ziele gesetzt hatte. Aber sofort kam die Frage: Wozu dieser Umweg? Am einfachsten müßte man doch durch unmittelbare Gründung eines Geschichtsvereins zum Ziele kommen. Da gaben die wertvollen Funde, die man in dem beim damaligen Börsenbau freigelegten Boden fand, den Anstoß dazu, desgleichen eine Ausstellung bremischer Altertümer verschiedenster Art, die man, angeregt durch jene Funde, auf Veranlassung einer kleinen Anzahl angesehenen Bürger vom 27. Mai bis zum 9. Juni 1861 veranstaltete. Die Eintrittsgelder sollten dem vor kurzem gegründeten «*Doneldey-Fonds*» zufließen, mit dessen Hilfe man die Westfront des Domes, insbesondere die Türme, erneuern wollte, wie jener Bürgermeister *Hinrich Doneldey* von 1338, der als Baumeister des Domes auf dessen Stufen in einer Wasserkufe Gaben für das große *Kosmas-und-Damian-Fest* sammelte und so reiche Spenden erhielt, daß aus dem Überschuß der Nordturm der Kirche um zwei Stockwerke erhöht werden konnte. Eine denkmalpflegerische Tat hat also, wie die Ausstellung bremischer Altertümer, an der Wiege des entstehenden bremischen Geschichtsvereins, unserer Historischen Gesellschaft, gestanden. Beides hat dann auch bis heute zu ihrer Betätigung gehört. Man kann das auch so ausdrücken: Sowohl das Historische Museum, das heutige *Focke-Museum*, wie die bremische Denkmalpflege, haben ihre Wurzeln in der Historischen Gesellschaft und sind von ihr betreut worden, noch auf lange Zeit hinaus, einerlei, ob im amtlichen Auftrage oder nicht, bis diese ihre Kinder unter sich wandelnden Zeitumständen für ein Eigenleben stark genug geworden sind. Man kann den Kreis auch noch weiter ziehen: Die letzten Anstöße zur lange aufgeschobenen Gründung eines bremischen Geschichtsvereins wurden durch Bodenfunde aus dem Bereiche bremischer Frühgeschichte gegeben; altbremische Kirchengeschichte bildete ihm besonders in seiner älteren Zeit ein wichtiges Forschungsanliegen: Was sich heute als «*Bremische Gesellschaft für Vorgeschichte*» und als «*Kommission für bre-*

mische Kirchengeschichte» darstellt, hat seinen Ursprung gleichfalls in der Historischen Gesellschaft gehabt, die damit als die älteste Pflegstätte für alle Anliegen geschichtlicher Forschung im Heimatbereich angesprochen werden muß.

*Hermann Entholt* hat ihre Geschichte für die ersten sechzig Jahre im 29. Band des Bremischen Jahrbuchs 1924 dargestellt. *Alwin Lonke* hat sie, ebenfalls im Bremischen Jahrbuch, im 37. Band 1937, als «Treuhänder der bremischen Altertümer» geschildert, also in der Rolle, die schließlich zum Aufbau eines Historischen Museums führte, zum «Focke-Museum bremischer Altertümer», wie es dann, allerdings nur zeitweilig in dieser Form, nach seinem größten tätigen Förderer hieß. Hier seien die Leitlinien der Entwicklung, insbesondere der Historischen Gesellschaft selber, hervorgehoben, die Arbeitsgebiete abgesteckt und die Männer genannt, die sie bestimmten. Da es vom Sinn für Bremens Geschichte zu reden gilt, sei auch die Wirkung auf die Öffentlichkeit und in die Öffentlichkeit hinein erwähnt, wobei von den Veröffentlichungen, den Vorträgen und etwaigen Arbeitsgemeinschaften zu sprechen sein wird. Kurzum, es handelt sich darum, zu erfahren, ob diese Gesellschaft ein gelehrtes Konventikel von Beflissenen der Heimatgeschichte war oder ob sie, über sich selbst hinaus, eine größere Öffentlichkeit aufzuklären, zu bewegen und zu erfreuen, für die eigenen Ziele zu gewinnen fähig sein würde. Die Antwort wird, zunächst auf das Grobe gesehen, lauten müssen, daß das Heil in der Mitte lag, daß man das eine tun mußte und das andere darüber nicht vernachlässigen durfte. «Der Sinn für Bremens Geschichte» ist zweifellos dadurch gefördert worden, selbst wenn die breite Masse der Bevölkerung nicht in allen Schichten angesprochen werden konnte. Es blieb schon der Mühe wert, die Ergebnisse des Forschens und des Gestaltens der dazu Berufenen einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

Eine volle Selbständigkeit der neuen Gesellschaft hat bei alledem freilich nicht obgewaltet. Gegen manche andere Meinung wurde sie eine Abteilung des Künstlervereins und ist dies in loser Verbindung geblieben, solange jener bestand. Doch sind die ursprünglich enger geknüpften Bande, die zum Beispiel gleichzeitige Mitgliedschaft in der Dachvereinigung verlangten, nach etwa zehnjährigem Bestehen gelockert worden: es hat die Historische Gesellschaft die ihr zur Verfügung stehenden Gelder nach eigenem Gutdünken verwalten und verwenden können. Aber noch 1936 erschien der 36. Band des von ihr herausgegebenen «Bremischen Jahrbuchs» als Veröffentlichung der «Historischen Gesellschaft des Künstlervereins». Bis zum 5. Band, 1870, war es gar eine Schrift der «Abtheilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Altertümer» gewesen. Diese anfänglich sehr enge Verknüpfung hat, wenn sie einerseits den Kreis der Mitglieder auch beschränkte und dadurch vielleicht eine Wirkung in Kreise hinein behinderte, die außerhalb des nach damaliger Auffassung «gebildeten» Bürgertums standen, in den Anfangsjahren doch eine feste Grundlage gewährleistet und den Bestand der Gesellschaft sichern helfen, obwohl die von dorthin gespeisten hohen Mitgliederzahlen – 466 im ersten

Jahre – sehr bald zurückgingen. Erst die Auflösung des Künstlervereins nach 1933 hat die vom Vorstand der Historischen Gesellschaft als Treuepflicht empfundene, wenn auch nur lose Bindung gelöst.

Als sich diese geschichtsforschende Gesellschaft zu bilden begann, war sie dagegen so eng und stark, daß deren Satzung vom Künstlerverein gebilligt werden mußte. Das ist am 19. März 1862 geschehen. Diese Tatsache wurde damals als so bedeutungsvoll angesehen, daß im Gedächtnis der Nachfahren dieser Tag als der eigentliche Gründungstag angesehen wurde. Hatte man vorher im Anschluß an die oben erwähnte Ausstellung als eigentlichen Zweck des Vereins das Streben nach Erhaltung bremischer Altertümer angesehen, so wurde doch jetzt – auch im Titel – die Beschäftigung mit Bremens Geschichte vangeschaltet: Der Zweck des Vereins wurde also erweitert, wie dies nachmals, mit einer Satzung vom 6. November 1871, noch einmal geschah, indem nun auch die Beschäftigung mit allgemeiner Geschichte in den Kreis der Erörterungen gezogen wurde. Im ganzen ist die Historische Gesellschaft aber ein Verein für *bremische* Geschichte geblieben; erst die letzten Jahre haben in den veranstalteten Vorträgen manche gelungene Ausweitung gebracht.

Wissenschaftliche Tätigkeit für Bremens Geschichte, das war also das Ziel, und Forschen und Gestalten waren dabei die Mittel. Den stärksten Eindruck bekommt man davon, wenn man die nunmehr 46 Bände des «Bremischen Jahrbuchs» durchblättert, dazu die beiden Quellenveröffentlichungen enthaltenden einer zweiten Serie.

Eines hat sich jedoch nicht verwirklichen lassen: die Hereinnahme einer «Bremischen Chronik» als Grundlage für eine spätere Geschichtsschreibung; doch war damals bereits ein diesem Wunsche entsprechendes Unternehmen im Anlaufen, das in seinen jüngeren Fortsetzungen geradezu als eine Veranstaltung der Historischen Gesellschaft erscheint: das «Gedenkbuch der freien Hansestadt Bremen» von *Hermann Alexander Müller*, einem der Hauptmitarbeiter der Gesellschaft aus dem Oberlehrerstande, das hernach unter schlichterem Titel von *Hubert Wania*, *Wilhelm Tönges* und *Fritz Peters* bis in unsere Zeit hinein fortgesetzt wurde – seit 1930 in drei Bänden als Veröffentlichung der Historischen Gesellschaft. Noch ein anderer Forschungsbereich ist, obwohl gerade er entscheidende Anstöße zur Gründung der Gesellschaft gegeben hatte, in ihrer Zeitschrift nach dem guten Anfang, der mit Georg Barkhausens und Wilhelm Olbers Fockes Bericht über «Die Ausgrabungen beim Bau der Börse» gegeben worden war, späterhin nur noch spärlich vertreten. Aber das lag daran, daß die Wissenschaft des Spatens damals, wie auch jener Bericht erweist, noch wenig entwickelt war. Als sie aufgeholt hatte, fanden sich in Bremen auch die Männer, sie zu pflegen, was schließlich, aber erst Mitte des nächsten Jahrhunderts, zur Gründung einer eigenen «Gesellschaft für Vorgeschichte» führte. Der Grund für dieses späte Erscheinen ist wohl mit darin zu suchen, daß die Hauptpflegestätte der geschichtlichen Wissenschaften das Staatsarchiv war, das seiner Natur nach wenig mit dem Spaten, um so mehr aber mit Urkunden und Akten, den klassischen Beweisstücken für den Geschichtsforscher, zu tun hatte; erst

als die Vorgeschichtsforschung in Bremen aus der mehr naturkundlichen Sicht des damaligen « Städtischen Museums für Natur-, Handels- und Völkerkunde », des heutigen « Überseemuseums », herausgenommen und dem « Focke-Museum » zugewiesen worden war, konnte sie in größerer Freiheit ihr eigenes Leben bestimmen, zumal unter der glückhaften Führung *Ernst Grohnes*, der mit seinem Buch über « Mahndorf », seinen Grabungs- und Fundplatz, die « Frühgeschichte des bremischen Raumes » schrieb. Tüchtige Nachfolger haben sein Erbe aufgenommen und viel Widerhall gefunden, der unter den von *Friedrich Walburg* ausgehenden starken Anregungen frühzeitig auch in die Schule drang. Ein für die Vor- und Frühgeschichte seiner sächsisch-niederdeutschen Heimat begeisterter Kaufmann, *Ludwig Roselius*, gründete in der von ihm erbauten Böttcherstraße sein « Väterkundemuseum » und gesellte ihm überdies die aus dem Nachlaß eines unserer bekanntesten Vorgeschichtler erworbene « Kossinna-Bibliothek » bei.

Abgesehen von diesem Sondergebiet, ist die lange Reihe des « Bremischen Jahrbuchs » eine Fundgrube für jeden, der sich um Bremens Geschichte forschend oder auch nur nachlesend bemüht. Mit dem 1913 erschienenen 24. Band – genau zur Hälfte des Weges, der heute zurückgelegt ist – hielt man Rückschau mit einem durch Friedrich von Spreckelsen erarbeiteten Generalregister, das hinsichtlich der Namen und Sachen einen ganzen Sonderband füllt. Die Übersicht über die Aufsätze bietet solche zur Quellenkunde, zur politischen wie zur Wirtschafts- und zur Kulturgeschichte, über die Entwicklung von Recht und Verfassung, die Vergangenheit von Kirche und Schule, zur Bau- und zur Kunstgeschichte wie zur Geschichte des Schrifttums und der Sprache, auch des Militärs, Lebensgeschichtliches endlich und Aufsätze zur Topographie der Stadt und ihrer Umgegend. Hermann Entholt hat es in einem Überblick so ausgedrückt, daß überall « ein gut Stück in den wilden Wald hinein gerodet » worden sei. In Abwandlung und Fortsetzung seiner Worte können wir heute erst recht behaupten, wie ganz anders sich das Bild der bremischen Geschichte darstellt als vor hundert Jahren.

Und nicht nur haben diese Arbeiten ihren Nutzen in sich selbst getragen, nicht nur für ihren besonderen Kreis ihre Leser gefunden und erfreut. Ohne sie wäre eine neue, dem Stande der Forschung und den Erfordernissen der Zeit entsprechende Gesamtschau bremischer Geschichte, wie sie sich seit langem als nötig herausgestellt hatte, kaum möglich gewesen. Was zuletzt als solches vorlag, Duntzes vierbändige, 1845–1851 erschienene « Geschichte der freien Stadt Bremen », war doch kaum mehr als eine zwar mit Bienenfleiß zusammengetragene, doch schwerfällige und in manchem auch ungenaue Sammlung von merkwürdigen Vorgängen und merkwürdigen Begebenheiten, die wohl den äußeren Verlauf, aber bei dem Fehlen innerer Durchdringung nicht den tieferen Sinn des Geschehens in Bremen zum Ausdruck bringen konnte. Bevor es jemand wagen durfte, diese Geschichte neu zu schreiben, mußten die bereits genannten Vorbedingungen erfüllt sein. Es mußte für die mittelalterliche Zeit auch der Bestand an bremischen Urkunden in einem Urkundenbuche gesammelt vor-

liegen. Als Dr. Ehmck die ihm aufgetragenen Arbeiten, 1863 zum Senatssekretär berufen, über das Jahr 1257 hinaus, bis zu dem er gekommen war, nicht recht fortführen konnte, da hat, 1870 beauftragt und 1875 zum Staatsarchivar ernannt, Wilhelm von Bippen, in fünf Bänden, die bis zum Jahre 1433 reichen, diese Aufgabe übernommen. Hermann Entholt hat in Bippens Weise noch zwölf Jahre hinzufügen können. Dann hat der, jedenfalls vorläufige, durch Auslagerung während des Krieges hervorgerufene Verlust eines Großteils des Urkundenbestandes solcher Arbeit ein Ende gesetzt.

Derart gerichtete Tätigkeit hatte es mit sich gebracht, daß um die Jahrhundertwende keiner das bremische Mittelalter so gut kannte wie von Bippen, keiner auch die Folgezeit in dem Umfange wie der Betreuer der Akten des Archivs. Ihm fiel daher wie von selbst die Aufgabe zu, die gewünschte Bremische Geschichte zu schreiben. In drei Bänden ist sie erschienen, 1892, 1898 und 1904, eine aus den Quellen heraus geschriebene wissenschaftliche Darstellung, die bis heute ihren Wert behalten hat, mag sie auch in Einzelheiten, insbesondere im Wirtschaftlichen und Kulturellen, durch Einzelarbeiten lebensvoll ergänzt und zu späteren kürzeren Zusammenfassungen wie 1935 zu *Georg Bessells* Buch «Bremen – Die Geschichte einer deutschen Stadt» oder zu der in der «Heimatchronik der Freien Hansestadt Bremen» 1955 gebotenen Darstellung nachträglich in einen gewissen Wettbewerb gedrängt worden sein.

In der Zwischenzeit sind die Veröffentlichungsmöglichkeiten mannigfach vermehrt worden. Zwar war das von *Friedrich Pletzer* herausgegebene *Bremer Sonntagsblatt* schon 1866, nach vierzehnjährigem Bestehen, vor von Bippens Wirksamkeit also, wieder eingegangen, und lange Zeit hatte es nichts dergleichen in Bremen gegeben. Aber nach der Jahrhundertwende hat von Bippen selber im «Jahrbuch der bremischen Sammlungen», einer Veröffentlichungsreihe der Bremer Museen, Bibliotheken, Archive, freudig mitgearbeitet. Leider ist diese Art nach dem ersten Kriege nicht fortgesetzt worden. Dafür gab aber Ernst Grohne für das in dem für seinen ursprünglichen Zweck nicht mehr benutzten «Altenheim», dem alten Armenhaus an der Weser, wundersam gut untergebrachte, mit den kunstgewerblichen Sammlungen des «Gewerbemuseums» vereinigte «Focke-Museum» seine «Jahresschrift» mit ähnlichen Themenstellungen heraus, die jetzt auch die von seinem Herausgeber gepflegte Vor- und Frühgeschichte einschloß.

Für das Staatsarchiv begann Hermann Entholt 1928 eine diesem entsprechende Veröffentlichungsreihe, für die im Staatshaushalt die Mittel eingeplant wurden. Sie brachte in gutem Wechsel größere Einzelarbeiten, meist des wissenschaftlichen Nachwuchses, heraus, darunter so bedeutsame wie von *Curt Allmers* eine «Geschichte der bremischen Herrschaft Bederkesa» oder, unter der Herausgeberschaft von Hermann Entholts Nachfolger, die Abhandlung von *Herbert Schwarzwälder* über «Entstehung und Anfänge der Stadt Bremen». Vereinzelt erschienen auch Arbeiten von älteren Forschern, so die von Alwin Lonke über «Das älteste Lassungsbuch als Quelle für die Topographie Bremens» und die Ausgabe des bremischen Stadtrechts von *Karl August Eckhardt*.

Doch entfaltete sich neben der Veröffentlichungstätigkeit der staatlichen Anstalten in edlem Wettstreit auch die der privaten Vereine, für unseren Wissenschaftsbereich in erster Linie der Historischen Gesellschaft. Hermann Entholt stellte neben das Jahrbuch zur selben Zeit, als das erste Heft der «Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv» herauskam, das «Bremische Weihnachtsblatt», grün eingeschlagene Hefte mit kleineren Einzelarbeiten, die den Mitgliedern auf den Weihnachtstisch gelegt wurden und in ihrem Inhalt auf die Festzeit gestimmt waren. Aus einem Zusammenschluß der wissenschaftlichen Vereine war mittlerweile in einer Art Dachverband die Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft erwachsen, die 1941 als «Wittheit zu Bremen» verstaatlicht wurde, aber nach dem letzten Kriege von solchem Einfluß wieder freier geworden ist. Als Vortragsvereinigung wirkte sie regelnd auf das zu buntem Strauß erblühte Vortragswesen ein. Sie unterstützte aber auch wissenschaftliche Forschungen und gab entsprechende Veröffentlichungen heraus, ihre «Abhandlungen und Vorträge», doch auch manche Einzelarbeit, darunter viele historischer Art. So ist dort das schöne Buch über die «Gärten einer alten Hansestadt» von Gustav Brandes erschienen, von Diedrich Steilen seine «Norddeutsche Grabmalkunst», von Hermann Tardel ein Buch «Zur Bremischen Theatergeschichte», während in dem Büchlein «Vom bremischen Überseehändler» der Grundriß einer Geschichte des Bremer Überseehandels abgesteckt wurde, der viele weitergehende Forschungen, auch solche firmengeschichtlicher Art, anregte. Für dergleichen Arbeiten ist von der Historischen Gesellschaft im letzten Jahrzehnt mit ihren «Schriften zur bremischen Wirtschafts- und Firmengeschichte» die Möglichkeit einer Wirkung derartiger Veröffentlichungen in wissenschaftliche Kreise hinein gegeben worden, auch für Darstellungen privaten Ursprungs, denen man über den Tageswert hinaus Dauer verschaffen möchte. Es fehlt noch ein Wort über die vielen Einzelschriften, die unabhängig von allen Reihen, Jahrbüchern und ähnlichem, veröffentlicht wurden. Die eine und die andere ist auch hier im Zusammenwirken verschiedener Forscher und Darsteller entstanden, als eine der ersten Aufgaben zum Beispiel seit 1864 – eine Art Inventar – die «Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Hansestadt Bremen», die in drei Bänden mit schönen Bildern und entsprechenden Aufsätzen, die die profanen und die kirchlichen Altertümer, Gebäude und die in und an ihnen bewahrte Kleinkunst, sonstige Denkmäler, Sachkunden bis hin zu Wappen und Siegeln, auch viele Züge kultureller Hinterlassenschaft, den Bürgern und Freunden der Stadt lebendig zu machen wußten – wie die mitabgedruckten Subskribenten-Listen beweisen, bis weit in das Ausland hinein und gar bis nach Übersee –, eine Gemeinschaftsleistung im besten Sinne des Wortes. Wilhelm von Bippen war beim letzten Bande, dem über die Kirchen der Altstadt, stark beteiligt, ebenso wie Arthur Fitger, der Maler-Dichter, der den auch gesondert erschienenen Beitrag über den Dom verfaßte, und Johann Georg Kohl, der erste hauptamtliche Stadtbibliothekar, der sich bei den kulturgeschichtlichen Abhandlungen des zweiten Teiles, wie er sie auch in eigenen Büchern herausgab, hervortrat.

Als ein Werk ähnlicher Art, neben dem Geschichtlichen aber doch mehr den jeweilig gegenwärtigen Stand berücksichtigend, mag man den 1900 vom Architekten- und Ingenieurverein herausgegebenen starken Sammelband «Bremen und seine Bauten» bezeichnen, der 1951 unter gleichem Titel seine Fortsetzung für das inzwischen vergangene weitere halbe Jahrhundert erhielt, unter Herausgeberschaft von *Carl Thalenborst* und eines Ausschusses von Architekten. Dahin gehören ferner die ausgesprochenen Bildbände, wie das 1922 vom Focke-Museum, in der Hauptsache noch von Johann Focke selber, herausgebrachte schöne Buch «Das alte Bremen», dem mehrere andere später gefolgt sind. Eine gewisse Anregung dazu mögen die alljährlich von privater Seite, von *H. M. Hauschild* in seiner Buchdruckerei, aus Liebe zur Sache und als Weihnachtsgruß an seine Kunden verschickten Hefte «Altbremen» gewesen sein. Ein Sammelwerk hohen Wertes war das noch im letzten Kriege unter dem schlichten Titel «Bremen – Lebenskreis einer Hansestadt» mit reichem Bildschmuck im Text und im Anhang erschienene Werk. *Hinrich Knittermeyer* und *Diedrich Steilen* zeichneten als Herausgeber, und erste Sachkenner nahmen aus geschichtlicher Schau zu den maßgeblichen Lebensgebieten der Stadt das Wort. In gleicher Weise geschah es noch jüngst, als auf Betreiben *Rudolf Steins*, des bremischen Baudenkmalpflegers, ein Buch für «Das alte Büren» geschrieben wurde, die Erinnerung an «Die Heimat bremischer Marschbauern, Weserschiffer und Werkleute, das Grönlandfahrerdorf früherer Zeit» wachzuhalten. Wie dieses haben, eigentlich seit Lüder Halenbeck 1878 sein Büchlein über «Blumenthal und Schönebeck» veröffentlichte und dann das «Zur Geschichte der Stadt Vegesack», einzelne Teile des früheren bremischen Landgebietes oder einige der seit 1939 der Stadt angeschlossenen ehemals preußischen Ortschaften in Einzelschriften eine Würdigung ihrer Geschichte gefunden, durch die Arbeiten von Heinrich Hoops etwa die Börde Lesum, das Blockland und die Gemeinden Grambke und Büren, wobei die Geschichte dieser letzteren neuerdings durch Johann Hägermann zu einem «Heimatbuch des bremischen Werderlandes» erweitert worden ist, dann weiter das neuere Lesum durch Friedrich Kühlken, Oslebshausen, Gröpelingen, Oberneuland und der Hodenberg, auch Arsten durch verschiedene Verfasser. Eine umfassende Geschichte Gröpelingens harret noch des Druckes. *Diedrich Steilen* schrieb eine «Geschichte der bremischen Hafenstadt Vegesack», *Georg Bessell* eine solche für das alte, bremische Bremerhaven, während die übrigen Teilhaber der «Tripolis» an der Geestemündung durch andere eine Darstellung ihrer Geschichte gefunden haben.

Wer nennt die Namen, wer all die Titel, die sonst von Arbeiten zur Geschichte besonderer Angelegenheiten oder einzelner Persönlichkeiten in Bremen künden? Im 40. Band des Bremischen Jahrbuches ist zu Ehren Hermann Entholts bei Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahres eine Zusammenstellung versucht worden, soweit seine eigene Zeit in Frage kommt. Erwähnt sei nur noch das eine und das andere, das in besonderer Beziehung zur Historischen Gesellschaft gestanden hat. So erschien 1875 *Hermann Jungks* umfassendes Werk über «Die

bremischen Münzen», worunter «Münzen und Medaillen des Erzbistums und der Stadt Bremen» begriffen werden, ein Buch also, das den sogenannten geschichtlichen Hilfswissenschaften zugeordnet ist und insofern mit einer späteren Veröffentlichung zusammengehört, den achtundzwanzig Kartenblättern des Gebiets der Freien Hansestadt Bremen, die nach den Originalaufnahmen aus der um die Wende zum 19. Jahrhundert durchgeführten Landesvermessung Johann Gildemeisters und C. A. Heinekens 1928 im Auftrage der Historischen Gesellschaft von *Hans Dörries* herausgegeben wurden. In den schlimmsten Jahren nach dem letzten Kriege brachte *Hans Kasten* einen Bilderatlas «Freie Hansestadt Bremen – Werden, Vergehen und Wiederaufbau» heraus, der viele alte Stadtansichten, Karten und Pläne enthält.

Bereits vor jener Münzgeschichte, 1873, war ein stattlicher Band über «Johann Smidt – Ein Gedenkbuch zur Säcularfeier seines Geburtstages» erschienen: Otto Gildemeister, Elard Hugo Meyer, später Direktor der Handelsschule, ein namhafter Volkskundler, Constantin Bulle, damals Lehrer am Gymnasium und nachmals sein Direktor, wie auch bremischer Reichstagsabgeordneter und erfolgreicher Darsteller allgemeiner Geschichte. Als man 1957 das Gedächtnis Smidts bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages beging, da erschien gleichfalls ein Gedenkbuch, das als privates Verlagsunternehmen zum Teil ältere Stücke wieder aufnahm, und im übrigen ein Katalog zu einer Ausstellung in der unteren Rathaushalle, die vom Staatsarchiv betreut wurde.

Zum fünfihundertjährigen Bestehen des Rolands schrieb *Georg Sello* mehrere Arbeiten über ihn; sie sind auch als Veröffentlichungen im Jahrbuch erschienen. 1930 jährte sich der Tag der Hinrichtung Johann Vasmers zum fünfihundertsten Male: Man ehrte den «unschulligen Vasmer» durch ein Kunstblatt von *Otto Fisser* mit einer dazugegebenen Geschichtserzählung. Dem Verein für hamburgische Geschichte widmete man bereits 1864, zu seinem fünfihundzwanzigjährigen Bestehen, eine damals als Preisschrift entstandene Arbeit von *Hermann Albert Schumacher* über «Die Stedinger», die in ihrer aus kritischer Betrachtung der Quellen erwachsenen Grundauffassung bis heute maßgebend geblieben ist. *Dehios* ausgezeichnete «Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Mission» leitet sich von einer Preisschrift zur Anscharfeier 1865 her.

Im besonderen sind dann die Bremer Tagungen des Hansischen Geschichtsvereins, der 1870, im Jahre der neuen Reichswerdung, im Rathaussaale von Stralsund unter maßgeblicher Beteiligung Bremens – im 6. Band des Bremischen Jahrbuches steht darüber ein eingehender Bericht – gegründet worden war, willkommener Anlaß gewesen, sich mit solchen Preisausschreiben zu beschäftigen. Als der Verein 1874 in Bremen tagte, war der nachmalige Träger des bereits bei seiner Gründung von den Geschichtsvereinen der in Frage kommenden Hansestädte in Aussicht genommenen Preises in eben unserer Stadt an der Arbeit, die Preisschrift über «Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark» abzufassen: Es war *Dietrich Schäfer*, damals noch Oberlehrer in unserer Stadt, der sich mit diesem Buche in die erste Reihe der Hanseforscher

stellte, auf den Platz, der ihm dann für Jahrzehnte unbestritten geblieben ist. Als der Hansische Geschichtsverein 1896 zum zweiten Male in Bremen zusammenkam, wurde ein Preisausschreiben erlassen, das die Zeit der Blüte der Hanse nach dem Stralsunder Frieden von 1370 zum Gegenstande hatte: Preisgeber war die Historische Gesellschaft, Gewinner des Preises Ernst Daenell, damals in Kiel, mit seinem zweibändigen Geschichtswerk über «Die Blütezeit der Hanse 1370 bis 1474». Der Gedanke an diese beiden erfolgreichen Preisausschreiben hat mitgespielt, als aus Kreisen der Historischen Gesellschaft ein vom bremischen Senator für das Bildungswesen ausgestatteter Preis für eine Arbeit aus der hanseatischen Zeit, d. h. der Geschichte der nach dem Niedbruch der alten Hanse in engerer Verbindung gebliebenen Hansestädte, vorgeschlagen wurde. Das Ergebnis sollte auf einer 1958 in Bremen zum Andenken an den sechshundert Jahre zuvor erfolgten Eintritt Bremens in die Städtehanse abzuhaltenden Tagung des Hansischen Geschichtsvereins und des mit ihm eng verbundenen Vereins für niederdeutsche Sprachforschung verkündet werden. Indes wurde die Tagung – aus welchen Gründen auch immer – nicht in Bremen, vielmehr in Rostock abgehalten, und so wurde dort das Ergebnis des insbesondere auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs ausersehnen Preisausschreibens bekanntgegeben, mit Teilung des Preises unter zwei Preisträgern: *Rolf Engelsing* und *Jürgen Prüser*, von denen der erste «Bremen als Auswandererhafen 1683–1880» behandelt hatte, der zweite «Die Handelspolitik der Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg in Übersee». Braucht man noch weitere Beweise dafür, daß die Verbindungen zum Hansischen Geschichtsverein zeitweise sehr eng und innig gewesen sind? Unter den Städten, die ihm die meisten Mitglieder gestellt haben, hat Bremen mehr als einmal an erster Stelle gestanden; der Senat wendet jenem Verein seit Anbeginn einen namhaften Jahresbeitrag zu, und Gleiches tun einige der Körperschaften und Anstalten in der Stadt.

In ähnlicher Weise ist diese der 1910 von Karl Brandi, dem bekannten Göttinger Hochschullehrer, für überörtliche Belange geschichtlicher Forschung in unserem Raume gegründeten «Historischen Kommission für Niedersachsen» verbunden, wobei mit «Niedersachsen» nach dem Stande von heute das Land Bremen und die früheren Provinzen und Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe gemeint sind. Die Mitgliedschaft kann nur durch Zuwahl, also auf Grund von Verdiensten um die heimatgeschichtliche Forschung erworben werden. Es ehrt unsere Stadt und ist zugleich ein Zeugnis für die Wirksamkeit des geschichtlichen Sinnes bei uns, daß die Kommission eine nicht geringe Anzahl von Bremern zu ihren Mitgliedern erkoren hat. Auch in den von ihr betriebenen Forschungsunternehmen tönt der bremische Klang durchaus mit. In den nunmehr in vier Bänden vorliegenden «Niedersächsischen Lebensbildern» sind die Bremer gut vertreten, nicht zuletzt Männer der bremischen Wirtschaft; von dem «Historischen Ortsverzeichnis von Niedersachsen» wird als erstes wahrscheinlich ein Verzeichnis der geschichtlichen Ortsnamen im Lande Bremen erscheinen; die Forschungen zur Weiterführung der «Regesten

der Erzbischöfe von Bremen » werden vom bremischen Staate mit einem namhaften Geldbetrag unterstützt.

Ein Wort aber muß noch über die Querverbindungen in Bremen selber gesagt werden, zu befreundeten oder verwandten Vereinen, aber auch zu staatlichen oder von dort aus geförderten Einrichtungen, wie Archive, Büchereien, Museen. Daß vor allen anderen die Staatsarchive je länger desto mehr die Hauptstätten landesgeschichtlicher Forschung geworden sind, trifft auch auf das bremische zu. Daß sie damit auch zu hervorragenden Schulungsstätten für den wissenschaftlichen Nachwuchs werden, erhöht ihre Bedeutung und führt den forschend um die Geschichte besorgten Vereinen wertvolle Kräfte zu. So ist es nur natürlich, daß die geschichtsforschenden Vereine, welcher Art auch immer, enge Verbindung zum Archiv halten, in Bremen allen voran die Historische Gesellschaft als der älteste, größte und wichtigste. Von ihrem Verhältnis zur « Wittheit » wurde schon gesprochen, desgleichen zu den Vorgeschichtlern, der Kommission für bremische Kirchengeschichte. Lediglich eine in Bremen seit einigen Jahren bestehende « Numismatische Gesellschaft » hat noch keine Verbindungen zu ihr gefunden. Um so mehr ist das beim « Verein für niedersächsisches Volkstum » der Fall, seitdem er unter Diedrich Steilens Leitung steht. Ebenso gute Verbindungen bestehen mit der « Maus », der Bremischen Gesellschaft für Familienkunde und Heraldik, einer Gründung aus dem Anfang der zwanziger Jahre, die nach einigem Schwanken ebenfalls in enge Beziehungen zum Staatsarchiv getreten ist, dort auch ihre Schätze an familienkundlichen Sammlungen untergebracht hat. Personen- und Familiengeschichte ist aber auch von der Historischen Gesellschaft gepflegt worden: als Jubiläumsgabe zum fünfzigjährigen Bestehen gab sie eine « Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts » heraus, die jetzt, zum hundertjährigen, um fünfzig Jahre vermehrt werden soll, in einem Bande, der nach äußerer Form und innerer Einrichtung weitgehend der neuen Art solcher lebensgeschichtlichen Werke, der « Neuen Deutschen Biographie » etwa, angenähert sein wird, auch als Gemeinschaftsarbeit von vielen Mitarbeitern. Eine zweite Jubiläumsgabe wird ein mit den notwendigen Erklärungen versehener Abdruck der Matrikel des Bremer Gymnasium Illustre sein, jener Bremer Hochschule aus dem 17. Jahrhundert, die beinahe eine calvinische Universität gewesen ist; die in der Matrikel enthaltenen rund 8800 Namen bilden neben anderem ebenfalls eine fast einzigartige familien- und personen-geschichtliche Quelle, die insbesondere über die engen Verbindungen unter den Anhängern calvinischen Bekenntnisses viel auszusagen vermag.

Schließlich der « Verein von Freunden des Focke-Museums », gegründet in den zwanziger Jahren zur Stütze der sich über den Rahmen eines Museums vaterstädtischer Geschichte, das es zunächst gewesen ist, zu einer Kunst- und Kultur-ausstellung auswachsenden, nach ihrem Gründer genannten Sammlungen. Auch hier gibt es überall Berührungspunkte, vor allem den einen, daß das Museum aus Sammlungen von Sachdokumenten entstanden ist, die die Historische Gesellschaft ursprünglich gesammelt und betreut hat. Wir sahen bereits, daß sie selber aus solchen Gedankengängen entstanden ist und wie sehr gerade die dahin ge-

richtete Tätigkeit, neben der anderen, welche die schriftlichen Quellen der Vorzeit sichern sollte, ihre erste Entwicklung bestimmte. Aller Eifer hat aber nicht verhindern können, daß die Sammlungen, für deren Aufstellung es immer an dem nötigen Raum gebrach, schließlich 1878 dem Staate überwiesen werden mußten. Auf dem Umweg über das damals entstehende « Gewerbemuseum » des Technischen Instituts für Gewerbetreibende sind viele dieser Gegenstände an das Focke-Museum gelangt, das durch die Anschaulichkeit, mit der es die Sachurkunden bremischer Vergangenheit im alten Armenhaus, nach dessen Zerstörung im letzten Kriege und der Überwindung einer Leidenszeit des « Nirgends-zu-Hause-Seins » auf dem bereits aus dem Mittelalter stammenden Gut Riensberg der Öffentlichkeit zugänglich machen konnte, viel zur Entfaltung und Erhaltung des geschichtlichen Sinnes beigetragen hat.

Von Sachen und Tatsachen ist zur Genüge gesprochen worden: es sind noch die Menschen zu erwähnen, die die Träger der hier zutage getretenen Ideen gewesen sind, insbesondere die Führenden unter ihnen. Hinzuzufügen wäre noch, daß von allen der Rührigste im ersten Jahrzehnt *Hermann Albert Schumacher* gewesen ist, der Sproß eines alten Bremer Ratsmannengeschlechts. Als er 1872 von Bremen fort in den diplomatischen Dienst des jungen neuen Reiches ging, hat vor allem *Wilhelm von Bippen* die Arbeit weitergetragen, im Vorsitz der Historischen Gesellschaft zeitweilig, von 1881 bis 1893, abgelöst durch *Ernst Dünzelmann*, der auf Grund einer von ihm durchgeführten Neuordnung des Schütting-Archivs mehrere Aufsätze aus dem alten bremischen Kaufmannsleben in einem Buche « Aus Bremens Zopfzeit » zusammenfaßte. *Hermann Alexander Müller* und *Elard Hugo Meyer* sind noch zu nennen, als Außenseiter nach der naturwissenschaftlichen Seite hin auch *Franz Buchenau*, *Johann Georg Kohl* sodann und für die ersten eineinhalb Jahrzehnte des Bestehens der Historischen Gesellschaft *Heinrich Smidt*, der Sohn des Bürgermeisters, gewesener Archivar und damals Senator für Bremens auswärtige Angelegenheiten, und gewiß noch dieser und jener sonst. Das mag ein großer Vorteil gewesen sein, daß sie mit wenig Ausnahmen verhältnismäßig junge Männer waren, als sie das Werk aufgriffen. Dies erklärt die große Freudigkeit, den Arbeitseifer, fast könnte man sagen: den Schneid, mit dem es begonnen und in den ersten Jahrzehnten fortgeführt wurde, gibt mithin auch den Schlüssel zu den großen Erfolgen, die damals erzielt wurden. Auf neuem Lande bald gute Frucht in die Scheuern zu bringen, mußte das nicht immer wieder zu solchem Eifer anspornen? Als sie aber alt wurden – Bippen hat ein ganzes halbes Jahrhundert in dieser Arbeit gestanden –, da erlahmten natürlich die Kräfte. Aber dann standen andere bereit, die Arbeit aufzunehmen, in sie hineinzuwachsen, ihr auch neue Ziele zu setzen und neue Gebiete zu erschließen. Vornehmlich in der Zeit zwischen den Kriegen ist hier *Hermann Entholt* tätig gewesen, Direktor des Staatsarchivs, zunächst auch Syndikus des Senats und achtunddreißig Jahre hindurch Vorsitzender der Historischen Gesellschaft. Neben ihm trat die nächste Generation zur Arbeit an: Männer wie *Alwin Lonke*, *Heinrich Tidemann*, *Hermann Tardel*, dieser vor allem für die Sprach- und Theaterwissenschaft und für die

Belange der Volkskunde; von dorthier ist er, zusammen mit *Ernst Grohne*, zum Herausgeber der *Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde* geworden. Die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg ließ die Blüte dieser zweiten Generation dahinwelken. Aber schon längst war die dritte angetreten, Männer wie der bereits zu dieser Zeit dahingegangene *Heinrich Schecker*, *Georg Bessell*, *Ludwig Beutin* und andere, von denen manch einen auch schon der Rasen deckt.

Ein Name wie der zuletzt genannte erinnert daran, daß dieser oder jener von den heimatlichen Geschichtsforschern auch außerhalb der Vaterstadt sein Feld zu bestellen gefunden hat, oft ein weites Feld. Wir meinen die Männer, die namhafte Hochschullehrer geworden oder sonst in wissenschaftlichen Berufen tätig gewesen sind. *Dietrich Schäfer* hat hier beispielhaft gewirkt, und so nennen wir in seinem Gefolge *Hermann Wätjen* und *Rudolf Häpke*; dessen Schüler ist wiederum *Ludwig Beutin* gewesen. Die hansische Forschung, See- und Übersee-geschichte sind in weitem Maße von ihnen wissenschaftlich geformt worden. An den Ergebnissen hat auch Bremens Forschung gebührenden Anteil gehabt. Wir können den Kreis noch weiter ausdehnen, *George Anton Löning* benennen, den Rechtsgeschichtler, der eine ganze Reihe bremischer Themen behandelt hat, *Karl Hampe*, den Geschichtsschreiber der deutschen Kaiserzeit, sodann seinen Bruder *Theodor*, den Kunstgeschichtler am Germanischen Museum. Über solche herkunftsmäßigen Bindungen hinaus hat Bremens Geschichtsforschung auch sonst enge Beziehungen, manchmal ausgesprochene Freundschaften, zu den Vertretern ihrer Wissenschaft auf Deutschlands Hohen Schulen zu halten verstanden, was sich im Vortrags- und Veröffentlichungswesen recht glücklich ausgewirkt hat. Eines freilich bedrängt auch sie, mehr noch, als dies an den Hochschulen der Fall ist: die Frage des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Zahl derjenigen, die von Beruf und Amt her heimatgeschichtliche Forschung zu treiben gewohnt sind, ist verhältnismäßig gering. Die Schulmänner, die in früherer Zeit hervorragende Hilfe geleistet haben, finden heute vor den vermehrten Anforderungen des eigenen Berufs nur noch wenig Zeit dazu. Wohl wird gern die Gelegenheit zu einer Doktorarbeit aus dem Umkreis der Heimatgeschichte wahrgenommen; daß sich aber Doktoranden an weitere forschende Arbeit in ihrem Fach binden, die Fälle sind selten. Schuld ist zu einem nicht geringen Teil die Unrast unserer Zeit. Darf man demgegenüber hoffen, daß sich immer noch wieder die Kräfte finden werden, denen an dem ruhigen, wenn auch nicht immer beschaulichen Gleichmaß des Forschens liegt, die aber dennoch gewillt sind, die Fackel der Erkenntnis weiterzutragen – in unsere hastende Welt hinein auch die, daß diese selbst geschichtlich verstanden sein will und daß ihre wirkenden Kräfte vom Strome der Zeit genetzt werden, der von denen kommt, die vor uns waren, und zu denen geht, die nach uns sein werden?

Eine zweite, nicht minder wichtige Frage ist die nach dem Wirken der Heimatgeschichte in die gegenwärtige Öffentlichkeit hinein. Will der Durchschnittsmensch unserer Tage überhaupt die geschichtliche Belehrung, zumal die auf dem Heimatboden gewachsene? Wir sind uns dessen klar, daß wir uns in einem Wellentale des geschichtlichen Sinnes befinden. Wo früher in den Tageszeitungen

Gelegenheit war, einen Fachmann eine geschichtliche Begebenheit oder Fragestellung abhandeln zu lassen, da findet man heute meist nur kurze Auslassungen von Berichterstattern, die heute über dieses, morgen über jenes schreiben.

Dennoch ist die Lage nicht hoffnungslos: auf ein Wellental wird wieder ein Wellenberg folgen, und es mehren sich die Anzeichen, daß wir auf dem Wege sind, ihn zu erklimmen. Da ist einmal die Mehr-, um nicht zu sagen Vielzahl der geschichtlichen oder dahin gerichteten Vereinigungen in unserer Stadt und in ihrem Umkreis, die, wenn auch jede unter besonderer Zielsetzung, alle ihre Mitglieder finden. Deren Zahl hat sich bei der Historischen Gesellschaft als der ältesten dieser Vereinigungen in den letzten Jahren auf ein Mehrfaches erhöht, und es sind nicht nur ältere Menschen, die diese Mitgliedschaft annehmen. Auf lebendige Verbindung mit unserer Zeit kommt es an. Wie Bürgermeister *Kaisen* es in seiner Regierungserklärung kürzlich ausgedrückt hat, geht es darum, die tragenden Kräfte herauszuarbeiten, sie nicht zuletzt unserer Jugend nahezubringen, damit sie die mannigfachen Erscheinungsformen ihrer Umwelt auch geschichtlich versteht. Gilt das für den Umkreis des Volkes, so nicht minder, vielleicht sogar erst recht, für den näheren Bereich der Stadt.

Wir verwenden dabei die Mittel, die unsere Zeit zur Verfügung hat, müssen auch hier zeitgemäß sein. Also nicht allein auf Vorträge kommt es an, nicht nur auf gelehrte Abhandlungen, obwohl die natürlich auch sein, die wissenschaftlichen Veröffentlichungen der geschichtsforschenden Gesellschaft jeder Kritik standhalten müssen. Aber warum sollte es daneben nicht eine Reihe von Volksheften zur bremischen Geschichte geben? Weshalb sollten die Schriften, weithin zusammenfassende Werke in erster Linie, nicht auch bildnerischen Schmuck tragen? Und warum sollte, die Jugend zu gewinnen, nicht eine allgemeine Übersicht in der aufgelockerten Form gestattet sein, wie sie Friedrich Gläbe mit seinem Buch «Bremen – einst und jetzt» [1955] geschaffen hat, als chronikhafte Darstellung, untermischt mit Bildwerk und Dichtung. Als Geschenk zur Schulentlassung ist es hervorragend geeignet. Neben den Vortrag stelle man die Aussprache, das Gespräch, veranlasse die Hörer zum Fragen, so wie es in den Veranstaltungen geschieht, die die Volkshochschule im Benehmen mit der Historischen Gesellschaft durchführt. Museumsbesuche, Ausstellungen zu Gedenktagen oder sonstwie mit bestimmter abgegrenzter Zielsetzung, auch auf dem Boden der städtischen Heimat, sollten so wenig fehlen wie Lehrfahrten zu den Stätten geschichtlicher Erinnerung in Nähe und Ferne, soweit diese mit der Geschichte der Heimat in Verbindung stehen oder vom Allgemeinen her für uns von grundsätzlicher Bedeutung sind. Wenn die Historische Gesellschaft ihren Mitgliedern und Freunden Fahrten nach Holland, nach Flandern, nach Dänemark und dem südlichen Schweden bot, so stand dabei die hansische Vergangenheit unserer Stadt im Hintergrunde. Die rege Beteiligung hat die Berechtigung solcher Fahrten erwiesen, sie wurden zu Erlebnissen einer Gemeinschaft gleichstrebender Geschichtsfreunde.

Es gibt also viele Wege, den Sinn für bremische Geschichte zu wecken. Nicht um seiner selbst willen geschieht es, sondern damit aus ihr heraus die Gegenwart



Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

- Abt, Karl Friedrich. Schauspieler [1743–1783]. 160 f.  
 Achelis, Thomas. Gymnasialdirektor [1850–1909]. 31.  
 Ackermann, Conrad Ernst. Schauspieldirektor [1712 oder 1710–1771]. 160. 165.  
 Adam von Bremen. Chronist [gest. um 1081]. 29. 226. 237.  
 Albers, Johann Heinrich. Kaufmann [1774–1855]. 133. 151.  
 Albrecht, George Armin. Kaufmann [1834?–1898]. 34. 35. 37. 38. 52. 154.  
 Albrecht, Klaus. Gründer der „Freien Hochschule“. 68.  
 Alfken, Hans. Min.-Direktor. 70.  
 Alfken, Johann Diedrich. Entomologe [1862–1945]. 22. 24.  
 Allmers, Curt. Studienrat. 276.  
 Allmers, Hermann. Dichter [1821–1902]. 146. 208. 216 ff. 229.  
 Ammers-Küller, Jo van. Schriftstellerin. 262.  
 Andersen, Hans Christian. Dichter [1805–1875]. 258.  
 André, Karl Theodor. Redakteur [1808–1875]. 60.  
 Apelt, Hermann. Senator. 44.  
 Arens, Friedrich. Kaufmann. 190.  
 Arens, Thomas Heinrich. Journalist [1817–1850]. 244.  
 Ariost, Ludovico. Italien. Dichter [1474–1533]. 209. 211. 214.  
 Auerbach, Berthold. Schriftsteller [1812–1882]. 217.  
 Augustinus Aurelius. Kirchenvater [354–430]. 260.  
 Augustiny, Waldemar. Schriftsteller. 262.  
 Baade, Fritz. Nationalökonom. 47.  
 Bach, Johann Sebastian. Komponist [1685–1750]. 179. 187 ff. 191 ff.  
 Bacmeister, Ernst. Dramatiker. 172.  
 Bacon, Francis. Staatsmann u. Philosoph [1561–1626]. 260.  
 Baden, Werner. Dir. der Staatl. Moorversuchsstation. 22.  
 Bader, Karl. Naturwissenschaftler. 70.  
 Bahnsen, Julius. Philosoph [1830–1881]. 87.  
 Bailey, Liberty Hyde. Amerik. Botaniker [1858–??]. 23.  
 Balzac, Honoré de. Schriftsteller [1799–1850]. 155.  
 Bargiel, Woldemar. Komponist [1828–1897]. 180.  
 Barkhausen, Carl Georg. Bürgermeister [1848–1917]. 154.  
 Barkhausen, Georg. Arzt [1798–1862]. 274.  
 Barlach, Ernst. Bildhauer u. Dichter [1870–1938]. 134. 137.  
 Barth, Karl. Schweiz. Theologe. 123.  
 Bartmann, Heinrich. Architekt. 131.  
 Bartók, Béla. Komponist [1881–1945]. 183.  
 Basedow, Johann Bernhard. Pädagoge [1723–1790]. 241.  
 Bastian, Adolf. Arzt und Forschungsreisender [1826–1905]. 31 f. 36.  
 Bauer, Bruno. Theologe und Publizist [1809–1882]. 103.  
 Bauer, Karl. Maler und Graphiker [1868–1942]. 65.  
 Baumeister, Willi. 149.  
 Beardsley, Aubrey. Maler [1872–1898]. 258.  
 Bebel, August. Politiker [1840–1913]. 257.  
 Becker, Willy. Intendant. 169 f.  
 Becker-Neumann, Christiane. Schauspielerin [1778–1797]. 57.  
 Becking, Gustav. Musikforscher [1894–1945]. 194.  
 Beckmann, Heinrich. Baumwollkaufmann u. Kunstsammler [1878–1940]. 152.  
 Beckmann, Max. Maler [1884–1950]. 134 f. 155.  
 Beecher-Stowe, Harriet. Amerik. Schriftstellerin [1821 bis 1896]. 257.  
 Beer-Hofmann, Richard. Österr. Schriftsteller [1866–1945]. 65.  
 Beethoven, Ludwig van. Komponist [1770–1827]. 171. 174. 178 f. 181. 186 f.  
 Behr, Heinrich. Pächter d. Bremer Bühne [1821–1897]. 164.  
 Behre, Karl. Naturwissenschaftler. 21. 24.  
 Belke, Werner. Jurist. 108.  
 Benzenberg, Johann Friedrich. Naturwissenschaftler u. politischer Publizist [1777–1846]. 242.  
 Béranger, Pierre Jean de. Franz. Dichter [1780–1857]. 258.  
 Bercht, Gottlob Friedrich August. Redakt. [1790–1861]. 244.  
 Berger, Wilhelm. Oberschulrat. 97.  
 Bergholz, Paul. Lehrer und Naturwissenschaftler [1845 bis 1909]. 26.  
 Bertram, Meister. Maler [um 1345–1415]. 138.  
 Bessel, Friedrich Wilhelm. Astronom [1784–1846]. 21.  
 Bessel, Georg. Brem. Historiker. 276. 278. 283.  
 Beurmann, Eduard. Schriftsteller [1804–1883]. 56 ff.  
 Beutin, Ludwig. Wirtschaftswissenschaftler [1903–1958]. 44. 283.  
 Beveridge, William Henry Lord. Brit. Nationalökonom. 47.  
 Bierbaum, Otto Julius. Schriftsteller [1865–1910]. 258.  
 Biermann, Leopold. Kunsthistoriker [1875–1922]. 152. 154.  
 Billhardt, Heinrich. Lehrer. 70.  
 Björnson, Björn. Norw. Dichter [1859–1942]. 258.  
 Bippen, Wilhelm v. Historiker [1844–1923]. 266 f. 276 f. 282.  
 Bismarck, Otto Fürst v. [1815–1898]. 153. 261.  
 Bitter, Georg. Leiter des Botan. Gartens [1864–1927]. 25.  
 Blanke, Wilhelm. Schulrat [1884–1959]. 71.  
 Bodenstedt, Friedrich v. Dichter [1819–1892]. 211. 217.  
 Boeckh, August. Klass. Philologe [1785–1867]. 209.  
 Böcklin, Arnold. Maler [1827–1901]. 146. 214.  
 Börne, Ludwig. Publizist [1786–1837]. 256.  
 Börner, Carl. Entomologe [1880–1953]. 22.  
 Börnstein. Gründer der Pariser Agence. 239.  
 Bösmann, Ludwig. Begründer einer Nachrichtenagentur. 239.  
 Böttcher, Ulrich. 62.  
 Böttjer, Theodor. Konzertmeister [1823–1894]. 181 f. 188. 195.  
 Borhardt, Rudolf. Dichter [1877–1945]. 259 f.  
 Borcherding, Friedrich. Naturwissenschaftler [1849–1924]. 22.  
 Borinski, Fritz. Universitäts-Professor. 71.  
 Borttscheller, Georg. Senator. 48.  
 Bosecker, Ernst. Schulleiter. 71.  
 Bouterwek, Friedrich. Philosoph [1766–1828]. 252.  
 Brahms, Johannes. Komponist [1833–1897]. 175. 179 f. 203.

- Brandes, Gustav. Gewerbeoberlehrer [1877–1942]. 277.  
 Brandi, Karl. Historiker [1868–1946]. 280.  
 Braubach, Daniel. Nautiker [1767–1828]. 75.  
 Brehm, Alfred. Naturforscher [1829–1884]. 37.  
 Brenning, Emil, Begründer des Bremer Goethe-Bundes [1837–1915]. 63 f.  
 Brentano, Clemens. Dichter [1778–1842]. 251. 258.  
 Breusing, Arthur. Nautiker [1818–1892]. 34.  
 Breysig, Kurt. Historiker [1866–1940]. 71.  
 Brinckmann, Justus. Kunsthistoriker [1843–1915]. 131.  
 Brockmann, Christoph. Naturwissenschaftler. 22 f. 26.  
 Brockmann, Peter. Porträtmaler und Photograph [1802 bis 1869]. 143.  
 Bromberger, David. Pianist [1853–1930]. 182. 201.  
 Bruch, Max. Komponist [1838–1920]. 180.  
 Bruckner, Anton. Komponist [1824–1896]. 179.  
 Bruno, Giordano. Philosoph [1548–1600]. 104.  
 Buchenau, Franz. Botaniker [1831–1906]. 21 f. 24 f. 35. 267. 282.  
 Buchwald, Reinhard. Germanist. 175.  
 Budde, Hinrich. Schulrat [1861–1931]. 88.  
 Bülow, Hans v. Dirigent [1830–1894]. 184.  
 Büren, Daniel v., d. Ä. Bürgermeister [gest. 1541]. 267.  
 Büren, Daniel v., d. J. Bürgermeister [1512–1593]. 101. 267.  
 Bürger, Gottfried August. Dichter [1747–1794]. 256.  
 Büsch, Johann Georg. Volkswirt [1728–1800]. 266.  
 Bulke, Karl. Erzähler [1875–1936]. 262.  
 Bulle, Constantin. Dir. des Gymnasiums [1844–1905]. 279.  
 Bulthaupt, Heinrich. Bibliotheksdir. [1849–1905]. 63. 77 f. 164 f. 208. 211 ff.  
 Burdard, Gustav. Oberspielleiter. 167.  
 Burggraf, Julius. Pfarrer [1882–1912]. 105.  
 Busch, Günter. Direktor der Kunsthalle. 70. 132. 150.  
 Busch, Wilhelm. Schriftsteller [1832–1908]. 216. 257. 261.  
 Butinger. Kapellmeister um 1818. 186.  
 Byron, George G. N., Lord. Dichter [1788–1824]. 209. 211.  
 Cabisius, Julius. Cellist [1812–1895]. 181 f. 195.  
 Campe, Joachim Heinrich. Sprachforscher [1746–1818]. 252.  
 Canova, Antonio. Italien. Bildhauer [1757–1822]. 142.  
 Carolath s. Schönaich-Carolath-Schildern, Emil v.  
 Carolus, Johann. Straßburger Verleger des 16. Jahrhunderts. 240.  
 Caruso, Enrico. Sänger [1873–1921]. 167.  
 Cassel, Johann Philipp. Prof. am Pädagogium [1707–1783]. 241. 265.  
 Cervantes Saavedra, Miguel de. Span. Dichter [1547–1616]. 257.  
 Cézanne, Paul. Franz. Maler [1839–1906]. 156.  
 Charlier, Herbert. Dirigent. 183.  
 Chateauneuf, Alexis de. Architekt [1799–1853]. 12.  
 Cherubini, Luigi. Italien. Komponist [1760–1842]. 179. 181.  
 Chesterton, Gilbert Keith. Engl. Schriftsteller [1874–1936]. 262.  
 Claude Lorrain, eigentl. Claude Gellée. Franz. Maler [1600 bis 1682]. 140.  
 Claudius, Hermann. Dichter. 262.  
 Coccejus, Johannes. Ref. Theologe [1603–1669]. 102.  
 Cohn, Ludwig. Zoologe [1872–1935]. 40.  
 Comolli, Giacomo. Kunsthändler Anf. des 19. Jahrh. 254.  
 Corinth, Lovis. Maler [1858–1925]. 134. 137. 144.  
 Corneille, Pierre. Franz. Dramatiker [1606–1684]. 221. 250.  
 Cornelius, Peter. Maler [1783–1867]. 144 f.  
 Cotta, Johann Friedrich. Verleger [1764–1832]. 252.  
 Couture, Thomas. Franz. Maler [1815–1879]. 143.  
 Crabill. Amerikan. Colonel. 70.  
 Cramer, Johann Henrich. Verleger um 1787. 241. 250.  
 Cranach, Lucas, d. Ä. Maler [1472–1553]. 156.  
 Cunis, Clemens. Musikkritiker. 194.  
 Cuvier, George Baron v. Franz. Naturforscher [1769–1832]. 226.  
 Cygnäus, Unno. Begründer d. mod. finn. Volksschule. 86.  
 Daenell, Ernst R. Historiker [1872–gest. nach 1917]. 280.  
 Daewel, B. Sekretär Tettenborns, Redakteur. 243.  
 Dahlmann, Friedrich Christoph. Historiker [1875–1860]. 209.  
 Dahnk-Baroffia, Emilie. Übersetzerin. 176.  
 Dallmann, Eduard. Seefahrer und Entdecker [1830–1896]. 37. 260.  
 Dante Alighieri. Italien. Dichter [1265–1321]. 211. 260.  
 Darwin, Charles. Engl. Naturforscher [1809–1882]. 23. 215. 217.  
 David, Jacques Louis. Franz. Maler [1748–1825]. 139.  
 Decken, Hans v. d. Agrarwissenschaftler. 48.  
 Deeping, George Warwick. Engl. Schriftsteller [1877 bis 1950]. 262.  
 Dehio, Georg. Kunsthistoriker [1850–1932]. 275.  
 Dehmel, Richard. Dichter [1863–1920]. 91.  
 Dehning, Gustav. Oberschulrat. 69.  
 Dehnkamp, Willy. Senator für das Bildungswesen. 71. 97.  
 Deißmann, Gerhard. Wirtschaftswissenschaftler. 48.  
 Delacroix, Eugène. Franz. Maler [1798–1863]. 134.  
 Delius, Nikolaus. Anglist [1813–1888]. 77.  
 Deneken, Arnold Gerh. Senator [1759–1836]. 52. 74. 266.  
 Dening, Wilhelm. Gymnasialdirektor. 71.  
 Dewers, Friedrich. Studiendirektor, Naturwissenschaftler. 25.  
 Dickens, Charles. Engl. Dichter [1812–1870]. 257.  
 Diderot, Denis. Franz. Schriftsteller [1713–1784]. 64.  
 Diederich, Franz. Redakteur [1865–1921]. 64.  
 Dietrich, Albert Hermann. Komponist [1829–1908]. 180.  
 Dillis, Johann Georg. Maler [1759–1841]. 144.  
 Ditters von Dittersdorf, Karl. Komponist [1739–1799]. 162.  
 Dittes, Friedrich. Dir. d. Wiener Pädagogiums [1829–1896]. 84.  
 Dörnberg, Heinrich Frh. v. Maler [1831–1905]. 217.  
 Dörries, Hans [1897–1945]. 279.  
 Donandt, Ferdinand. Senator [1803–1872]. 109. 244. 268 ff.  
 Doneldey, Heinrich. Bürgermeister und Dombaumeister um 1335. 272.  
 Dorn, Walter. Verleger [1891–1957]. 261.  
 Dräger. Fabrikant. 47.  
 Drews, Arthur. Philosoph [1865–1935]. 117.  
 Dreyer, Friedrich Adolf. Maler und Lithograph [1780 bis 1850]. 254.  
 Dreyer, Gustav Wilhelm. Senator [1859–1911]. 140. 142.  
 Driesmanns, Heinrich. Schriftsteller. 88.  
 Droste, Georg. Schriftsteller [1866–1935]. 229. 262.  
 Drygalski, Erich v. Geograph [1865–1949]. 36. 38. 41.  
 Duckwitz, Arnold. Senator [1802–1881]. 44 f. 251. 256. 270.  
 Dünzelmann, Ernst. Historiker [1846–1907]. 282.  
 Dürer, Albrecht. Maler [1471–1528]. 133. 151.  
 Duiz. Musiker aus Holland. 186.  
 Dulon, Rudolph. Pastor [1807–1870]. 59 f. 105 f.  
 Dunker, Hans. Ornithologe. 22 f.  
 Duntze, Johann Hermann. Prediger [1790–1874]. 271. 275.  
 Duse, Eleonora. Schauspielerin [1859–1924]. 167.  
 Dvorak, Anton. Komponist [1841–1904]. 179.  
 Dyck, Anth. van. Maler [1599–1641]. 134.  
 Eberlein, Friedrich. Zeichenmeister [1752–ca. 1824]. 144.  
 Ebert, Friedrich. Reichspräsident [1871–1925]. 65 f. 88.  
 Eckardt, Felix v. Pressechef. 70.  
 Eckermann, Johann Peter. Schriftsteller [1792–1854]. 158.  
 Eckhardt, Karl August. Rechtshistoriker. 276.  
 Eelking, Johann. Jurist [1748–1806]. 161.  
 Eggers, Franz. Verkehrswissenschaftler. 48.  
 Ehlers, Adolf. Bürgermeister. 110.  
 Ehmck, Diedrich Rud. Senator [1836–1908]. 98. 272. 276.  
 Ehrenberg, Richard. Wirtschaftswissenschaftler [1857–1921]. 46.  
 Eibler s. Eybler, Joseph Adler v.  
 Emerson, Ralph Waldo. Amerik. Dichter [1803–1882]. 258.  
 Engel, Diedrich. Klavierlehrer u. Pianist [1828–1905]. 200.

- Engels, Friedrich. Politiker [1820–1895]. 55. 256 f.  
Engelsing, Rolf. Bibliothekar. 280.  
Entholt, Hermann. Archivdirektor [1870–1957]. 55 f. 81. 273, 275 ff. 282.  
Erdmann-Jessnitzer, Friedrich. Direktor des Stadttheaters [1855–1906]. 167.  
Erdmann-Jessnitzer, Selma. Sängerin [1860–1914]. 167.  
Erdmannsdörfer, Max. Dirigent [1848–1905]. 181. 184.  
Evers, Friedrich [1873–1955]. 61.  
Evers, Wilhelm. Organist. 201.  
Ewald, Johann Ludwig [1747–1822]. 52.  
Eybler, Joseph Edler v. Komponist [1764–1846]. 193.  
Faust, Alfred. Pressechef. 8. 58. 67 f. 246. 260.  
Fechter, Paul. Schriftsteller. 173. 262.  
Fedeler, Carl Justus. Marinemaler [1799–1858]. 145.  
Fedeler, Carl. Marinemaler [1837–1897]. 145.  
Feilner, Johann Everhard, Photograph und Porträtmaler [1802–1869]. 143.  
Feininger, Lyonel. Maler [1871–1956]. 149.  
Felden, Emil. Pastor [1874–1959]. 69. 105. 115.  
Feldmann, Friedrich. Theaterdirektor. 164.  
Ferrato, Sasso s. Sassoferato.  
Feuerbach, Ludwig. Philosoph [1804–1872]. 57.  
Fichte, Johann Gottlieb. Philosoph [1762–1814]. 103.  
Finke, Helene. Sängerin [1836]. 192.  
Finke, Wilhelm. Studienrat [1884–1950]. 70.  
Finsch, Otto. Konservator [1839–1917]. 22. 32. 33. 35. 36. 37.  
Fischer, Samuel. Verleger [1859–1934]. 222.  
Fisser, Otto. Maler und Radierer. 279.  
Fitger, Arthur. Maler u. Dichter [1840–1909]. 147. 144 ff. 152. 165. 208. 213 ff. 216 f. 277.  
Fitger, Emil. Chefredakteur [1878–1917]. 245 f.  
Flöter, Hans Hinrich. Schulleiter. 71.  
Focke, Johannes. Senatssyndikus [1848–1922]. 33. 130. 230 ff. 278.  
Focke, Wilhelm. Jurist und Redakteur [1805–1865]. 271.  
Focke, Wilhelm Olbers. Medizinalrat [1834–1922]. 21. 23. 24. 25. 26. 35. 274.  
Förster, Ludwig Georg. Verleger [1757–1792]. 250.  
Fontane, Theodor. Schriftsteller [1819–1898]. 209.  
Francke, Meister. Maler in Hamburg um 1410–1425. 138.  
Franzius, Ludwig. Wasserbau-Ingenieur [1832–1903]. 12.  
Freiligrath, Ferdinand. Dichter [1810–1876]. 256.  
Freudenberg, Walther. Kaufmann (gest. 1932). 46 f.  
Freudenthal, August. Schriftsteller [1851–1898]. 262.  
Freudenthal, Friedrich [gest. 1929]. 262.  
Freitag, Gustav. Schriftsteller [1816–1895]. 257.  
Fritze, Richard. Kaufmann. 34.  
Frobenius, Leo. Völkerkundler [1873–1938]. 39 f.  
Fröhlich, Gustav. Pädagoge. 83.  
Funcke, Otto. Pastor [1836–1910]. 105. 113.  
Gade, Niels Vilhelm. Dän. Komponist [1817–1890]. 180.  
Gärtner, Friedrich. Pädagoge. 84.  
Gärtner, Karl Christian. Schriftsteller [1712–1791]. 250.  
Gansberg, Fritz. Schulreformer [1871–1950]. 93 ff.  
Gauguin, Paul. Franz. Maler [1848–1903]. 156.  
Geibel, Emanuel. Dichter [1815–1884]. 213. 217.  
Geisler, Arnold Diedrich. Buchhändler [?]. 261.  
Geist, Arthur. Buchhändler [1876–1944]. 261.  
Gellert, Christian Fürchtegott. Schriftsteller [1715–1769]. 250.  
Genelli, Bonaventura. Maler u. Zeichner [1798–1868]. 145.  
Genzmer, Harald. Komponist. 184.  
Georg II. Herzog von Meiningen [1826–1914]. 215.  
Gerdes, Curt. Intendant [gest. 1944]. 170.  
Gerlach, Adolf. Lehrer. 144.  
Gernsheim, Friedrich. Komponist [1839–1916]. 180.  
Gibbon, Edward [1737–1794]. 256.  
Gildemeister, Johann [1753–1837]. 279.  
Gildemeister, Johann Carl Friedrich. Senator [1779–1849]. 238. 243.  
Gildemeister, Otto. Senator u. Bürgermeister [1823–1902]. 87. 208 ff. 216. 245. 258. 279.  
Gläbe, Friedrich. Schulleiter. 284.  
Gleim, Betty. Schriftstellerin [1781–1827]. 53 ff. 254.  
Gobineau, Joseph Arthur Graf v. [1816–1882]. 260.  
Görres, Joseph v. Publizist [1776–1848]. 243 f.  
Götschen, Georg Joachim. Verleger [1752–1828]. 250 f.  
Goethe, Elisabeth [1731–1808]. 161.  
Goethe, Johann Wolfgang. Dichter [1749–1832]. 19 f. 57. 65. 70. 77. 106. 138. 141. 158. 162. 177. 211. 250. 252. 256 f. 260.  
Gogh, Vincent van. Maler [1853–1890]. 134.  
Gogol, Nikolai Wassiljewitsch. Russ. Dichter [1809–1852]. 257.  
Goldast von Haimisfeld, Melchior. Jurist und Geschichtsforscher [1578–1635]. 73.  
Gorki, Maxim. Russ. Schriftsteller [1868–1936]. 64. 257.  
Goslich, Siegfried. Musiker. 184.  
Gottfried, Gesche, geb. Timm (1785–1831). 142.  
Goya y Lucientes, Francisco José de. Span. Maler [1746 bis 1828]. 133.  
Grabau, George. Domorganist in Verden. 192.  
Grabau, Johann Christian Leberecht. Maler [1810–1874]. 143. 186 f.  
Gräfe, Heinrich. Direktor d. Höheren Bürgerschule [1802 bis 1868]. 86.  
Graue, Christian Dietrich. Musiker [gest. 1899]. 189.  
Graun, Carl Heinrich. Komponist [1759]. 188.  
Grevesmühl, Hermann. Konzertmeister [1878–1956]. 190.  
Griese, Friedrich. Schriftsteller. 262.  
Grillparzer, Franz. Österr. Dichter [1791–1872]. 256.  
Grimm, Jakob. Sprachforscher [1785–1863]. 209. 226 f. 234.  
Grimm, Julius Otto. Chordirigent und Komponist [1827 bis 1903]. 180.  
Grimm, Wilhelm. Sprachforscher [1786–1859]. 226 f. 234.  
Gröning, Georg v. Bürgermeister [1745–1825]. 153.  
Gröning, Heinrich. Bürgermeister [1774–1839]. 98.  
Grohne, Ernst. Direktor des Focke-Museums [1888–1957]. 130. 232 f. 275 f. 283.  
Grosse, Julius [1828–1902]. 217.  
Großmann, August Friedrich Wilhelm. Theaterdirektor [1746–1796]. 161 f.  
Grotkopp, Wilhelm. Wirtschaftspolitiker. 47.  
Grundtvig, Nikolai Frederik Severin [1783–1872]. 70. 217.  
Guercino, Giovanni. Italien. Maler [1591–1666]. 140.  
Gurlitt, Manfred. Kapellmeister. 183.  
Gutenberg, Johann. Erfinder d. Buchdruckerkunst [geb. vor 1400–1468]. 248.  
Gwinner, Volker. Musiker. 184. 201. 204.  
Hadwiger, Alois. Tenor in Bremen [1910–1914]. 154.  
Haeckel, Ernst. Naturforscher [1834–1919]. 106. 116 f. 217 f.  
Häfeli, Johann Caspar [1754–1811]. 52.  
Hägermann, Johann. Schulleiter. 278.  
Händel, Georg Friedrich. Komponist [1685–1759]. 176. 179 f.  
Haenisch, Konrad. Politiker [1876–1925]. 69.  
Häpke, Ludwig. Naturwissenschaftler [1835–1922]. 25.  
Häpke, Rudolf. Historiker [1884–1930]. 283.  
Hagedorn, August. Bürgerschaftspräsident. 153.  
Hahn, Hermann. Bildhauer [1868–1945]. 153.  
Halbe, Max. Dichter [1865–1944]. 63. 166.  
Halem, Gustav Adolph v. Buchhändler [1830–1896]. 261.  
Halem, Otto v. Buchhändler [1867–1940]. 261.  
Halenbeck, Lüder. Heimatforscher [1841–1895]. 278.  
Hampe, Karl. Historiker [1869–1936]. 283.  
Hampe, Theodor. Kulturhistoriker [1866–1933]. 283.  
Hanke, Willi. Intendant [1902–1954]. 172 ff.

- Hardenberg, Albert Rizäus. Theologe [1510–1574]. 102. 238.
- Harjes, John H. Bankier [1830–1914]. 154.
- Harmssen, Gustav Wilhelm. Senator. 47. 49.
- Harnack, Adolf v. Ev. Theologe [1851–1930]. 118.
- Hartlaub, Carl Johann Gustav. Arzt [1814–1900]. 22. 24. 35.
- Hartlaub, Gustav F. Kunsthistoriker. 67.
- Hartmann von Aue. Dichter [gest. zw. 1210 bis 1220]. 260.
- Hartmann, Eduard v. Philosoph [1842–1906]. 103.
- Hauck, Carl. Orchesterleiter. 199.
- Hauff, Wilhelm. Dichter [1802–1827]. 155. 208.
- Hauptmann, Benvenuto. Bildhauer. 174.
- Hauptmann, Carl. Schriftsteller [1858–1921]. 65.
- Hauptmann, Gerhart. Dichter [1862–1946]. 65. 166 f. 173 f. 257 f. 261.
- Hauptmann, Margarete. 174.
- Hauschild, Heinrich Moritz. Buchdrucker [1825–1904]. 278.
- Hausmann, Manfred. Dichter. 219. 222 ff. 262.
- Haydn, Joseph. Komponist [1732–1809]. 178 ff.
- Hebbel, Friedrich. Dramatiker [1813–1863]. 257.
- Heckel, Erich. Maler. 149.
- Hedin, Sven. Forschungsreisender [1865–1952]. 41.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm. Philosoph [1770–1831]. 57.
- Heine, Heinrich. Dichter [1797–1856]. 62. 256 f.
- Heineken, Christian Abraham. Jurist und Bürgermeister [1752–1818]. 267. 279.
- Heineken, Heinrich Gerhard. Richter [1801–1874]. 77.
- Heineken, Philipp Cornelius. Arzt und Meteorologe [1789–1871]. 20. 24. 26.
- Heinemann, Conrad. Chefdramaturg. 174.
- Heintze, Hans. Domkantor. 197. 205.
- Heller, Stephen. Komponist [1814–1888]. 189. 195.
- Hellmers, Gerhard. Gymnasialdirektor [1860–1944]. 64 f.
- Helmers, Heinrich. Schriftsteller [1847–1908]. 200.
- Hemeling, Johann. Bürgermeister und Dombaumeister um 1400. 270.
- Henke, Alfred. Politiker [1868–1946]. 66. 116.
- Henkel, Friedrich. „Archiv Deutsche Musikpflege“. 194.
- Henry, Margarete. Pädagog. 70.
- Hentschel, Theodor. Kapellmeister [1830–1892]. 180.
- Herbart, Johann Friedrich. Philosoph [1776–1841]. 52. 85.
- Herder, Johann Gottfried. Dichter [1744–1803]. 57. 252. 256. 266.
- Hertz, Wilhelm. Literaturhistoriker [1835–1902]. 214.
- Hertzberg, Wilhelm. Direktor d. Handelsschule, später des Gymnasiums [1813–1879]. 86.
- Heuss, Theodor. Bundespräsident. 110.
- Heymel, Alfred Walter. Schriftsteller [1878–1914]. 156. 220. 258 f.
- Heyse, Johann Georg. Buchhändler und Verleger [1780?–1833]. 177. 243. 252. 258.
- Heyse, Paul. Schriftsteller [1830–1914]. 211. 213. 217. 257.
- Hielscher, Kurt. Schriftsteller [1881–1948]. 261.
- Hildebrand, Adolf v. Bildhauer [1847–1921]. 137. 152 f.
- Hildebrand, Friedrich. Botaniker [1835–1915]. 30.
- Hildersen, Hans v. Kriegsobrist im 16. Jh. 238.
- Hilken, Friedrich. Konservator [1886–1952]. 61.
- Hiller, Ferdinand. Dirigent und Komponist [1811–1885]. 180.
- Hindemith, Paul. Komponist. 183.
- Hipstedt, Johannes. Leiter d. Stadtbibl. [1612–1682]. 73.
- Hobbing, Martin Heinrich. Organist [1842–1908]. 201.
- Höger, Ralph A. Verleger in Wien. 262.
- Högg, Emil. Architekt [1867–1954]. 234.
- Höhnk, Wilhelm. Naturwissenschaftler. 21. 24.
- Hölderlin, Friedrich. Dichter [1770–1843]. 251.
- Hoell, Louis. Schriftschneider. 259.
- Höpken, Johann. Kaufmann [1801?–1877]. 154.
- Hoetger, Bernhard. Bildhauer u. Baumeister [1874–1949]. 14. 155 ff.
- Hoff, Richard v. Pädagoge [1880–1945]. 69 f.
- Hoffmann, Joh. Nik. Domsänger um 1810. 186.
- Hofmannsthal, Hugo v. Dichter [1874–1929]. 220. 258 ff.
- Hogarth, William. Engl. Maler u. Kupferstecher [1697–1764]. 140.
- Holler, Hermann [1816–1868]. 154.
- Holterdorf, Theo. Kapellmeister. 184.
- Holz, Arno. Schriftsteller [1863–1929]. 167.
- Holzmeier, Wilhelm. Lehrer [1864–1917]. 90. 95.
- Homer. [8. Jh. v. Chr.]. 221. 260.
- Hoops, Heinrich. Pastor [1867–1946]. 278.
- Horaz. Röm. Dichter [65–8 v. Chr.]. 148. 221.
- Horst. Städt. Musikdirektor um 1780. 195.
- Hosemann, Theodor. Maler [1807–1875]. 144.
- Huch, Ricarda. Dichterin [1864–1947]. 262.
- Hüsener, Helmut. Wirtschaftsredakteur. 48.
- Hugo, Victor. Franz. Schriftsteller [1802–1885]. 258.
- Humboldt, Alexander v. Naturforscher [1769–1859]. 19.
- Hunckel, Georg Justus. Buchdrucker im 19. Jh. 254.
- Huntemann, T. Buchhändler um 1791. 75.
- Hupp, Otto. Heraldiker [1859–1949]. 156. 260.
- Hustedt, Friedrich. Wasserforscher. 21. 23 f. 26.
- Jacobs, Alfred. Wirtschaftswissenschaftler. 48.
- Jacobsen, Jens Peter. Dän. Dichter [1847–1885]. 258.
- Jacoby, Leopold. Arbeiterdichter [1840–1895]. 257.
- Jäckh, E. 22.
- Jahn, Friedrich Ludwig. Turnvater [1778–1852]. 243.
- Jatho, Karl. Ev. Theologe [1851–1913]. 65.
- Jawlensky, Alexej. Russ. Maler [1864–1941]. 149.
- Ibsen, Henrik. Norw. Dichter [1828–1906]. 166. 257.
- Ichon, Eduard. Theaterdirektor [1879–1943]. 168.
- Jean Paul s. Richter, Jean Paul Friedrich.
- Jevons, William Stanley. Engl. Volkswirtschaftler [1835–1882]. 44.
- Iffland, August Wilhelm. Schauspieler [1759–1814]. 257.
- Iken, Justin Friedrich Wilhelm. Senator [1785–1866]. 161.
- Iken, Karl Jakob Ludwig. Schriftsteller [1789–1841]. 186. 244.
- Immermann, Karl. Schriftsteller [1796–1840]. 256.
- Joachim, Joseph. Violin-Virtuose [1831–1907]. 179 f.
- Jöntzen, Georg. Buchdrucker [1779– gest. nach 1841]. 254.
- Johannes Speyer v., auch Johannes de Spira. Deutscher Frühdrucker in Italien (gest. 1470). 259.
- Johnston, Edward. Engl. Schriftsteller [1872–1944]. 260.
- Jordan, A. Naturwissenschaftler. 25.
- Irving, Washington. Amerik. Schriftsteller [1783–1859]. 262.
- Jülfs, Carl. Navigationslehrer. 23.
- Jungk, Hermann. Kaufmann [1834–1902]. 278.
- Kahrweg, Ernst Heinrich. Kaufmann [1818–1880]. 154.
- Kaisen, Wilhelm. Bürgermeister. 8. 71 f. 174.
- Kaiser, Gebhard. Organist. 201.
- Kalkreuth, Leopold v. Maler [1855–1928]. 65.
- Kalthoff, Albert. Pastor [1850–1906]. 64. 89. 104 ff. 124.
- Kandinski, Wassily. Maler [1866–1944]. 149.
- Kapff, André v. Mitwirkender bei der Erstaufführung der Johannespassion 1836. 192.
- Kappe, Gustav. Geograph [1888–1958]. 41.
- Karstädt, Otto. Erziehungswissenschaftler. 88.
- Kasten, Hans. Buchhändler [1895–1959]. 260. 279.
- Kaulbach, Friedrich August v. Maler [1850–1920]. 63.
- Kaulbach, Wilhelm v. Maler [1805–1874]. 257.
- Keddy, Erich. Schauspieler. 70.
- Keil, Wilhelm. Redakteur der Weser-Zeitung. 64.
- Keller, Gottfried. Schweiz. Dichter [1819–1890]. 214. 257.
- Keller, Horst. Kustos. 151.
- Kempen, Paul van. Dirigent [1893–1955]. 174. 183.

- Kestenber, Leo. Musikreferent [1919–1932]. 190.  
 Keudell, Walter von. Reichsinnenminister. 95.  
 Keynes, John Maynard Lord. Volkswirt [1883–1946]. 47.  
 Khlesl, Martin. Österr. Diplomat und Kardinal [1553–1630]. 242.  
 Kindt, Georg Christian. Apotheker [1793–1869]. 22. 24.  
 Kippenberg, Anton. Verleger [1874–1950]. 251. 259.  
 Kippenberg, August. Pädagoge [1830–1889]. 86.  
 Kirchner, Ernst Ludwig. Maler [1880–1938]. 149.  
 Kiffling, Gustav. Musikkritiker [1843–1919]. 200.  
 Klafsky, Katharina. Sängerin [1855–1896]. 166.  
 Klarmann, Ludwig. 95.  
 Klatt, Wilhelm [1888–1945]. 71.  
 Klatte, Wilhelm. Komponist [1870–1930]. 184.  
 Klebahn, Henrich. Naturwissenschaftler [1859–1942]. 21. 24.  
 Klee, Paul. Maler [1879–1940]. 149.  
 Kleinau, Willy A. Theaterdirektor. 170.  
 Kleist, Heinrich v. Dichter [1777–1811]. 243. 260.  
 Klengel, Joh. Christian. Landschaftsmaler [1751–1824]. 140.  
 Klie, Walter. Naturwissenschaftler. 22. 26.  
 Klinger, Max. Maler, Bildhauer [1857–1920]. 151.  
 Kloos, Werner. Direktor d. Focke-Museums. 232.  
 Klopstock, Friedrich Gottlieb. Dichter [1724–1803]. 250.  
 Klugkist, C. E. Arzt u. Naturwissenschaftler [1869–1955]. 21. 24.  
 Klugkist, Hieronymus. Senator [1778–1851]. 133. 151.  
 Knigge, Adolf Frh. v. Schriftsteller [1752–1796]. 76. 161. 185.  
 Knille, Otto. Maler [1832–1898]. 214. 217.  
 Knittermeyer, Hinrich. Bibliotheksdirektor [1891–1958]. 78. 278.  
 Knoop, Ludwig Baron. Russ. Industrieller [1821–1894]. 37.  
 Koch, Friedrich Wilhelm. Maler [1811–1864]. 144.  
 Koch, Walter. Leiter der Bremer Kammerspiele. 171.  
 Könike, Ferdinand H. W. Naturwissenschaftler [1854–1924]. 22. 24.  
 Köppe, August. Schulinspektor [1848–1922]. 90.  
 Köster, Carl Georg. Maler ([1812–1893]). 143 f.  
 Körtgen, Gustav Adolph. Kunstmaler um 1848. 62.  
 Kohl, Johann Georg. Stadtbibliothekar [1808–1878]. 29. 32. 76 f. 212. 229. 277. 282.  
 Kohlmann, Johann Melchior. Pastor [1795–1864]. 270.  
 Kokoschka, Oskar. Maler. 134.  
 Koldewey, Karl, Kapitän [1837–1908]. 34. 35.  
 Konstantin I., röm. Kaiser [um 280–337]. 107.  
 Koop, Johannes Kaspar A. Kaufmann. 61.  
 Kopernikus, Nikolaus. Astronom [1473–1543]. 103.  
 Kotzebue, August. Dichter [1761–1819]. 257.  
 Krause, Arthur. Forschungsreisender [1851–1920]. 37. 154.  
 Krause, Arel. Forschungsreisender [1848–1908]. 37. 154.  
 Kraus, Philipp. Opernsänger. 171.  
 Krefting, Heinrich. Bürgermeister [1562–1611]. 101.  
 Kreutzer, Konradin. Komponist [1780–1849]. 201.  
 Krombholz, Jaroslav. Generalmusikdirektor. 175.  
 Kronen, Erich. Operndirektor. 172.  
 Krüger, Franz. Maler [1797–1857]. 144.  
 Krüger, Herbert. Völkerrechtler. 48.  
 Kruse, Franz. Leiter des Bremer Künstlertheaters. 170.  
 Kühlken, Friedrich. Rektor. 278.  
 Kühnmann, Joh. Heinrich. Buchhändler [1815–1869]. 258.  
 Kükenenthal, Willy, Georg. Zoologe [1861–1922]. 37.  
 Kugler, Luise. Malerin [1811–1864]. 143.  
 Kuhlmann, R. Naturwissenschaftler. 22.  
 Kulenkamp, Eugen. Kaufmann [1834–1897]. 133.  
 Kulenkampff, Georg. Geiger [1898–1948]. 205.  
 Kulenkampff, Gottlieb. 190.  
 Kurth, Heinrich. Begr. des Domchores [1828–1872]. 196.  
 Kurz, Hermann [1813–1873]. 257.  
 Kutscher, Arthur. Theaterwissenschaftler. 222.  
 Lachmann, Karl. Altphilologe u. Germanist [1793–1851]. 209.  
 Lachner, Franz. Komponist [1803–1890]. 180.  
 Lahde, Gerhard Ludwig. Kupferstecher [1765–1833]. 140.  
 Lahmann, Johann Friedrich. Arzt [1858–1937]. 133. 152.  
 Lamarck, Jean Baptiste Antoine Pierre de Monet. Französischer Naturforscher [1744–1829]. 19.  
 Lampe, Friedrich Adolph. Prediger [1683–1729]. 102.  
 Lampe, Hermann Heinrich. Senator [1808–1884]. 231.  
 Lappenberg, Johann Martin. Hamburger Ratsarchivar [1794–1865]. 270.  
 Lappenberg, Samuel Christian [1720–1788]. 52.  
 Lasco, Johannes von Poln. Reformator [gest. 1560]. 238.  
 Lassalle, Ferdinand. Politiker [1825–1864]. 257.  
 Lauffer, Otto. Volkskundler [1874–1949]. 232.  
 Lautenbach, Wilhelm. Wirtschaftswissenschaftler [1891–1948]. 47.  
 Lavater, Joh. Caspar. Phrenologe [1741–1801]. 241. 256.  
 Lawrence, David Herbert [1883–1930]. 262.  
 Le Corbusier. (Charles Edouard Janneret). Architekt. 149.  
 Léger, Fernand. Franz. Maler. 149.  
 Leibl, Wilhelm. Maler [1844–1900]. 134. 155.  
 Leip, Hans. Schriftsteller. 262.  
 Leist, O. F. Rechtsanwalt und Notar. 204.  
 Lemmermann, Ernst Johann. Naturwissenschaftler [1867–1915]. 21. 23 f. 26.  
 Lenau, Nikolaus. Dichter [1802–1850]. 256.  
 Lenbach, Franz. Maler [1836–1904]. 146. 214.  
 Leoncavallo, Ruggiero. Ital. Komponist [1858–1919]. 166.  
 Lerbs, Karl. Schriftsteller [1893–1946]. 229. 262.  
 Lernet-Holenia, Alexander. Schriftsteller. 262.  
 Lessing, Gotthold Ephraim. Dichter [1729–1781]. 160. 161 f. 250. 256.  
 Leupold, Heinrich. Brem. Leinwandhändler um 1840. 256.  
 Leuwer, Franz. Buchhändler. 261.  
 Lichtwark, Alfred. Museumdirektor [1852–1914]. 67. 153.  
 Liebermann, Max. Maler [1847–1935]. 137.  
 Liesche, Richard. Domorganist [1890–1957]. 175. 194. 197. 201. 204. 205.  
 Lindemann, Moritz. Schriftsteller [1823–1908]. 34 ff. 239.  
 Linke, Joachim. Bremer Journalist im 16. Jh. 238.  
 Lippert, Albert. Generalintendant. 175.  
 List, Friedrich. Volkswirt [1789–1846]. 44 f.  
 Liszt, Franz, Komponist [1851–1919]. 63. 179.  
 Litt, Theodor. Historiker und Philosoph. 122.  
 Livingstone, David. Naturforscher [1813–1873]. 30.  
 Löhndorff, Ernst Friedrich. Schriftsteller. 262.  
 Löning, George Anton. Rechtsgeschichtler [1900–1946]. 153. 283.  
 Löns, Hermann. Schriftsteller [1866–1914]. 262.  
 Loewe, Johann Heinrich. Musiker [um 1800]. 185.  
 Lohmann, Alfred. Exportkaufmann [1870–1919]. 152.  
 Longfellow, Henry Wadsworth. Amerik. Dichter [1807 bis 1882]. 258.  
 Lonke, Alwin. Historiker [1865–1947]. 273. 276. 282.  
 Loos, Woldemar v. [gest. 1852]. 209.  
 Lotter, Melchior d. Ä. Buchdrucker und Verleger [gest. um 1542]. 248.  
 Lucas van Leyden. Maler [1494–1533]. 151.  
 Ludwig, Otto. Schriftsteller [1813–1865]. 213.  
 Lüben, August. Dir. d. Lehrerseminars [1804–1873]. 86.  
 Lücke, Hermann. Redakteur. 70 f.  
 Lüdeking, Hans. Lehrer [1864–1945]. 90. 95.  
 Lüdemann, Heinrich. Schulvorsteher [1835–1911]. 87.  
 Lüderitz, Franz Adolf Eduard. Kolonialkaufmann [1834–1886]. 31. 33. 34. 129.  
 Lürman. Konsul und Senator. 12.  
 Luther, Martin. Reformator [1483–1546]. 225.  
 Macke, August. Maler [1887–1914]. 149.  
 Mackensen, Fritz. Maler [1866–1953]. 146.  
 Mackensen, Lutz. Volkskundler. 232.

- Mahler, Gustav. Komponist [1860–1911]. 179.  
 Maillol, Aristide. Bildhauer [1861–1944]. 134.  
 Makart, Hans. Maler [1840–1884]. 146.  
 Mallet, Friedrich. Pastor [1792–1865]. 102. 105 f.  
 Manet, Edouard. Maler [1832–1883]. 137. 156.  
 Marc, Franz. Maler [1880–1916]. 134. 149.  
 Marcks, Gerhard. Bildhauer. 137. 154.  
 Marcus, Victor Wilhelm. Bürgermeister [1849–1911]. 153 f.  
 Marschner, Heinrich. Komponist [1795–1861]. 201.  
 Marx, Karl. Philosoph u. Publizist [1818–1883]. 66. 257.  
 Mascagni, Pietro. Komponist [1863–1945]. 166.  
 Mauritz, Oscar. Domprediger [1867–1958]. 104. 106.  
 Maury, Matthew Fontaine. Amerik., Begründer der Meereskunde [1806–1873]. 26.  
 Mehring, Franz. Schriftsteller [1846–1919]. 257. 262.  
 Meid, Hans. Radierer und Maler. 262.  
 Meier, Diedrich. Verleger [gest. 1804]. 265.  
 Meier, Gerhard. Pastor [1664–1703]. 226.  
 Meier, Heinrich. Jurist und Verleger [gest. 1837]. 243.  
 Meier, Hermann Heinrich. Begr. d. Nordd. Lloyd [1809–1898]. 34. 87. 133. 200 f. 233.  
 Meier, Hermann Heinrich jr. [1845–1905]. 151 f.  
 Meier, John. Volksliedforscher [1864–1953]. 233 f.  
 Meier, John Daniel. Bürgermeister [1804–1871]. 233.  
 Meinken, Herm. Naturwissenschaftler. 22.  
 Meißner, Ernst. Chordirigent. 204.  
 Melchers, Hermann. Kaufmann [1842–1918]. 37. 42. 152 f.  
 Melchers, Laurenz Heinrich Carl [1812–1888]. 152.  
 Mendel, Gregor. Naturforscher [1822–1884]. 23.  
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix. Komponist [1809–1847]. 179.  
 Menke, Theodor. Geograph [1819–1892]. 32.  
 Menken, Gottfried. Pastor [1768–1831]. 102 f. 105. 116. 120.  
 Menken, Gottfried. Maler [1799–1838]. 141. 268.  
 Menken, Johann Heinrich. Kunstmaler u. Kunsthändler [1766–1839]. 140 f. 147. 268.  
 Menzel, Adolph v. Maler [1815–1905]. 134. 144. 151. 155.  
 Messerer, Stefan. Maler [1798–1865]. 143.  
 Mevissen, Werner. Dir. d. Volksbüchereien. 82.  
 Meyer, Elard Hugo. Volkskundler [1837–1908]. 279. 282.  
 Meyer, Hanns. Verkehrsdirektor. 69. 155.  
 Meyer, Nikolaus. Arzt [1775–1855]. 138 f. 141.  
 Meyrink, Gustav. Schriftsteller [1868–1932]. 262.  
 Michaelis, Johann David. Ev. Theologe [1717–1791]. 250.  
 Mieris, Frans van, d. X. Maler [1635–1681]. 140.  
 Miesegaes, Carsten. Historiker [1767–1846]. 268.  
 Milton, John. Engl. Dichter [1608–1674]. 256.  
 Mindermann, Marie. Sozialpädagogin [1808–1882]. 60.  
 Mißler, Friedrich. Kaufmann [1858–1922]. 154.  
 Modersohn-Becker, Paula. Malerin [1876–1907]. 147. 156.  
 Mohr, Eduard. Forschungsreisender [1828–1876]. 29 f. 32 f.  
 Mohr, Nikolaus. Redakteur [1826–1886]. 245.  
 Molière, Jean Baptiste Poquelin. Franz. Komödiendichter [1622–1673]. 221.  
 Moltke, Hellmuth Graf v. Feldmarschall [1800–1891]. 153.  
 Mommsen, Theodor. Historiker [1817–1903]. 257.  
 Monet, Claude. Franz. Maler [1840–1926]. 137.  
 Moritz v. Hessen [1572–1632]. 238.  
 Morris, Williams. Engl. Schriftsteller [1834–1896]. 258 f.  
 Mosle, Alexander Georg. Kaufmann [1827–1882]. 34.  
 Mozart, Wolfgang Amadeus. Komponist [1756–1791]. 162. 177 ff. 180. 181. 185 f. 193.  
 Mühlner, Heinrich v. Preuß. Kultusminister [1813–1874]. 209.  
 Müller, Adolf. Arzt [1784–1811]. 185.  
 Müller, Elise. Gründerin der Singakademie [1782–1849]. 178. 185 f.  
 Müller, Heinrich. Architekt [1819–1890]. 12 f. 126.  
 Müller, Hermann. Reichskanzler [1876–1931]. 66. 200.  
 Müller, Hermann Alexander. Oberlehrer [1814–1894]. 274. 282.  
 Mueller, Otto. Maler [1874–1930]. 149.  
 Müller, Wilhelm Christian. Domkantor [1752–1831]. 177 ff. 185 ff. 194.  
 Müller-Scheeßel, Ernst. Kunstmaler [1863–1936]. 69. 157.  
 Münchhausen, Börries Frh. v. Dichter [1874–1945]. 24.  
 Münnich, Franz. Zigarrenfabrikant. 60.  
 Munch, Edvard. Norw. Maler [1863–1944]. 151.  
 Murtfeld, Amalie. Malerin [1828–1888]. 143.  
 Nansen, Fridtjof. Forschungsreisender [1861–1930]. 36.  
 Neander, Joachim. Prediger [1650–1680]. 207.  
 Nebelthau, Friedrich. Senator [1863–1947]. 154.  
 Neuber, Friederike Caroline. Theaterdirektorin [1697 bis 1760]. 160.  
 Neubert, Reinhold. Musiklehrer. 189.  
 Neumann, Angelo. Theaterdirektor [1838–1910]. 165 f. 184.  
 Nicolai, Johann David. Domprediger [1742–1825]. 103.  
 Nicolai, Otto. Komponist [1810–1849]. 174.  
 Niebuhr, Barthold Georg. Historiker [1776–1831]. 237. 243.  
 Nielsen, Wilhelm. Kaufmann. 34.  
 Niemeyer, Hermann. 2. Direktor der Musikhochschule. 190.  
 Nietzsche, Friedrich. Philosoph [1844–1900]. 116. 257.  
 Nölke, Friedrich Gerhard Konrad. Astronom [1877–1947]. 21.  
 Nössler, Eduard. Organist [1863–1943]. 197. 201.  
 Nolde, Emil. Maler [1867–1956]. 149.  
 Noltenius, Christian Hermann. Kaufmann [1821–1898]. 35.  
 Noltenius, Jules Eberhard. Bürgermeister, Syndikus der Handelskammer. 48.  
 Nordenskjöld. Biologe. 19.  
 Nordenskjöld, Adolf Erik. Schwed. Polarforscher [1832 bis 1901]. 37.  
 Ochsenius, Carl. Geologe [1830–1906]. 26.  
 Oelfken, Tami. Pädagogin u. Schriftstellerin [1888–1957]. 228.  
 Oelrichs, Georg. Ratsherr [1754–1809]. 185.  
 Oelrichs, Karl Theodor. Notar [1804–1871]. 75.  
 Oest, Johann aus Cassel. Brem. Verleger um 1753. 241.  
 Olbers, Wilhelm. Astronom [1758–1840]. 19 ff. 24. 26. 32. 161. 264.  
 Oppel, Alwin. Forschungsreisender. 38.  
 Orff, Carl. Komponist. 205.  
 Ostertag, Max. Verlagsleiter. 262.  
 Ostwald, Wilhelm. Naturwissenschaftler [1853–1932]. 117.  
 Otte, Hans. Musiker. 191.  
 Otto, Julius. Hofrat, Dir. d. Theaters [1852–1924]. 167 ff.  
 Overbeck, Fr. Botaniker. 23.  
 Panzner, Karl. Dirigent [1866–1923]. 201. 205.  
 Papendiek, George Ernest. Kaufmann und Aquarellmaler [1788–1835]. 141. 143.  
 Paul, Adolf [1863–1943]. 64.  
 Pauli, Gustav. Museumsdirektor [1866–1938]. 64 f. 67. 132 ff. 150. 152 f. 257.  
 Pauli, Reinhold. Historiker [1823–1882]. 270 f.  
 Paulmann, Christian. Lehrer und Senator. 70. 96. 108.  
 Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob. Ev. Theologe [1761 bis 1851]. 103.  
 Payer, Julius Ritter v. Österr. Polarforscher [1842–1915]. 35.  
 Peimann, Friedrich. Regierungs-Direktor. 71.  
 Penzoldt, Ernst. Bildhauer und Schriftsteller [1892–1955]. 175.  
 Perthes, Justus P. Verleger [1749–1816]. 32. 34.  
 Pestalozzi, Johann Heinrich. Pädagoge [1746–1827]. 52. 85.  
 Petermann, August. Kartograph [1822–1878]. 34. 35.  
 Peters, Fritz. Amtmann im Staatsarchiv. 164. 274.  
 Peuckert, Will Erich. Volkskundler. 228.  
 Pezel, Christoph. Superintendent [1539–1604]. 102.  
 Pfankuch, K. E. Liebhaber-Entomologe. 22. 24.  
 Pfeiffer, Hans. Redakteur [1868–1956]. 69. 262.  
 Pfeiffer, Hans Heinrich. Biophysiker. 22.

- Pfitzner, Hans. Komponist [1869–1949]. 182.  
 Pfitzner, Oskar. Konzertmeister [1854–1924]. 181.  
 Pfizer, Theodor. Oberbürgermeister von Ulm. 71.  
 Picasso, Pablo. Maler. 134.  
 Pieck, Wilhelm. Politiker. 66.  
 Piersig, Fritz. Musikkritiker. 194.  
 Plate, Ludwig. Oberbaudirektor. 27.  
 Plettke, Friedrich. Botaniker [1864–1942]. 22.  
 Pletzer, Friedrich. Theaterkritiker [1823–1868]. 276.  
 Pohl, Emil. Theaterdirektor [1825–1901]. 165.  
 Pollack, Egon. Kapellmeister. 167.  
 Ponten, Josef. Schriftsteller [1883–1940]. 262.  
 Ponto, Erich. Schauspieler. 223.  
 Pope, Alexander. Engl. Wirtschaftsphilosoph [1688–1744]. 256.  
 Poppe, Johann. Architekt [1837–1915]. 13. 145.  
 Poppe, Simon Albrecht. Naturwissenschaftler [1847–1907]. 22. 24.  
 Post, Albert Hermann v., Senator [1777–1850]. 185. 188. 191.  
 Post, Albert Hermann. Richter [1839–1895]. 31. 77.  
 Potter, Paulus. Holl. Maler [1615–1654]. 147.  
 Probst, Jacob. Superintendent [1486–1562]. 238.  
 Proudhon, Pierre Joseph. Franz. Publizist [1809–1865]. 258.  
 Prüser, Friedrich. Archivdirektor. 227.  
 Prüser, Jürgen. 280.  
 Puccini, Giacomo. Komponist [1858–1924]. 166.  
 Raabe, Wilhelm. Dichter [1831–1910]. 257.  
 Racine, Jean. Franz. Dramatiker [1639–1699]. 221.  
 Ranke, Leopold v. Historiker [1765–1886]. 209. 257.  
 Rasch-Enderle, Irmgard. Dozentin [1946]. 70.  
 Rassow, Gustav. Senator [1855–1944]. 152.  
 Rathenau, Walter. Außenminister [1867–1922]. 260.  
 Ratzel, Friedrich. Geograph [1844–1904]. 39.  
 Rauch, Christian Daniel. Bildhauer [1777–1857]. 144.  
 Reger, Max. Komponist [1873–1916]. 179.  
 Reichardt, Johann Friedrich [1752–1814]. 177.  
 Reinthaler, Karl. Domorganist [1822–1896]. 179 f. 181. 184. 195 ff. 198. 200. 212.  
 Reiter, Kurt. Ingenieur. 48.  
 Rembrandt Harmensz van Rijn. Maler [1606–1669]. 134 f. 151. 154 f.  
 Reusch, Hubert. Theaterdirektor. 167.  
 Reuter, Fritz. Dichter [1810–1874]. 257.  
 Reuter, Otto Sigfrid. Postrat u. Astronom [1876–1945]. 21.  
 Reuter, P. J. Frh. v. [1816–1899]. 239.  
 Ricardo, David. Engl. Volkswirtschaftler [1772–1823]. 44.  
 Richter, Emil W. Generaldirektor d. Sparkasse in Bremen. 7.  
 Richter, Jean Paul Friedrich. Schriftsteller [1763–1825]. 252. 257.  
 Richter, Ludwig. Maler [1803–1884]. 151. 257.  
 Rickmers, Willy R. Forschungsreisender. 41.  
 Riecke, Werner. Musiker. 70.  
 Rieger, Fritz. Dirigent. 190.  
 Riehl, Wilhelm Heinrich [1823–1897]. 217.  
 Riem, Friedrich Wilhelm. Domorganist [1779–1857]. 178 f. 187 f. 191. 192.  
 Riemenschneider, Tilman. Bildschnitzer [um 1460–1531]. 156.  
 Rilke, Rainer Maria. Dichter [1870–1926]. 156.  
 Rilke-Westhoff, Clara. Bildhauerin [1878–1954]. 156.  
 Ripken, Georg. Völkerrechtler. 48.  
 Ritter, Carl. Geograph [1779–1859]. 217.  
 Ritter, Karl August. Theaterdirektor [1800?–1878]. 163 f.  
 Ritz, Carl Wilhelm. Realschullehrer. 83 f.  
 Rocco, Friedrich Wilhelm [1819–1897]. 229.  
 Roda-Roda, Alexander. Schriftsteller [1872–1945]. 156.  
 Rode, Joh. Gottfried. Jagd- und Militärkomp. [1797 bis 1857]. 186.  
 Rodin, Auguste. Franz. Bildhauer [1840–1917]. 134. 155 f.  
 Rösicke, Adolf. Theaterdirektor ab 1868. 164.  
 Rösing, Johannes [1793–1862]. 56. 59 f.  
 Rössing, Alexander Frh. v. Dir. d. Deutschen Bank [1864 bis 1938]. 69.  
 Roewer, Carl Friedrich. Museumsdirektor ab 1933. 22.  
 Rogge, Alma. Schriftstellerin. 229. 262.  
 Rohden, Dr. v. Arzt. 204.  
 Rohland, Julius Georg Bernhard. Kaufmann [1826–1882]. 154.  
 Rohlf, Gerhard. Afrikaforscher [1831–1896]. 30 f. 32 f.  
 Roller, Christian Nicolaus. Gymnasialprofessor [1745 bis 1818]. 265. 269.  
 Roselius, Ludwig. Kaufmann und Kunstsammler [1874 bis 1943]. 14. 80. 134. 155 ff. 206 f. 275.  
 Roselius, Ludwig. Komponist und Musikkritiker. 184.  
 Roth, Albrecht Wilhelm. Arzt und Botaniker [1757–1834]. 21. 24. 241. 264.  
 Rotteck, Karl Wenzeslaus v. Politiker [1775–1840]. 242.  
 Rowohlt, Ernst. Verleger 215. 259 f.  
 Rubens, Peter Paul. Maler [1577–1640]. 156. 214.  
 Rubinstein, Anton. Pianist [1830–1894]. 180.  
 Rullmann, Ludwig. Maler [1765–1822]. 138 f.  
 Rump, Hinrich. Dir. der Stadtbibliothek [1768–1837]. 76.  
 Runge, Alfred. Architekt [1881–1946]. 157.  
 Runge, Philipp Otto. Maler [1777–1810]. 137 f.  
 Rusch, Adolf. Drucker und Verleger im 15. Jahrh. 259.  
 Rutenberg, Christian. Forschungsreisender [1851–1878]. 30.  
 Rutenberg, Lüder. Bauunternehmer. 30. 37.  
 Saint Saëns, Camille. Komponist [1835–1921]. 179.  
 Salus, Hugo. Österr. Schriftsteller [1866–1929]. 258.  
 Sappho. Griech. Dichterin um 600 v. Chr. 260.  
 Sassoferrato, Giovanni Battista Salvi. Maler [1609–1685]. 186.  
 Saurmann, Nathanael. Verleger [1699–1759]. 241. 250.  
 Saurmann, Philipp Gottfried. Verleger [gest. 1730]. 249.  
 Schacht, Peter. Komponist [1091 – gest. im Krieg]. 184.  
 Schäfer, Dietrich. Historiker [1845–1929]. 279. 283.  
 Schaefer, Karl. Museumsdirektor [1870 – gest. nach 1935]. 131. 230 ff.  
 Scharrelmann, Heinrich. Lehrer [1871–1940]. 93 f.  
 Scharrelmann, Wilhelm. Schriftsteller [1875–1950]. 229. 262.  
 Schatteburg, Gustav A. F. Pilzsachverständiger. 21.  
 Schauinsland, Hugo. Museumsdirektor [1857–1937]. 23. 26. 39. 40. 129.  
 Schecker, Heinrich. Oberstudienrat [1891–1944]. 283.  
 Scheffel, Viktor v. Dichter [1826–1886]. 214. 257.  
 Schelling, Friedrich Wilhelm. Philosoph [1775–1854]. 209.  
 Schelsky, Helmut. Soziologe. 124 f.  
 Scherenberg, Christian Friedrich. Dichter [1798–1881]. 209.  
 Schiller, Johann Friedrich. Dichter [1759–1805]. 57. 60 f. 65. 70. 106. 161 f. 175. 177. 213. 250. 252. 256 f.  
 Schinkel, Karl Friedrich. Bildhauer u. Architekt [1781 bis 1841]. 12.  
 Schlaf, Johannes. Dichter [1862–1941]. 262.  
 Schlegel, Friedrich Wilhelm. Dichter [1772–1829]. 251.  
 Schleiden, Rudolf. Ministerresident [1815–1895]. 77.  
 Schlichthorst, Hermann. Rektor [1766–1820]. 241.  
 Schlözer, August Ludwig v. Historiker [1735–1809]. 250.  
 Schmidt-Barrien, Heinrich. Heimatdichter. 229.  
 Schmidt-Rottluff, Karl. Maler. 149.  
 Schnackenburg, Hellmut. Generalmusikdir. 183. 189. 190.  
 Schnorr v. Carolsfeld, Julius. Maler [1794–1872]. 144. 146. 214. 257.  
 Schönaich-Carolath, Emil v. [1852–1908]. 106.  
 Schönberg, Arnold. Komponist [1874–1951]. 183.  
 Scholz, Bernhard. Komponist [1835–1916]. 180.  
 Schopenhauer, Arthur. Philosoph [1788–1860]. 216. 257.  
 Schröder, Rudolf Alexander. Dichter. 132. 173. 219. 220 ff. 258. 260. 262.  
 Schroeter, Carl Friedrich. Musiklehrer um 1830/50. 188. 195.  
 Schröter, Johann Hieronymus. Oberamtmann, Astronom [1745–1816]. 21.

- Schubert, Franz. Komponist [1797–1828]. 179. 181.  
 Schünemann, Verleger. 243. 244. 246. 252. 255. 261. 262.  
 Schütt, B. Studienrat. 22.  
 Schütte, Carl. Kaufmann [1839–1917]. 152.  
 Schütte, Daniel. Rechtsanwalt [1763–1850]. 161 ff.  
 Schütte, Franz Ernst. Kaufmann [1826–1911]. 115. 152 ff.  
 Schütte, Heinrich. Rektor, Küstenforschungen [1863–1939]. 25.  
 Schütte, Meta Frau, geb. Capelle [1855–1931]. 154.  
 Schultz, Alfred, s. Schultz, Friedrich August.  
 Schultz, Friedrich August. Senator u. Bürgermeister [1835 bis 1905]. 152. 166.  
 Schulz, Albert. Leiter d. Volkshochschule Bremerhaven. 70.  
 Schulz, Günter. Dir. der Bremer Volkshochschule. 71. 151.  
 Schulz, Heinrich. Redakteur, Staatssekretär [1872–1932]. 61. 66 f. 90.  
 Schulz, Joh. Abraham Peter. Komponist [1747–1800]. 177.  
 Schultz-Walbaum, Theodor. Graphiker und Tafelschnitzer. 157.  
 Schumacher, Fritz. Architekt [1869–1947]. 64. 163.  
 Schumacher, Hermann Albert. Syndikus [1839–1890]. 35. 279. 282.  
 Schumann, Georg. Komponist [1866–1952]. 184.  
 Schumann, Robert. Komponist [1810–1856]. 179 f. 193.  
 Schumann-Wieck, Clara. Pianistin [1819–1896]. 180.  
 Schurtz, Heinrich. Völkerkundler [1873–1903]. 39.  
 Schwalb, Moritz. Pfarrer [1833–1916]. 103 f.  
 Schwarzwälder, Herbert. Historiker. 276.  
 Schwebel, Karl Heinz. Dir. des Staatsarchivs Bremen. 68.  
 Schwind, Moritz v. Maler [1804–1871]. 145. 214.  
 Scotland, Eduard. Architekt und Graphiker [1885–1945]. 157. 260.  
 Scott, Sir Walter. Engl. Schriftsteller [1771–1832]. 256 ff.  
 Seedorf, Heinrich. Bibliotheksdirektor [1863–1922]. 78.  
 Seemann, Carl. Pianist. 205.  
 Seemann, Erich. Prof., Leiter des deutsch. Volksliedarchivs. 234.  
 Seemann, Heinrich. Baumeister [1843]. 163.  
 Segelken, Melchior Hermann. Arzt [1814–1885]. 133. 151.  
 Seidl, Gabriel v. Architekt [1848–1913]. 13. 153.  
 Sello, Georg. Jurist [1850–1926]. 279.  
 Senefelder, Alois. Erfinder der Lithographie [1771–1824]. 139.  
 Senger, Alexander. Leiter des Stadttheaters von 1885 bis 1898 [1840–1902]. 166. 168.  
 Shakespeare, William. Engl. Dichter [1564–1616]. 161 f. 209. 211 f. 221. 256 f.  
 Shaw, George Bernard. Irisch. Dichter [1856–1950]. 167.  
 Sheridan, Richard Brinsley. Engl. Dramatiker [1751–1816]. 256.  
 Simons, Anna. Schriftkünstlerin [1871–1951]. 260.  
 Sisley, Alfred. Maler [1839–1899]. 156.  
 Skalitzy, Ernst. Violinist. 182.  
 Slevogt, Max. Maler [1868–1932]. 155.  
 Smend, Richard. Staats- und Kirchenrechtler. 108.  
 Smetana, Friedrich. Komponist [1824–1884]. 175. 179.  
 Smidt, Heinrich, Sohn von Joh. Smidt [1806–1878]. 133. 227. 232. 238. 243. 282.  
 Smidt, Johann [1773–1857]. 9. 20. 52. 60. 74. 85. 101. 103. 106. 108 f. 226 f. 241. 243 f. 266 ff. 272. 279.  
 Smith, Adam. Engl. Moralphilosoph u. Volkswirtschaftler [1723–1790]. 44. 256.  
 Sobolewski, Eduard. Kapellmeister [1808–1872]. 183. 193.  
 Sölter. Lehrer [um 1820]. 187.  
 Soetbeer, Georg Adolf. Wirtschaftswissenschaftler [1814 bis 1892]. 44 f.  
 Sombart, Werner. Nationalökonom [1863–1941]. 66.  
 Sonnemann, Emil. Lehrer, Redakteur, Gefängnisdirektor [1869–1950]. 90.  
 Sparkuhle, Philipp Johann. Kaufmann [1859–1930]. 152.  
 Speckter, Otto. Zeichner und Maler [1807–1871]. 257.  
 Speyer, Johann v., s. Johannes v. Speyer.  
 Spielter, Hermann. Komponist und Dirigent um 1890. 204.  
 Spitta, Theodor. Bürgermeister. 71. 95.  
 Spohr, Louis. Komponist [1784–1859]. 179.  
 Spreckelsen, Friedrich v. Landgerichtsdir. [1868–1938]. 275.  
 Steckel, Johann Gottlob [1781–1846]. 57.  
 Steilen, Diedrich. Heimatkundler. 70. 231. 234. 277 f. 281.  
 Stein, Karl Reichsfreiherr vom und zum. Staatsmann [1757 bis 1831]. 244.  
 Stein, Rudolf. Baudenkmalpfleger. 148. 278.  
 Steingröver, J. Steuermann [gest. 1886]. 31. 129.  
 Steinhäuser, Carl. Bildhauer [1813–1879]. 144.  
 Steinhäuser, Wilhelm. Porträtmaler [1817–1903]. 144.  
 Steudel, Friedrich. Pastor [1897–1933]. 104.  
 Stifter, Adalbert. Dichter [1805–1868]. 214.  
 Stocker, Otto. Botaniker. 25.  
 Stöver, Gerhard Friedrich [1795–1827]. 268.  
 Stolz, Johann Jacob. Pastor [1753–1821]. 103. 243.  
 Stordk, Adam. Prof. an der Handelsschule [1780–1822]. 267. 271.  
 Storm, Johannes. Buchhändler. 261.  
 Strachwitz, Moritz Graf v. Dichter [1822–1847]. 209.  
 Strack, Christian Friedrich. Schriftsteller [1781–1852]. 98.  
 Strauß, David Friedrich. Philosoph u. Theologe [1808 bis 1874]. 57. 103.  
 Strauß, Richard. Komponist [1864–1949]. 179. 191.  
 Strawinsky, Igor Feodorowitsch. Komponist. 183.  
 Ströher, Karl. Fabrikant. 149.  
 Sudermann, Hermann. Romanschriftsteller und Dramatiker [1857–1928]. 63. 166.  
 Suhr, Heinz. Leiter der Bremer Kammerspiele. 171.  
 Suhrkamp, Peter. Verleger [1891–1959]. 221.  
 Suhrlandt, Rudolph Friedrich Carl. Maler [1781–1862]. 142.  
 Tacitus, Cornelius. Historiker [um 55 n. Chr.–116]. 260.  
 Tannert, Hans. Oberregisseur. 170.  
 Tardel, Hermann. Literaturhistoriker [1878–1951]. 228. 232 f. 277. 282.  
 Tarnow, Fritz. Gewerkschaftsführer. 47.  
 Tauberowa, Maria. Sängerin in Prag. 175.  
 Tegnér, Esaias. Schwed. Dichter [1782–1846]. 258.  
 Tettenborn, Friedrich Karl Frh. v. Russ. Reitergeneral [1778–1845]. 243.  
 Thalenhorst, Carl. Senator. 278.  
 Theile, Albert. Schriftsteller. 156.  
 Therstappen, Hans Joachim. Musikwissenschaftler [1905 bis 1950]. 194.  
 Thiers, Adolphe. Franz. Staatsmann und Historiker [1797 bis 1877]. 257.  
 Thieß, Frank. Schriftsteller. 173. 176.  
 Thieß, Franz. Gründer der „Freien Hochschule“ 1916. 68.  
 Thilenius, Georg. Anthropologe [1868–1937]. 40.  
 Thomamüller, Liselotte. Sängerin. 171.  
 Thorwaldsen, Bertel. Dän. Bildhauer [1768 od. 1770–1844]. 186.  
 Tibull, Albius Tibullus. Röm. Dichter [gest. 19 v. Chr.]. 260.  
 Tidemann, Heinrich [1878–1952]. 282.  
 Tideman, Wera. Dozentin. 69.  
 Tideman, Wilhelm. Lehrer. 69.  
 Tieck, Ludwig. Dichter [1773–1853]. 252. 258.  
 Tilemann, gen. Schenk. Maler [1601–1668]. 154.  
 Tillich, Paul. Ev. Theologe und Philosoph. 120. 122.  
 Tönges, Wilhelm. Bibl.-Insp. [gest. 1937]. 274.  
 Toulouse-Lautrec, Henri de [1864–1901]. 133. 151. 156.  
 Treviranus, Georg Gottfried. Pfarrer [1788–1868]. 103. 133.  
 Treviranus, Ludolf Christian. Botaniker [1779–1864]. 19. 264.  
 Tricht, Käthe van. Domorganistin. 205.  
 Trinkler, Emil. Asienforscher [1896–1931]. 41.  
 Troeltsch, Ernst. Ev. Theologe und Philosoph [1865–1923]. 121.

- Trüben, Friedrich. Verleger und Buchhändler. 261.  
 Tschaikowsky, Peter Iljitsch. Russ. Komponist [1840-1893]. 179.  
 Tuailon, Louis. Bildhauer [1862-1919]. 137. 152 f.  
 Turgenjev, Iwan Sergejewitsch. Russ. Schriftsteller [1818 bis 1883]. 257.
- Uhland, Ludwig. Dichter [1787-1862]. 217.  
 Undereyck, Theodor. Prediger [1635-1693]. 102.  
 Unger, Johann Friedrich. Verleger [1753-1804]. 252.
- Vanhall s. Wanhal, Joh. Baptist.  
 Varnhagen van Ense, Karl August. Österr. Schriftsteller [1785-1858]. 243.  
 Vasmer, Heinz. Lehrer [gest. 1960]. 70.  
 Vasmer, Johann. Bürgermeister [gest. 1430]. 279.  
 Veeck, Otto. Pfarrer [1860-1923]. 105.  
 Vesper, Will. Schriftsteller. 262.  
 Vierling, Georg. Komponist [1820-1901]. 214.  
 Virgil [Vergil] [70 v. Chr.-19 v. Chr.]. 21.  
 Vogeler, Heinrich. Maler [1872-1942]. 258. 260.  
 Vogler, Georg Joseph. Musiker („Abt“ V.). 193.  
 Voigt-Diederichs, Helene. Schriftstellerin. 258.  
 Volkman, Robert. Komponist [1815-1883]. 180.  
 Voltaire. Franz. Philosoph und Schriftsteller [1694-1778]. 162.  
 Vos, H. de. Universitäts-Professor. 71.  
 Vries, Hugo de. Niederl. Botaniker [1848-1935]. 23.  
 Vring, Georg v. d. Schriftsteller. 262.  
 Vulpius, Christian August. Schriftsteller [1762-1827]. 162.
- Wätjen, Christian Heinrich. Kaufmann [1813-1887]. 35.  
 Wätjen, Hermann. Historiker [1876-1944]. 283.  
 Wagemann, Ernst. Volkswirtschaftler und Statistiker [1884 bis 1956]. 47 f.  
 Wagenfeld, Friedrich. Sagensammler u. Schriftsteller [1810 bis 1846]. 227 f. 232.  
 Wagner, Helmut Otto. Ornithologe und Museumsdir. 22.  
 Wagner, Hermann. Geograph [1840-1929]. 38.  
 Wagner, Richard. Komponist [1813-1883]. 164. 165 f. 174. 179. 181.  
 Walburg, Friedrich. Oberstudiendirektor. 95. 275.  
 Waldburg-Zeil, Karl Graf v. [1841-1891]. 37.  
 Waldmann, Emil. Direktor der Bremer Kunsthalle [1883 bis 1944]. 132. 134. 150. 152.  
 Wallberg, Heinz. General-Musikdirektor. 183.  
 Wanhal, Joh. Baptist. Komponist [1739-1813]. 186.  
 Wania, Hubert. Bibl.-Insp. [1861-1922]. 187. 194. 274.  
 Warburg, Max. Bankier [1867-1946]. 195.  
 Warninghoff, Hans. Landesschulrat. 70 f.  
 Weber, C. A. Botaniker [1856-1931]. 22. 25.  
 Weber, Carl Julius. Reiseschriftsteller [1767-1832]. 225.  
 Weber, Max. Soziologe [1864-1920]. 88. 102. 121 f.  
 Wedekind, Frank. Schriftsteller [1864-1918]. 167.  
 Wegener, Hans. Bibliotheksdirektor. 81.
- Weingärtner, Kurt. Bibl.-Insp. 68.  
 Weingartner, Felix. Komponist, Dirigent [1863-1942]. 184.  
 Weissenborn, Johannes. Völkerkundler [1878-1937]. 40.  
 Weitling, Wilhelm. Utopischer Sozialist [1808-1871]. ?  
 Weizsäcker, Carl Friedrich v. Naturwissenschaftler. 19.  
 Wellmann, Friedrich. Gymnasiallehrer [1870-1951]. 185. 194 f.  
 Wende, Erich. Staatssekretär. 71.  
 Wendel, Ernst. Generalmusikdirektor [1876-1938]. 183. 195. 201. 205.  
 Wessel, Johann. Buchdrucker u. Verleger [gest. 1626]. 240.  
 Weyprecht, Karl. Nordpolfahrer [1838-1881]. 35.  
 Wiegand, Christoph Heinrich. Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd [1855-1909]. 133. 152.  
 Wiegand, Johannes. Theaterdirektor [1874-1940]. 168. 170.  
 Wiegand, Willy. Schriftkünstler, Leit. d. Brem. Presse. 259.  
 Wieland, Christoph Martin. Schriftsteller [1733-1813]. 250. 252. 256.  
 Wienholt, Arnold. Arzt [1749-1804]. 20. 52.  
 Wildkens, Otto Rudolph. Geologe [1876-1943]. 25.  
 Wilbrandt, Adolf v. Schriftsteller [1837-1911]. 214.  
 Wilde, Oscar. Engl. Schriftsteller [1856-1900]. 258.  
 Wilkens, Friedrich. Bibl.-Insp. [gest. 1955]. 192.  
 Wille, Bruno. Schriftsteller [1860-1928]. 117.  
 Willenbrock, Heinrich. Vorstandsmitglied des Goethebundes [1867-1958]. 63.  
 Willers, Ernst. Maler [1803-1880]. 144.  
 Willmann, Carl. Naturwissenschaftler. 22. 24.  
 Wilmans, Friedrich. Verleger [1764-1830]. 251 f. 268.  
 Winkelmann, Johann Joachim. Altertumsforscher [1717 bis 1768]. 256.  
 Winckler, Josef. Schriftsteller. 262.  
 Winter, Gustav. Buchhändler. 261.  
 Wohlfahrt, Frank. Komponist. 184.  
 Wohlbrück, Ludwig August. Kapellmeister. 164.  
 Wolde, Heinrich. Kaufmann und Kunstsammler. 152.  
 Wolde, Ludwig. Schriftsteller [1884-1949]. 259.  
 Wolf, Harald. Kantor. 201.  
 Wolff, Bernhard [1811-1879]. 239.  
 Wolkenhauer, August. Geograph [1877-1915]. 38.  
 Wolkenhauer, Wilhelm. Geograph [1845-1922]. 29. 38.  
 Wolters, Wilhelm. Kaufmann [1855-1918]. 154.  
 Woytinski, Wladimir. Wirtschaftsstatistiker. 47.  
 Wulff, Hinrich. Dir. der Pädagogischen Hochschule. 52. 70.
- Zachariä, Just. Friedrich Wilhelm [1726-1777]. 250.  
 Zaiser. Musiker aus Stuttgart um 1818. 186.  
 Zedlitz, Robert Graf v. Schriftsteller [1837-1914]. 64.  
 Zelter, Karl Friedrich. Komponist [1758-1832]. 177.  
 Zetkin, Clara. Politikerin [1857-1933]. 88.  
 Zobel, Johann. Ratsherr u. Bürgermeister [gest. 1631]. 232.  
 Zola, Émile. Franz. Schriftsteller [1840-1902]. 257.  
 Zuckmayer, Carl. Schriftsteller. 174.  
 Züphen, Heinrich v. Reformator [um 1489-1524]. 102. 238. 248.

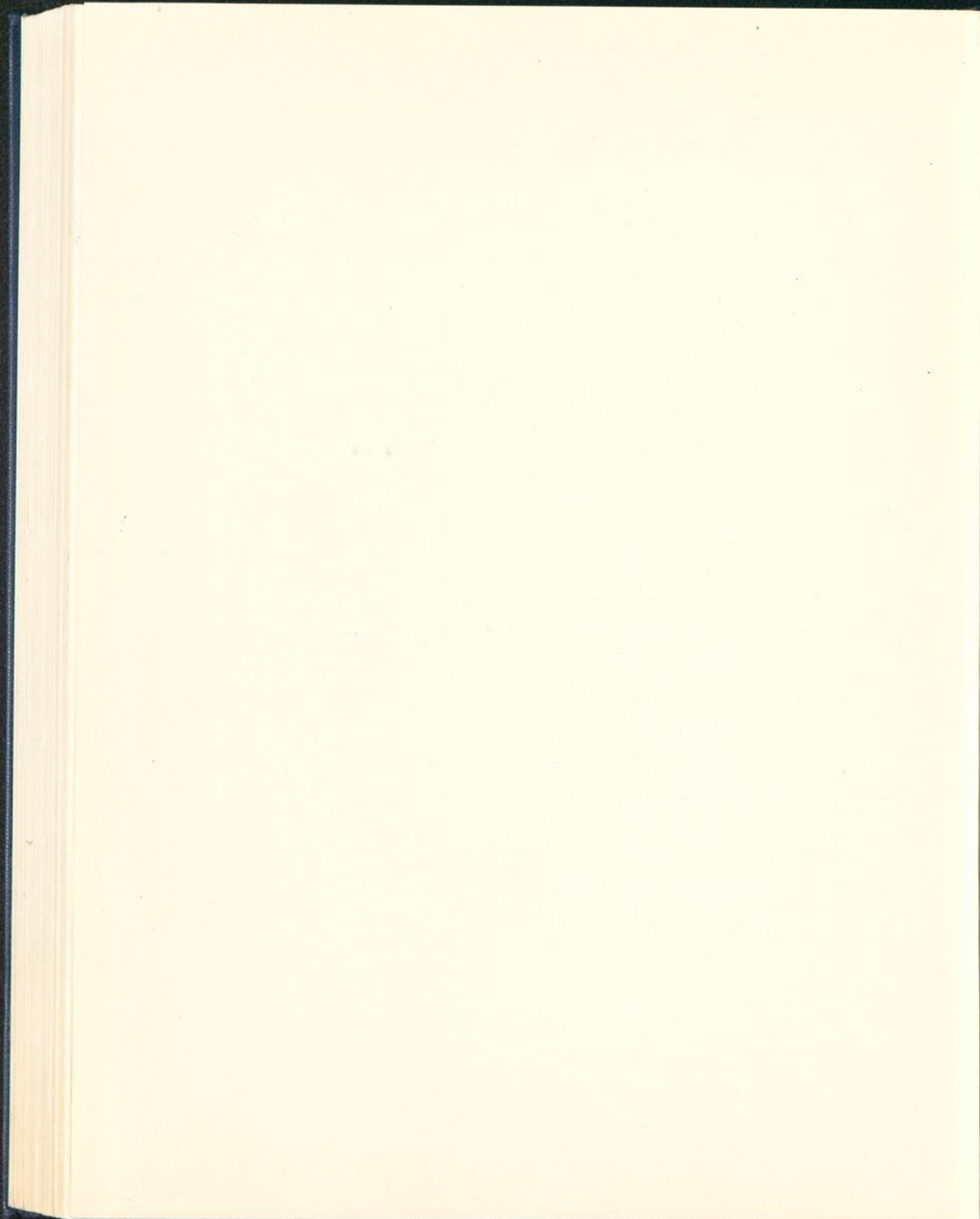
## Bildnachweis

- TAFEL 1 *Archivfotos*
- TAFEL 2 *Oben und Mitte: Archiv*  
*Unten: Foto Kurt Barthel, Bremen*
- TAFEL 3 *Archivfotos*
- TAFEL 4 *Oben und unten: Verkehrsverein Bremen*
- TAFEL 5 *Oben: Foto Hermann Ohlsen, Bremen*  
*Unten: Foto Rudolf Dodenhoff, Worpswede*
- TAFEL 6 *Oben und Mitte: Oberpostdirektion, Bremen*  
*Unten: Foto Hermann Ohlsen, Bremen*
- TAFEL 7 *Oben: Foto Saebens, Worpswede*  
*Unten: Foto Hermann Ohlsen, Bremen*
- TAFEL 8 *Oben: Foto Saebens, Worpswede*  
*Unten: Foto Hermann Ohlsen, Bremen*
- TAFEL 9 *Oben: Bauverwaltung Bremen*  
*Unten: Verkehrsverein Bremen*
- TAFEL 10 *Oben: Foto Stieckelmann, Bremen*  
*Mitte: Bauverwaltung Bremen*  
*Unten: Foto Klaus Sander, Bremen*
- TAFEL 11 *Foto Hermann Ohlsen, Bremen*
- TAFEL 12 *Verkehrsverein Bremen*
- TAFEL 13 *Archivfotos*
- TAFEL 14 *Nach einer Skizze von C. Fedeler*
- TAFEL 15 *Zeichnung nach einer Fotografie*  
*von L. Brade, Bremerhaven*
- TAFEL 16 *Ausschnitt aus der Grönlandkarte*  
*von Julius Payer (Focke-Museum)*
- TAFEL 17 *Archiv*
- TAFEL 18 *Archiv*
- TAFEL 19 *Archiv*
- TAFEL 20 *Archiv der Staatsbibliothek*
- TAFEL 21 *Oben: Archiv der Staatsbibliothek*  
*Unten: Nach einer Handzeichnung*  
*von Georg Kohl*
- TAFEL 22 *Archiv der Staatsbibliothek*
- TAFEL 23 *Aus dem „Circularbuch des Kleinen Lehrervereins“ (Staatsbibliothek Bremen)*
- TAFEL 24 *Titelblatt von Heinrich Vogeler zu Arno Holz' „Blebschmiede“ in der „Insel“ (Staatsbibliothek Bremen)*
- TAFEL 25 *Kunsthalle Bremen*
- TAFEL 26 *Oben: Focke-Museum*  
*Unten: Kunsthalle Bremen*
- TAFEL 27 *Kunsthalle Bremen*
- TAFEL 28 *Kunsthalle Bremen*
- TAFEL 29 *Faksimilewiedergabe einer Abrechnung der Forschungsreise im Jahre 1881/82 für die Geographische Gesellschaft Bremen*
- TAFEL 30 *Lithographie von F. A. Dreyer*
- TAFEL 31 *Foto von Christian Pundsack, Bremen (Focke-Museum)*
- TAFEL 32 *Oben: Bronzeplastik*  
*von Prof. Bernhard Hoetger*  
*Unten: Foto Stieckelmann, Bremen*
- TAFEL 33 *Oben: Lithographie von G. Hunckel*  
*Unten: Ölbild von Hermann Drechsler*
- TAFEL 34 *Fotos Lohrisch-Achilles, Bremen*
- TAFEL 35 *Oben: Marmorrelief von Otto Gildemeister*  
*Foto Lohrisch-Achilles, Bremen*  
*Unten links: Ölbildnis von Fanny Retemeyer*  
*Unten rechts: Ölbildnis von Franz v. Lenbach (Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, Oldenburg)*
- TAFEL 36 *Links: Bildnisbüste von Arnold Frische (Privatbesitz)*  
*Mitte: Bronzestatuette von Clara Rilke-Westhoff (Kunsthalle Bremen)*  
*Rechts: Bronzestatuette von Gustav Adolf Schreiber (Kunsthalle Bremen)*
- TAFEL 37 *Oben: Ölbild von Alfred Steinke*  
*Unten: Foto Staatsarchiv Bremen*
- TAFEL 38 *Selbstbildnis Heinrich Smidt*
- TAFEL 39 *Archiv*
- TAFEL 40 *Oben: Archivfoto Carl Schünemann Verlag*  
*Unten: Notiz aus der Weserzeitung vom 19. 11. 1847*

Seite 203 *Archiv Staatsbibliothek* · Seite 253 *Druckstock im Focke-Museum*

*Schutzumschlag unter Verwendung einer kolorierten Architektenzeichnung (Focke-Museum)*





36-

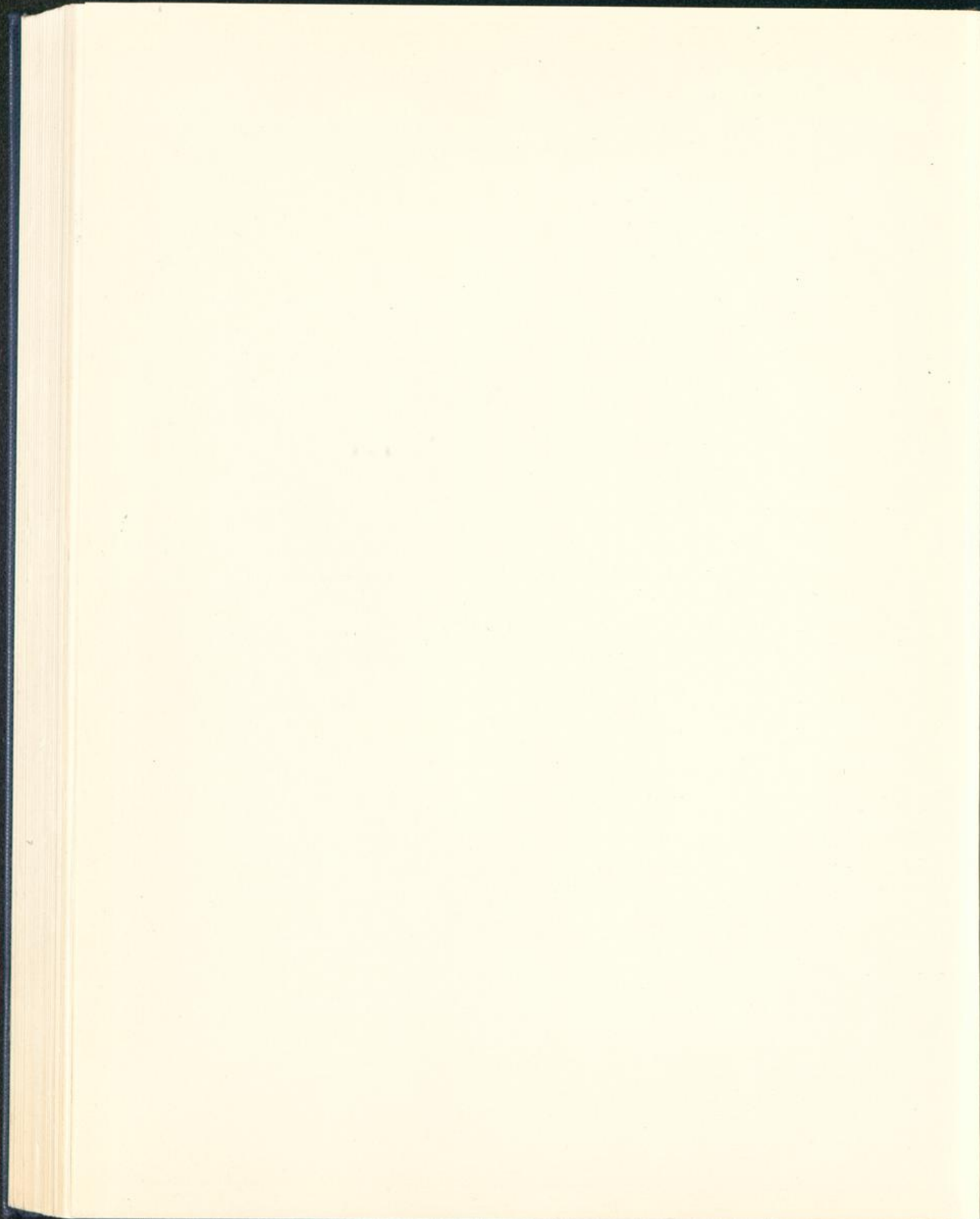
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

SUB Bremen

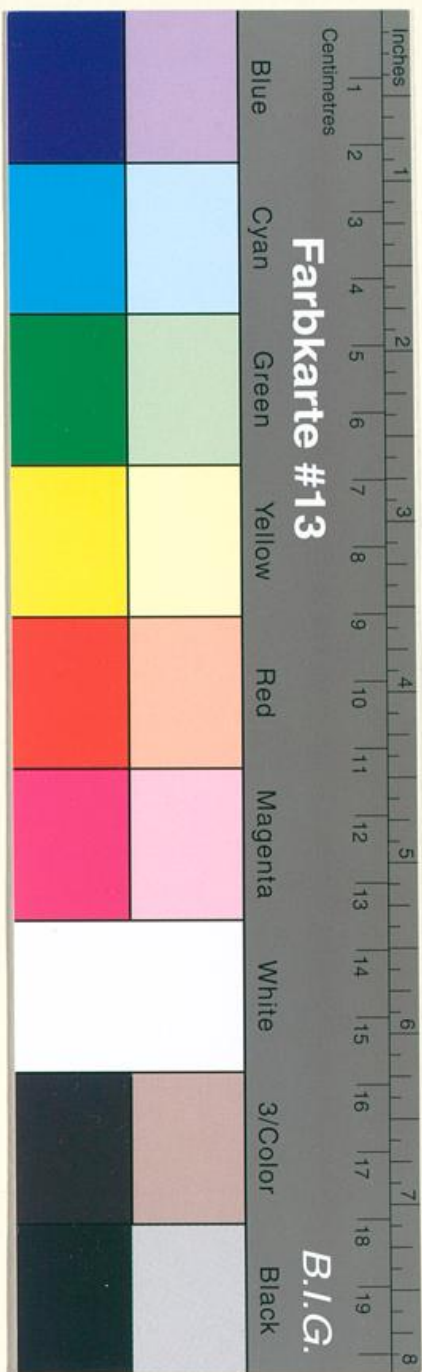


01.A.4600

1496



36-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



1496

